



universität  
wien

# DISSERTATION DOCTORAL THESIS

Titel der Dissertation /Title of the Doctoral Thesis

„Die deutsche Minderheit in Ostböhmen.  
Sonderfall Schatzlar“

verfasst von / submitted by

Mag. Reinhard Suchomel

angestrebter akademischer Grad / in partial fulfilment of the requirements for the degree  
of

Doktor der Philosophie (Dr. phil.)

Wien, 2017 / Vienna 2017

Studienkennzahl lt. Studienblatt /  
degree programme code as it appears  
on the student record sheet:

A 092 122

Dissertationsgebiet lt. Studienblatt /  
field of study as it appears on the  
student record sheet:

Soziologie

Betreut von / Supervisor:

ao. Univ.-Prof. i.R. Dr. Roland Girtler



*Všechno se jednou probolí  
na vlastní dno a zmizí strach  
krásné jsou staré stodoly  
prázdné po dávných úrodách*  
Jan Skácel



# Inhalt

1. Einleitung.....	11
2. Vorbemerkungen .....	13
1. Der Weg zu dieser Forschung .....	13
2. Wegweiser.....	13
3. Eingrenzung des Untersuchungsgebiets .....	14
4. Voraussetzungen .....	16
5. Methode – das ero-epische Gespräch.....	16
6. Probleme bei der Forschung .....	19
7. Konkrete Fragestellungen und Ziele der Untersuchung.....	22
8. Forschungsliteratur.....	24
9. Zwei Narrative.....	24
10. Terminologie, Bezeichnungen, Namen.....	27
11. Aufbau der Arbeit.....	28
2. Wechselbeziehungen: Verbindendes und Trennendes zwischen Deutschen und Tschechen .....	33
1. Sprachliche Beziehungen.....	35
1. Sprachkontakt.....	35
2. Wahrzeichen.....	36
3. Vom Laib Brot .....	37
4. Eine 800 Jahre lange gemeinsame Geschichte.....	38
5. Pfennig, Groschen, Taler .....	43
6. Versuche der Abgrenzung – Hus und die Schleifer der Sprache .....	45
7. Hantec - der tschechische Dialekt Brünns .....	49
8. <i>Furt</i> und <i>holt</i> .....	51
9. Slawisches im Deutschen .....	52
10. Wienerisch.....	53

2.	Rübezahl .....	57
1.	Erste Belege .....	57
2.	Der Name Rübezahl .....	66
3.	Rübezahl in Oper, Literatur und bildender Kunst.....	67
4.	Rübezahl kontrovers.....	72
5.	Rübezahl und die Erinnerung an die alte Heimat .....	73
6.	Rübezahl und der Tourismus .....	76
3.	Die deutschsprachige Minderheit in Schatzlar und im östlichen Riesengebirge .....	79
1.	Grenze.....	81
1.	Randböhm´ .....	82
2.	Eine Kapelle auf der Schneekoppe.....	84
3.	Holzknächte aus Schwaz.....	85
4.	Ein Blick über die Grenze – Zillertal .....	89
5.	Die Grenze und der Kampf um Schlesien.....	94
6.	Die Konstanz der böhmischen Grenze .....	99
7.	Stachelberg - Befestigungen im Grenzgebiet.....	101
8.	Sprachgrenze .....	103
9.	Schulen.....	105
10.	Austausch .....	107
11.	Deutsch mit den Prager Juden .....	110
12.	Sprachtod.....	111
13.	Überwindung der Grenzen durch Schmuggel .....	112
14.	<i>Künstlerkolonie</i> nach der Aussiedlung .....	114
15.	Na prodej – for sale – te huur.....	117
2.	Schatzlar und Umgebung .....	123
1.	Industrie.....	131
2.	Persönlichkeiten in und aus Schatzlar und Umgebung .....	140
3.	Gewährspersonen aus Schatzlar .....	147

3.	Bruchlinien der Geschichte .....	157
1.	Erste Tschechoslowakische Republik.....	157
2.	Rot und braun in den 1930er Jahren .....	158
3.	In Erwartung der „Befreiung“ .....	159
4.	Die Tschechen nach dem Münchner Abkommen .....	162
5.	Die Aussiedlung der Tschechen aus Sicht der Deutschen .....	164
6.	Zeit des Reichsgaus Sudetenland .....	165
7.	Kriegsausbruch und Folgen.....	166
8.	Nachkriegszeit – Stigmatisierung und Diskriminierung .....	166
9.	„Wir wollten weg“ - Aussiedlung.....	170
10.	Schließung der deutschen Schulen.....	172
11.	Goldgräber.....	173
12.	Osídlování – die Neubesiedlung der Grenzregion .....	175
13.	Beziehungslosigkeit und Untergang .....	180
14.	Zwangsarbeit .....	182
15.	Normalisierung.....	184
16.	Freiwillige Aussiedlung in den 1960er Jahren.....	184
4.	Organisationen der Deutschen .....	187
1.	KSONN - Kind des Prager Frühlings.....	187
2.	Begegnungszentrum Trautenau.....	194
3.	Städtisches Museum Schatzlar – městské muzeum Žacléř.....	195
5.	Bergwerk (Lebenswelt 1) .....	199
1.	Anfänge des Bergbaus in Böhmen .....	199
2.	Walen oder Venetianer.....	200
3.	Der Bergbau in Schatzlar und Umgebung.....	205
4.	Deutsche und Tschechen auf der Grube .....	210
5.	Gefangene und Häftlinge.....	211
6.	Harte Arbeit und Gefahr.....	212

7.	Humor: Witze und Spitznamen .....	221
8.	Kultur des Bergbaus .....	223
9.	Arschleder .....	229
6.	„Die Kolonie war Hauptsache für die Grube“ (Lebenswelt 2) .....	233
1.	Geschichte der Arbeiterwohnhäuser .....	234
2.	Die rote Kolonie in Schatzlar .....	237
3.	Der „Kolonieanger“ .....	242
4.	Reinlichkeit und Ordnung .....	244
5.	Kinder in der Kolonie.....	246
6.	Umgebung der Kolonie .....	246
7.	Verfall und Rettung.....	248
7.	Bauden - Wahrzeichen des Riesengebirges (Lebenswelt 3).....	251
1.	Geschichte der Bauden im Riesengebirge.....	251
2.	Umfunktionierung der Bauden.....	256
3.	Bauden und die Schatzlarer.....	258
4.	Die politische Dimension der Bauden .....	263
5.	Die Bauden nach der Aussiedlung .....	267
6.	Große Bauden und ihr Untergang – vom Fehlen der Bauden.....	267
7.	Baudennamen im Laufe der Geschichte: Grenzbaude und Hotel Družba.....	276
8.	Nach 1945.....	277
4.	Schluss .....	279
5.	Literaturverzeichnis .....	283
6.	Abbildungsverzeichnis .....	296
7.	Verzeichnis der deutschen Ortsnamen mit Übersetzung .....	299
8.	Danksagung und Widmung .....	305
9.	Abstract.....	307





# **1. Einleitung**



## **2. Vorbemerkungen**

### **1. Der Weg zu dieser Forschung**

Von September 1999 bis August 2004 arbeitete ich im Rahmen eines Auslandslektorats der Österreich-Kooperation an der Universität Königgrätz (Hradec Králové), wo ich am Lehrstuhl für deutsche Sprache und Literatur Lehramtsstudierende österreichische Landeskunde und Literatur unterrichtete. Bei den Studierenden traf ich auf viele ursprünglich deutsche Familiennamen wie beispielsweise Tauchmannová, Teichmann, Walter, Valdman oder Effenbergerová, die auf deutsche Vorfahren schließen ließen. Aus diesem Grund erkundigte ich mich in jeder Seminargruppe, ob nicht jemand solche deutschsprachigen Vorfahren habe. Die Studierenden selbst verfügten hörbar über keine muttersprachlichen Fähigkeiten in der deutschen Sprache (bis auf eine Ausnahme), doch tatsächlich erinnerten sich einige, dass diese Großmutter oder jener Großvater eigentlich Deutscher sei, ohne jedoch ihrem oder seinem Enkel gegenüber von der Muttersprache Gebrauch gemacht zu haben – es wurde tschechisch gesprochen. Immerhin war dies ein erster Hinweis, dass es noch Vertreter der ehemals millionenstarken deutschen Bevölkerung in Tschechien gab, von denen ich bis dahin nichts wahrgenommen hatte. Und die Diskussionen über die sogenannten Beneš-Dekrete (und das Kernkraftwerk Temelín) in den österreichischen und tschechischen Medien, die auch alte Wunden aufrissen und die zwischenstaatlichen Beziehungen trübten, vermittelten den Eindruck, dass die deutsche Bevölkerung nach dem Zweiten Weltkrieg gänzlich aus der damaligen Tschechoslowakei vertrieben worden war. Diesen Eindruck bestätigten mir auch viele andere aufmerksame Beobachter. Da nun meine ersten Erkundungen dem widersprachen, begann ich mich mehr für das Thema „Deutsche Minderheit in Tschechien“ zu interessieren – dass es sich um eine zahlenmäßig kleine Minderheit handelte, die politisch und auch kulturell wenig Gewicht hatte, war mir allerdings klar.

### **2. Wegweiser**

Das Interesse für Minderheiten in Mittel- und Osteuropa trug ich schon längere Zeit in mir. Ausgelöst wurde es vom Betreuer dieser Arbeit und meinem langjährigen Lehrer Roland Girtler, der mich als Studenten der deutschen Philologie und Bohemistik Mitte der 1990er Jahre auf die Exkursion zu den altösterreichischen Ländlern nach Großpold (Apoldu de

Sus) im heute rumänischen Siebenbürgen mitnahm. Nebenbei sei an dieser Stelle hervorgehoben, dass die Exkursion nach wie vor – seit mehr als zwei Jahrzehnten – im Juni stattfindet. Eine Gruppe von Studierenden wird dabei von Girtler innerhalb zweier Wochen im Rahmen des Seminars *Teilnehmende Beobachtung* bzw. *Randkulturen* auf unmittelbare Weise in die Praxis der Feldforschung eingeführt. Ich nehme an, dass es sich bei diesem Langzeitprojekt um etwas Einzigartiges in der Welt der Wissenschaft handelt, vor allem was die Ausdauer des Exkursionsleiters betrifft. Vier Bücher (*Verbannt und Vergessen*, *Die Letzten der Verbannten*, *Echte Bauern*, *Das letzte Lied vor Hermannstadt*), einige Diplomarbeiten und Dissertationen resultierten daraus. Seit meiner ersten Teilnahme nehme ich nun alljährlich an der Exkursion teil, um den Wandel in dem ländlerisch-sächsischen Dorf und den allmählichen Untergang der Jahrhunderte lang ansässigen Kultur zu beobachten.

Einen anderen Impuls für das Interesse an der Buntheit Ostmitteleuropas bildeten die Jiddischübungen bei Jacob Allerhand am Institut für Judaistik der Universität Wien, die mich in die Kultur des sogenannten Ostjudentums einführten. Sowohl das Ostjudentum als gestreute Ethnie als auch die seit der Kolonisierung ab dem Mittelalter angesiedelten Deutschen bildeten Spezifika Ostmitteleuropas (vgl. Augustynowicz, *Geschichte Ostmitteleuropas*, S.16), die heute – nach dem 20. Jahrhundert – nur noch in Bruchstücken existieren.

Darüber hinaus inspirierten mich Gero Fischers Lehrveranstaltungen zu Nation und nationalen Mythen an der Slawistik der Universität Wien.

Die Entscheidung für die deutsche Minderheit in Ostböhmen legte mir Roland Girtler nahe, wofür ich ihm zu herzlichem Dank verpflichtet bin. Außerdem unterstützte mich bei der Entscheidungsfindung der Betreuer meiner Diplomarbeit, Herrmann Scheuringer, der den österreichischen Teil des trilateralen Forschungsprojekts „Sprachatlas der historischen deutschen Dialekte auf dem Gebiete der Tschechischen Republik“ leitete. Auch ihm sei gedankt.

### **3. Eingrenzung des Untersuchungsgebiets**

Bereits im Jahre 2000 erzählte mir einer meiner Studenten an der Universität Königgrätz, Libor Bareš, von einer älteren Deutschen, die im ostböhmischen Braunau (Broumov) lebte. Er selbst kannte die Dame als Besucherin der Messen im Braunauer Kloster, durch das der Geschichtsstudent in den Ferienmonaten Interessierte führte. Eines

Tages chauffierte mich Bareš nach Braunau, wo ich in dem von Dientzenhofer errichteten Benediktinerkloster übernachten durfte. Die Begegnung mit der deutschen Dame, die mit einem leider bereits verstorbenen Tschechen verheiratet war, berührte mich sehr, doch merkte ich aus ihren Erzählungen, dass im Braunauer Ländchen von der deutschen Minderheit nicht allzu viel übrig geblieben war.

Im selben Jahr erzählte mir eine andere Studentin, Nicol Peterová, von ihrer deutschen Mutter in Schatzlar (Žacléř). Und zwei weitere Studentinnen, Lenka Hejnová und Jitka Schöttnerová, vermittelten mir einen Kontakt zum Deutsch-tschechischen Begegnungszentrum in Trautenau (Středisko německo-českého porozumění, Trutnov), dessen Leiter, Herr Dipl.-Ing. Günter Fiedler, mir freundlicherweise die aktuelle Lage der deutschen Minderheit in Ostböhmen darlegte. Bei der Jahresversammlung des Begegnungszentrums lernte ich zufällig eine Deutsche, die in der Gegend von Adersbach (Adršpach) lebte, kennen. Sie legte mir nahe, mich in Bezug auf die deutsche Minderheit in Tschechien mit Herrn Mag. Hampel aus Schatzlar in Verbindung zu setzen.

Einige Zeit später saß ich bei Herrn Mag. Hampel im Wohnzimmer. Der gebildete Mann erzählte mir viel über Geschichtliches und die deutsch-tschechischen Beziehungen. Ich besuchte ihn ein zweites Mal, um Details aus dem ersten Gespräch zu klären, und hielt meine Forschung in der Kleinstadt Schatzlar für beendet. Zum Abschluss bestieg ich an diesem Wochenende noch den Hausberg Schatzlars und labte mich auf dem Gipfel in der Maxhütte (Maxovka bzw. Rýchorská bouda, siehe Kapitel Bauden). Dort begab sich eine Begegnung, für die ich dem Schicksal dankbar bin. Während ich schweißüberströmt vom Aufstieg eine heiße Suppe löffelte, sprach mich ein Herr in den besten Jahren an – und zwar in deutscher Sprache. Das war mir in Tschechien noch nie passiert (abgesehen von Touristen). Er meinte, dass er mich vom Tag der offenen Tür an der Universität Königgrätz, auf den er seine Enkelin begleitet hatte, wiedererkannt habe. Wir kamen ins Gespräch, und eigentlich begann sich mir erst jetzt eine Welt zu öffnen, die mich dann einige Jahre beschäftigen sollte. Herr Friede – so hieß der Mann – hatte mit seiner Frau und den Enkelkindern den Berg auf Langlaufskiern erklommen. Spontan lud mich das Ehepaar zu sich nach Hause ein, wodurch gewissermaßen das Tor in diese Welt aufgestoßen war. Auch und vor allem Herrn Rudolf Friede und seiner Frau Helena verdanke ich, dass ich in und bei Schatzlar als Ort meiner Forschung geblieben bin. Gründe dafür gab es genug – dazu jedoch erst im Laufe der Arbeit.

#### **4. Voraussetzungen**

Kurz möchte ich auf die Voraussetzungen einer solchen Forschungsarbeit eingehen. Zwar trat ich im Zuge meiner Forschung hauptsächlich mit deutschsprachigen Gewährspersonen in Kontakt, doch waren die Tschechischkenntnisse, die ich mir im Rahmen meines Bohemistikstudiums an der Universität Wien bei Frau Mag. Hana Sodeyfi und Herrn Prof. Josef Vintř erworben hatte, aus mehreren Gründen sehr hilfreich. Sie erleichterten mir die Verständigung mit den in Schatzlar ansässigen Tschechen, mit tschechischen Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern, aber auch Gespräche mit den Schatzlarer Deutschen, die manchmal etwas auf Tschechisch erzählen wollten oder mussten, um eine Pointe begrifflich zu machen, oder war ihnen ab und zu das deutsche Äquivalent zu einem tschechischen Begriff nicht geläufig. Außerdem ermöglichten mir die Tschechischkenntnisse das Studium tschechischer Forschungsliteratur, wodurch ich auch tschechische Arbeiten und Ansichten zu meinem Thema kennenlernte. Im Unterschied zu Untersuchungen über die Landler in Rumänien ist die Kenntnis der Landessprache in Tschechien sehr nützlich, weil in Siebenbürgen das Deutsche quer durch alle Generationen dominierte, vor allem weil man über ein durchgängiges Schulsystem verfügte. Obwohl die meisten Deutschen in den 1990er Jahren Siebenbürgen verließen, existiert dieses deutsche Schulwesen noch immer. In der Tschechoslowakei aber wurden bereits 1945 alle deutschen Schulen geschlossen.

#### **5. Methode – das ero-epische Gespräch**

Aufgrund meiner Erfahrungen, die ich während meiner Aufenthalte bei den Lndlern und Sachsen in Großpold/ Apoldu de Sus in Rumänien gesammelt hatte, plante ich auch in Schatzlar mittels ero-epischer Gespräche zu Ergebnissen zu kommen. Während allerdings das intakte Gemeindeleben der Deutschen in Siebenbürgen erst vor drei Jahrzehnten zu zerfallen begann, fanden in Schatzlar durch das Verbot der deutschsprachigen Institutionen nach dem Zweiten Weltkrieg und die Aussiedlung eines großen Teils der Deutschen solche Entwicklungen früher statt, die bis auf wenige Ausnahmen (wie den Kulturverband der Deutschen) die deutschsprachige Kultur aus dem Alltag verdrängten. Dies bedeutete für mich, die historische Dimension und den Hintergrund mehr zu beleuchten. In seinen „Methoden der Feldforschung“ begründet Girtler diese Notwendigkeit einer geschichtlichen Einbettung folgendermaßen: „Eine „objektive“ Interpretation (Hermeneutik) ohne historischen Bezug hat da wenig Sinn. Eine wirksame

Sozial- bzw. Kulturforschung bedarf also sowohl der Erforschung der gegenwärtigen Ebene (Planum) als auch der zeitlichen Tiefe (Profil), ganz im Sinne Max Webers. Eine gute Sozialforschung fragt daher danach, vor welchen Wirklichkeiten, also auch vor welchem historischen Hintergrund, Menschen handeln bzw. ihre Symbole und Rituale zu „verstehen“ sind.“ (Girtler, Methoden der Feldforschung, S. 33) In diesem Sinne sei hier Webers Definition zitiert, was *Soziologie heißen soll*: „[...] eine Wissenschaft, welche soziales Handeln deutend verstehen und dadurch in seinem Ablauf und seinen Wirkungen ursächlich erklären will. „Handeln“ soll dabei ein menschliches Verhalten (einerlei ob äußeres oder innerliches Tun, Unterlassen oder Dulden) heißen, wenn und insofern als der oder die Handelnden mit ihm einen subjektiven *Sinn* verbinden.“ (Weber, Soziologische Grundbegriffe, S. 19)

Da menschliches Handeln gerade auch in durchaus als bedrohlich empfundenen Situationen, die mit historischen Umwälzungen verbunden sein können, sich quantitativ nicht erfassen lässt bzw. Zahlen und statistisches Material nur bedingte Aussagekraft besitzen, entschied ich mich für eine qualitative Methode - nicht zuletzt aus einer Skepsis heraus, die Filstead bereits 1979 zum Ausdruck bringt: „Der wachsende Trend zur Quantifizierung hat zu einem verminderten Verständnis der empirischen sozialen Welt geführt [...]. Wenn sie menschliches Verhalten besser verstehen wollen, müssen die Soziologen, statt einen immer größeren Abstand von den Phänomenen der empirischen sozialen Welt herzustellen, in direkten Kontakt mit ihnen treten.“ (Filstead, Soziale Welten aus erster Hand, S. 30)

Letztlich soll mit Hilfe einer qualitativen Methode die fraglos hingegenommene *Lebenswelt* in meinem Fall der deutschen Minderheit in Schatzlar erschlossen werden, wobei Girtler diesen Terminus zusammenfassend wie folgt definiert: „Grundsätzlich gilt es aber den Mitgliedern einer sozialen Einheit als selbstverständlich, dass ihre Mitmenschen diese „Welt“ für selbstverständlich halten [...].“ (Girtler, Methoden der Feldforschung, S. 40) In dieser Arbeit spielt der Begriff der Lebenswelt vor allem in den Kapiteln „Bergwerk“, „Kolonie“ und „Bauden“ eine wichtige Rolle.

## Das ero-epische Gespräch und die teilnehmende Beobachtung

Die mündliche Befragung meiner Gesprächspartner gestaltete ich in Form von narrativen Interviews, wobei Girtler diesen Begriff ablehnt und den Terminus *ero-episches Gespräch* einführte: „Wichtig ist, dass der Gesprächspartner sich nicht überlistet oder gar nur als Auskunftsperson sieht. Er muss das Gefühl haben, dass der Forscher ihm nicht schaden oder bloß ausnützen wolle. Vom üblichen Interview unterscheidet sich dieses Gespräch dadurch, dass die Beziehung zwischen beiden, Forscher und Forschungsobjekt, durch das Prinzip der Gleichheit bestimmt ist, während beim Interview der Interviewer geradezu als Verhörender erscheint. [...] Das »Interview« in dieser Tradition [des Journalismus; Anm. d. Verf.] zielt demnach bloß darauf ab, zu schnellen, mehr oder weniger klaren und oft kurzen Antworten zu gelangen.“ (Girtler, Methoden der Feldforschung, S.148)

Gerade bei einem Thema, das wie in meinem Fall heikle bzw. durchaus komplexe Fragen einschließt, muss man über einen längeren Zeitraum das Vertrauen der Gesprächspartner gewinnen. Von Anfang an arbeitete ich offen mit einem Aufnahmegerät, wobei ich zusagte, nicht genehme Passagen aus dem Transkript zu streichen. Gleichzeitig versuchte ich meinen Gesprächspartnern gegenüber transparent vorzugehen und sie über die Ergebnisse und schließlich die Endversion meines Textes auf dem Laufenden zu halten, um gegebenenfalls Änderungen vorzunehmen. Das heißt, dass die Forschung ein gegenseitiger Prozess war, bei dem ich mich auch als Mensch einzubringen versuchte. Indem ich beispielsweise über meine Wanderungen auf die Schneekoppe erzählte, konnte ein ero-episches Gespräch entstehen, wobei die Gesprächspartner durch meinen Bericht angeregt wurden, über ihre Erfahrungen zu sprechen. Bei der Definition der im Gegensatz zum narrativen Interview stehenden Methode der Befragung beruft sich Girtler auf Homer: „Im Eigenschaftswort »ero-episch« stecken die altgriechischen Wörter »Erotema« und »Epos«. »Erotema« heißt »Frage« beziehungsweise »eromai« fragen, befragen und nachforschen. Und »Epos« bedeutet »Erzählung«, »Nachricht«, »Kunde«, aber auch »Götterspruch« beziehungsweise »eipon« »erzählen«. [...] Der Begriff »ero-episches Gespräch« in der Tradition von Homer soll also darauf verweisen, dass Fragen und Erzählungen kunstvoll im Gespräch verwoben werden. Eben auf das kommt es beim Forschungsgespräch an.“ (Girtler, Methoden der Feldforschung, S.151)

Anders als beispielsweise bei einer Dialektstudie, bei der der Forscher konkrete Fragen an die Gewährspersonen stellen und diese relativ rasch abfragen kann, geht es bei einer teilnehmenden Beobachtung eben darum, sich auf das Feld und auf den Alltag der Menschen einzulassen. Das kann bedeuten, dass man LKW-Fahrer über Tausende

Kilometer im LKW begleitet, wie es der Arbeitssoziologe Konrad Hofer tat (vgl. Hofer, Ausgeliefert), oder in meinem Fall - weniger spektakulär – mit einem Ehepaar einen Ausflug auf den Wochenmarkt nach Liebau/Lubawka unternimmt, die Veranstaltung eines Volksgruppenverbandes besucht oder aber mit einer Pensionistin die Abendnachrichten im Fernsehen verfolgt.

Da die Gespräche oft von der Vergangenheit handelten, gibt es Berührungspunkte mit der *oral history* (vgl. Vaněk, *Orální historie*, S.11ff), wobei mir als Forscher vor allem die Strukturierung der Ergebnisse und die Einbettung in Kontexte zukam.

## 6. Probleme bei der Forschung

Eine Herausforderung bei einer qualitativen Feldforschung bzw. einer oral-history-basierten Forschung ist das Auffinden von Gewährspersonen, die verlässliche, relevante Aussagen zu einem Thema treffen: „Der Zugang bzw. die Annäherung vollzieht sich freilich je nach Forschungsbereich verschieden schwer. Die größten Schwierigkeiten wird es für den Forscher wohl geben, wenn er in Randkulturen eindringen will, die bestimmt sind durch Kriminalität, Geheimbündelei u.ä.“ (Girtler, *Methoden der Feldforschung*, S.77)

Auch historisch belastete, *tabuisierte* Themen können Schwierigkeiten dieser Art mit sich bringen, da die Menschen sich aus Angst vor Sanktionen der Gesellschaft nicht äußern wollen oder bewusst falsche Angaben machen. Bei meinen Forschungen in Schatzlar und bei dem Versuch mir einen Zugang zu dem Feld bzw. zu Gesprächspartnern zu verschaffen, stieß ich auf folgende Hürden:

- Eine Studentin, mit der ich in gutem Einvernehmen stand, weigerte sich, mir Kontakt zu ihren deutschen Eltern, die an der tschechisch-polnischen Grenze lebten, zu verschaffen: „Meine Mutter ist Nationalistin. Deswegen will ich das nicht.“ Ich respektierte ihren Wunsch, lernte allerdings im Laufe meiner Aufenthalte in Schatzlar durch Zufall ihren Großvater kennen.
- Das Alter der Gewährspersonen bei der deutschen Minderheit in Tschechien war zum Teil ein Problem: Der Großvater einer Studentin, der geistig und körperlich noch sehr agil war, starb plötzlich an einem Gehirnschlag, wenige Tage bevor ich ihn kennen lernen sollte. Dass es sich bei den Gewährspersonen vor allem um ältere Menschen handelte, war insofern aber ein Vorteil, als diese meist Pensionisten waren und sich daher in der Vereinbarung von Gesprächsterminen

als flexibel erwiesen. Außerdem spürte ich seitens der Gewährspersonen eine Dankbarkeit, dass sich jemand für ihr Schicksal interessierte. Dieses Interesse wurde mit Entgegenkommen, herzlicher Behandlung und großzügiger Gastfreundschaft belohnt, wofür ich an dieser Stelle noch einmal meinen aufrichtigen Dank ausdrücken möchte.

- Bei einigen Gewährspersonen traf ich – zumindest bei der ersten Kontaktaufnahme – auf Misstrauen, da sie fürchteten, dass die Informationen in falsche Hände gerieten und sich daraus Nachteile ergeben könnten. Damit waren einerseits das tschechische Umfeld, andererseits auch die Vertreter der Vertriebenen in Deutschland gemeint. Ein Herr meinte, dass nicht alle Vertriebenen den in Schatzlar verbliebenen Deutschen wohlwollend begegnen. Die Erfahrung aus der Geschichte sei eine andere.
- Eine Dame, die mir bereitwillig und sehr offen in stundenlangen Gesprächen Auskunft über sich, Schatzlar und die Beziehungen zwischen Deutschen und Tschechen gab, erzählte mir diesbezüglich von einer negativen Erfahrung, die sie selbst machen musste, als sie einem Sprachwissenschaftler die Adresse einer möglichen Gewährsperson für dessen Untersuchungen gab: „Einmal war ein Student bei mir, der den Dialekt erforscht. Dann hab ich ihn nach Bober zu einer Frau geschickt, die ich kenne. Das war nachmittags. Und am Abend ruft mich die Frau an: „Wos hon S mir do für an Spion geschickt? Was fällt Ihnen ein? Wir brauchen so a Zeug nit. Mir sein nit für die Politik. Dass Sie mir ja niemanden mehr schicken.“ Ich hab mir nur gedacht, damit er den Dialekt aus dem Nachbardorf hört, der ist schon anders. Aber da sehen Sie, wie die Leute reagieren. Ich hab mein Fett erhalten von der Frau.“
- Die deutsche Kultur, vor allem die Sprache, ist in Schatzlar unscheinbar, Spuren wurden verwischt. Die Schatzlarer Deutschen sprechen oft auch untereinander tschechisch. In Schatzlar gibt es keine deutschsprachigen Aufschriften oder Straßennamen mehr. Wenn also in dieser Arbeit der Eindruck einer *lebendigen* Minderheit entstehen mag, so ist dies auf die vergangenen Jahrzehnte zu beziehen. Heute trifft man auf Reste, die in einigen Jahren der Vergangenheit angehören werden. Das heißt, dass hier von dem Untergang einer Minderheit mit einer langen Vergangenheit berichtet wird.



*Abbildung 1: Auslöschung der Vergangenheit. Ein Schatzlarer erzählte mir: „An dem Bahnhofsgebäude war noch lange die deutsche Aufschrift. Dann haben sie drübergemalt, man hat es aber weiter lesen können. Dann haben sie Putz drauf gegeben. Direkt unter dem Dach ist jetzt so ein graues Dreieck.“*

## 7. Konkrete Fragestellungen und Ziele der Untersuchung

Das vorrangige Ziel dieser Arbeit liegt darin, Einblick in das Leben einer deutschen Minderheit zu geben und den Wandel einer Region darzustellen. Da praktisch alle deutschen Minderheiten nach jahrhundertlangem Bestehen im mittel-, ost- und südosteuropäischen Raum in den nächsten Jahren vom totalen Untergang betroffen sein werden, ist dies eine der letzten Gelegenheiten für eine solche Forschung. Wie oben bereits angesprochen erwecken viele Publikationen den Eindruck, dass das deutsche Leben in Böhmen mit der Vertreibung/Aussiedlung völlig ausgelöscht wurde, und dieser Eindruck setzte sich auch im Bewusstsein der Menschen in Österreich und Deutschland, aber auch in Tschechien fest. Publikationen über Schatzlar, die in Deutschland oder der Schweiz erschienen, fördern dies. Außerdem gehen sie abgesehen von einigen Ausnahmen nicht auf die tschechische Forschungsliteratur und auf die Einstellungen der verbliebenen deutschen Schatzlarer ein. Allein aus diesen Gründen hielt ich eine Bearbeitung des gegebenen Themas für notwendig.

Zu dem *Leben einer Minderheit* gehören mehrere Themenbereiche, die in dieser Arbeit behandelt werden: die Unterscheidung von der Mehrheit (Symbole der Gemeinschaft), das Verhältnis zu dieser Mehrheit, das Vereinsleben, das Schulwesen, die Medien u.ä. Dazu kommen jedoch bei der deutschen Minderheit in Schatzlar noch andere Aspekte, die zumindest bis vor einigen Jahren von großer Bedeutung (allerdings nicht nur für die deutschsprachige Bevölkerung Schatzlars) waren: der Bergbau, der vor Jahrhunderten von deutschen Bergleuten nach Böhmen gebracht wurde; die Flachsspinnerei, der ebenfalls eine lange Tradition der Produktion von Textilien im Riesengebirge vorausging; die Nähe der Staatsgrenze zwischen Polen und Tschechien (bzw. Böhmen und Schlesien, bzw. Österreich und Deutschem Reich); die historischen Ereignisse (erste tschechoslowakische Republik, Eingliederung in das Deutsche Reich nach dem Münchener Abkommen, Zweiter Weltkrieg, Kriegsende, Vertreibung/Aussiedlung, Prager Frühling, Wende 1989 bis zur Gegenwart). Auch der Lebensraum, die Umgebung, mit der die Deutschen in Schatzlar den Begriff Heimat verbinden, wird in dieser Arbeit vorgestellt werden. Hierbei wird es sich vor allem um die Besonderheiten dieser Landschaft (Riesengebirge, Riesengebirgsvorland), nämlich um die Bauden, ihre ursprüngliche und spätere Nutzung etc. handeln (siehe Kapitel Bauden).

Dazu kommt, dass es sich bei Schatzlar – wie ich später noch genauer erläutern werde (Kapitel Bruchlinien der Geschichte) – um einen Sonderfall handelt, da die deutsche Bevölkerung wenigstens zu einem Teil die Tschechoslowakei nach dem Zweiten

Weltkrieg verlassen wollte (viele dieser Deutschen hätten als sogenannte Antifaschisten die Wahl gehabt, zu bleiben oder auszuwandern), aber nicht durfte, weil das tschechoslowakische Besiedlungsamt zu wenige tschechische Interessenten für die Arbeit im Bergwerk fand und daher die Deutschen zurückhielt. Dadurch lebte in Schatzlar bis in die 1960er Jahre ein vergleichsweise hoher Prozentsatz von Deutschen, und noch heute ist die Minderheit mit fast einem Zehntel der Einwohner Schatzlars stark vertreten (vor allem im Vergleich mit dem Anteil von Deutschen in anderen Orten Tschechiens) – laut Volkszählung 2001 lebten 374 Deutsche in Schatzlar (insgesamt 3633 Einwohner), laut Volkszählung 2011 immerhin noch 208 (von insgesamt 3247).

Daher lassen sich folgende Fragestellungen formulieren:

- Inwiefern trifft das Modell der zwei Narrative auch auf die in der Tschechoslowakei bzw. Tschechien verbliebenen Deutschen zu? Wie stellt sich ihr Verhältnis zur tschechischen Mehrheitsbevölkerung dar?
- Welche Folgen hatten Stigmatisierung und Diskriminierung der Deutschen?
- Wie gestaltete sich das Verhältnis zwischen Deutschen und Tschechen bei der Arbeit im Bergwerk angesichts der Tatsache, dass die Deutschen als notwendige Arbeitskräfte für die Steinkohlegrube von der „Aussiedlung“ ausgenommen wurden?
- Lassen sich anhand der Sprache und der im Riesengebirge – also in der Umgebung Schatzlars - angesiedelten Sagenfigur Rubezahl Aussagen zum deutsch-tschechischen Verhältnis treffen?
- Was bedeutete die Aussiedlung vieler Deutscher für die für das Riesengebirge typischen Bauden?
- Kann man einen Wandel in der Wahrnehmung der (ehemaligen) deutschen Bevölkerung im heutigen Tschechien feststellen?

Auch da es mir in dieser Arbeit darum geht, kulturhistorische Hintergründe zu darzustellen, leite ich meine Ausführungen mit den sprachlichen Beziehungen zwischen Tschechen und Deutschen ein.

## 8. Forschungsliteratur

Zu einigen Teilbereichen dieser Arbeit gibt es zahlreiche hervorragende Studien tschechischer Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler, die sich beispielsweise auf die Veränderungen in der Grenzregion beziehen. So werden beispielsweise im Sammelband *České pohraničí. Bariéra nebo prostor zprostředkování?* ([*Das tschechische Grenzgebiet. Barriere oder Raum der Vermittlung?*; Üs. R.S.], hrsg. v. Milan Jeřábek, Jaroslav Dokoupil, Tomáš Havlíček a kolektiv. Praha 2004) die strukturellen Besonderheiten und Schwierigkeiten der Grenzregion der gesamten Tschechischen Republik beleuchtet.

Auch die deutsche Minderheit der Tschechoslowakei (und Tschechiens) wird von tschechischer Seite behandelt – hier ist vor allem Tomáš Staněk zu nennen, der in vielen Studien die Aussiedlung/Vertreibung (z. B. in *Odsun Němců z Československa*. Praha 1991), aber auch die Situation der verbliebenen Deutschen (z. B. in *Německá menšina v českých zemích*. Praha 1993) beschrieb. Darüber hinaus entstand in Zusammenarbeit mit Adrian von Arburg die mehrbändige Publikation *Vysídlení Němců a proměny českého pohraničí 1945-1951* (Středokluky 2011; *Die Aussiedlung der Deutschen und der Wandel des tschechischen Grenzgebiets 1945-1951*), die bisher unveröffentlichtes Archivmaterial versammelt und kommentiert.

Weitere Impulse für diese Arbeit stellten die Publikationen von Pavel Klimeš, Miloslav Bartoš und Theodor Lokvenc dar, die sich mit der Geschichte des Riesengebirges und dem Wandel, der sich in dieser Landschaft vollzog, befassen. Ergänzende Informationen entnahm ich u.a. dem Buch *Schatzlar und seine Bezirksgemeinden*.

## 9. Zwei Narrative

Für die Auseinandersetzung mit dem Thema Sudetendeutsche stellt allgemein die unterschiedliche Sichtweise von Tschechen und Deutschen ein Problem dar. Dass Geschichte verschieden interpretiert wird, ist nichts Außergewöhnliches. In Österreich wurde beispielsweise die Frage Einmarsch der Roten Armee – Befreiung oder Terror – gestellt, unterschiedliche Antworten waren meist mit dem politischen Hintergrund der Diskutierenden verbunden. Die Frage Sudetendeutsche – Vertreibung/Abschub, Unrecht

oder gerechte Strafe oder notwendige Maßnahme – hingegen schließt den *nationalen* Aspekt ein.

Die in Prag geborene Journalistin Coudenhove-Kalergi schreibt: „Es zeigt sich, dass zum Verständnis und wenn möglich zur Auflösung des österreichisch-tschechischen Konflikts mehr notwendig ist als nur die Beschreibung dessen, was 1945 und 1948 und zuvor 1938 bis 1945 geschah. Der Konflikt reicht noch tiefer zurück in die Vergangenheit. Bis heute haben Österreicher und Tschechen ein diametral verschiedenes Bild von der so oft beschworenen gemeinsamen Geschichte, die die beiden Nachbarvölker ebenso zu trennen wie zu verbinden scheint. Es sind zwei verschiedene Narrative, die unterschiedlicher nicht sein könnten.“ (Coudenhove-Kalergi, Die Beneš-Dekrete, S.10)

Diese unterschiedlichen Narrative belasten vor allem die Diskussion zwischen vertriebenen Deutschen und Tschechen. In Schatzlar leben die nichtvertriebenen, zurückgehaltenen Deutschen und Tschechen, die die letzten vier, fünf, sechs Jahrzehnte gemeinsam erlebten, trotzdem trifft man auch hier auf unterschiedliche Narrative. Ein Beispiel hierfür ist eine Folge des Münchner Abkommens: Den Wegzug der Tschechen hinter die Sprachgrenze (Deutsches Reich – Protektorat) sehen die Deutschen als freiwillig und gewaltfrei an, während die Tschechen von einer Vertreibung, die der Vertreibung der Deutschen vorangegangen war, sprechen – es gibt sogar einen tschechischen Verein, der das Andenken an diese Vertreibung pflegt.

In dieser Arbeit spielen die zwei Narrative nur am Rande eine Rolle, da ich mich entschied, vor allem die Sicht der Deutschen darzustellen. Diese Einschränkung erklärt sich in erster Linie mit der Tatsache, dass die Berücksichtigung der tschechischen Seite einen erheblichen Aufwand bedeutet hätte. Außerdem sind die Tschechen zu einem Teil erst nach dem Zweiten Weltkrieg nach Schatzlar gezogen, während die Deutschen seit Generationen mit der Landschaft und ihren Traditionen verbunden sind.

Ein Grund für die unterschiedliche Wahrnehmung der geschichtlichen Ereignisse könnte in der jahrzehntelangen Leugnung der positiven Leistungen der Deutschen in den böhmischen Ländern durch das kommunistische Regime liegen. Dies passte ideologisch nicht in das Bild – überspitzt formuliert - *des bösen Faschisten, der heim ins Reich zu Hitler wollte und der die Tschechen existentiell bedrohte*. Um dies zu untermauern möchte ich ein Beispiel heranziehen: In der tschechischen Tageszeitung *Lidové Noviny* erschien am 24. Mai 2005 ein Artikel mit der Schlagzeile „*Česká ves patřila Němcům*“ (Tschechisches/Böhmisches Dorf gehörte Deutschen). Im Artikel erfährt man,

dass das Dorf Holašovice vor dem Krieg von Deutschen bewohnt worden war. Holašovice ist nicht irgendein Dorf, sondern wegen seiner volkstümlichen Architektur (bäuerliches Barock) weltberühmt, was die Eintragung in die Liste des UNESCO-Weltkulturerbes zur Folge hatte. Viele Touristen pilgern in die Provinz, um das Motiv für Reklameprospekte in natura zu sehen. Zu Beginn des Artikels schreibt der Journalist Marek Kerles: „Die Sudetendeutschen kritisieren dieser Tage die Tschechen wegen des Baus des Präsident-Beneš-Denkmal intensiv. Dabei steht abseits der medialen Aufmerksamkeit in Südböhmen eine andere Sehenswürdigkeit, die die tschechisch-deutschen Beziehungen in ein völlig anderes Licht stellt.“ Die Bauernhäuser wurden nämlich auf Bestellung der dort lebenden Deutschen (noch im Jahre 1900 bekannten sich alle Dorfbewohner zu der deutschen Nationalität) von tschechischen Maurern errichtet. Damit stellen die Häuser einen Beleg für die Beziehungen zwischen Deutschen und Tschechen dar. „Auf Bestellung der Deutschen und mit ihrem Geld entstand so unter Mitwirkung tschechischer Baumeister ein Dorf, das wahrscheinlich jeder Tscheche als nationales Kleinod betrachtet. [...] Die deutsche oder eher tschechisch-deutsche Vergangenheit ist zu Unrecht in Vergessenheit geraten.“ Im Jahre 1945 siedelte man die Deutschen bis auf drei Familien aus. Sie hatten in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts die von einer katastrophalen Pestepidemie dahingerafft Tschechen ersetzt. Dieses Beispiel zeigt, wie wenig von der gemeinsamen deutsch-tschechischen Geschichte in den böhmischen Ländern bzw. der Tschechoslowakei im Bewusstsein der Allgemeinheit im heutigen Tschechien vorhanden ist.

## 10. Terminologie, Bezeichnungen, Namen

Die zwei Narrative kommen zum Teil auch in der Terminologie zum Ausdruck, wie das Beispiel Vertreibung – Aussiedlung – Abschub zeigt.

Bereits im Mittelalter wurden deutsche Siedler von den böhmischen Herrschern in das Land gerufen, um die dünnbesiedelte Grenzregion urbar zu machen und abzusichern. Außerdem etablierten sich deutsche Kommunitäten in den großen und mittleren Städten (bzw. gründeten sie) wie Prag und Brünn, dazu kamen deutsche Sprachinseln wie die in und um Iglau/Jihlava. Mit der Vertreibung bzw. Aussiedlung (Vertreibung für die sogenannte wilde, nicht staatlich organisierte Vertreibung in den ersten Nachkriegsmonaten des Jahres 1945; Aussiedlung für die geordnete Überführung von 1945 bis 1948) in der tschechischen Geschichtsschreibung bezeichnete zunächst meist der Begriff *odsun* – zu deutsch Abschub/Abschiebung – die Ereignisse, die nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges einsetzten und ihren Abschluss 1948 fanden) verschwand die deutschsprachige Bevölkerung aus dem öffentlichen Bewusstsein – in der Tschechoslowakei lebte offiziell nur noch das tschechoslowakische Volk, und im Ausland wurde der Eindruck vermittelt, dass alle Deutschen ihr Geburtsland hatten verlassen müssen. Dass dieser Eindruck jedoch nicht der Realität entsprach, beweist die heute noch in Tschechien existierende deutsche Minderheit, die laut Volkszählung 2001 ungefähr 38000 Menschen umfasste und im Jahre 2011 immerhin noch 18658 (Český statistický úřad, <https://www.czso.cz/documents/10180/20551765/170223-14.pdf> - Zugriff am 27. Juli 2017).

Die heute in Deutschland und Österreich lebenden *Sudetendeutschen* plädieren für die Bezeichnung Vertreibung, die für sie das Leid und die tragischen Umstände nach dem Zweiten Weltkrieg am ehesten ausdrückt.

Die Schatzlarer Deutschen verwendeten und verwenden für die Ereignisse nach 1945 ausschließlich den Begriff Aussiedlung bzw. als Verb: „Der ist ausgesiedelt.“ Dabei bleibt mitunter unklar, ob es sich um einen freiwilligen oder unfreiwilligen Akt handelte. Jedenfalls übernehme ich in dieser Arbeit den Terminus Aussiedlung.

Selbst der Begriff *český* ist mehrdeutig: er bezeichnet die Sprache Tschechisch als auch das historische Land Böhmen bzw. seine Bewohner. Ähnlich verhielt es sich früher mit dem deutschen Wort böhmisch, das das Land ebenso wie die Sprache meinen konnte. Josef Dobrovský verfasste im Jahre 1809 noch ein „Ausführliches Lehrgebäude der

böhmischen Sprache zur gründlichen Erlernung derselben für Deutsche, zur vollkommenen Kenntniß für Böhmen“.

Zum Begriff Sudetendeutsche

Der Begriff Sudetendeutsche, der generell aus den historischen Ländern der Böhmisches Krone stammende Bürger deutscher Volkszugehörigkeit bezeichnen soll, bürgerte sich in den letzten Jahrzehnten ein. Vor allem die vertriebenen, ausgesiedelten oder ausgewanderten Deutschen aus dem heutigen Tschechien verstehen sich als Sudetendeutsche. Dies, obwohl die Sudeten nur ein Teilgebiet der ehemals mehrheitlich deutsch besiedelten Gebiete darstellen. Die Etablierung des Begriffs ist auf die Verwendung des Begriffs Sudetenland, der zweimal offiziell verwendet wurde, zurückzuführen: Am 30. Oktober 1918 rief man die österreichische Provinz Sudetenland, die allerdings nur die betreffenden Gebiete in Nordmähren und Schlesien umfasste, in Troppau/Opava aus (die drei anderen Provinzen hießen Böhmerwaldgau, Deutschböhmen und Deutsch-Südmähren). Ein zweites Mal fand der Begriff im Rahmen des Münchener Abkommens Verwendung, als die Annektierung der mehrheitlich deutsch besiedelten Gebiete durch das Deutsche Reich beschlossen wurde. Allerdings erstreckte sich der Reichsgau Sudetenland von Taus/Domažlice bis Nordböhmen, ohne die südböhmischen und –mährischen Gebiete zu umfassen, denn diese wurden den angrenzenden österreichischen Gauen untergeordnet.

## **11. Aufbau der Arbeit**

Bevor ich auf die Gliederung der Arbeit eingehe, fasse ich kurz die Besonderheiten der Grenzregion in Tschechien allgemein und in Schatzlar und Umgebung im Speziellen zusammen:

- Die bis 1946 überwiegend deutschsprachige Bevölkerung im Gegensatz zum mehrheitlich tschechischsprachigen Innenland. Die Sprachgrenze verlief nicht an einer politischen Grenze, sondern erst einige dutzend Kilometer von der Außengrenze des heutigen Tschechien entfernt. Von der deutschsprachigen Bevölkerung durften nach dem Zweiten Weltkrieg nur unentbehrliche Arbeitskräfte, Menschen aus Mischehen und einige politisch Erwünschte bleiben. Die Zahl der nach der Aussiedlung verbliebenen Deutschen in der

Tschechoslowakei setzt man bei ca. 200.000 an, wobei ein Teil davon aus den Herkunftsgebieten im Landesinneren zerstreut wurde, um die Assimilation zu fördern.

- Die militärgeschichtliche Bedeutung: In den 1930er Jahren ließ die tschechoslowakische Regierung ein ausgedehntes Bunker- und Festungssystem aus massivem Stahlbeton errichten, um das Land gegen den Einfall der Truppen des Deutschen Reiches verteidigen zu können. Die Unterzeichnung des Münchner Abkommens, das Hitler die Annexion der zum überwiegenden Teil deutschbesiedelten Gebiete ermöglichte, machte diese Anlagen zwecklos. Sie stehen heute noch gleichsam als Symbol des verhinderten Widerstands und des *Verrats von München* an der tschechoslowakischen Demokratie der Zwischenkriegszeit. Nach dem Zweiten Weltkrieg wurden vor allem die an Österreich und die BRD angrenzenden Gebiete streng bewachte Teile des Eisernen Vorhangs mit einer praktisch entvölkerten Grenzzone.
- Der landschaftliche Charakter mit bis in verhältnismäßig hochgelegenen Gebieten betriebener Landwirtschaft, die allerdings mit der Aussiedlung zu einem großen Teil eingestellt wurde. Es folgte die weitgehende Aufforstung. Außerdem bestimmten die Industrie (Textil, Glas, Porzellan,...) und die Rohstoffförderung (Kohle) das Landschaftsbild und das Leben der Menschen. Viele dieser Betriebe überlebten den Transformationsprozess nach 1989 nicht, weshalb bedeutende Teile der Grenzregion mit einer hohen Arbeitslosigkeit zu kämpfen haben.
- Die Neubesiedlung. Vor allem im Grenzland wirkten sich die politischen Ereignisse stark auf die Bevölkerungsstruktur aus: Kurz vor dem Einmarsch deutscher Truppen verließen viele der tschechischen Bewohner (*autochthone* oder nach 1918 als Staatsbeamte zugewanderte sogenannte *hraničáři*/Grenzler u.ä.), die dort eine Minderheit darstellten, um im Landesinneren (Protektorat) vor eventuellen Gewalttaten sicher zu sein. Nach der Vertreibung und Aussiedlung der Deutschen kehrten viele dieser Tschechen zurück, vor allem aber wurde bald nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs mit der Neubesiedlung der Grenzgebiete durch Tschechen und Slowaken begonnen, die in erster Linie den Arbeitskräftemangel in den Industriebetrieben und in der Landwirtschaft der Grenzregionen beseitigen sollten. Entweder wurden Arbeitskräfte aus einem jeder Grenzregion durch das Besiedlungsamt zugeordneten Bezirk des Landesinneren rekrutiert oder aber einzelne Betriebe warben selbst Arbeiter im Landesinneren an. Die Maßnahmen, durch welche der Verlust von ca. 1.400.000 Arbeitskräften wettgemacht werden sollte, erstreckten sich von 1945 bis 1950.

Diese Veränderungen wirkten sich auf das Leben der Deutschen in der Tschechoslowakei aus. Abgesehen von dem zahlenmäßigen Verlust litt die deutsche Volksgruppe unter der infrastrukturellen Benachteiligung. Vor allem die Umwandlung aller deutschen Schulen in tschechische stellte die Erziehungsberechtigten vor den Zwang, ihre Kinder auf die tschechische Schule vorzubereiten, um ihnen die erfolgreiche Teilnahme am Unterricht zu ermöglichen. Die Eltern selbst mussten nun die tschechische Sprache lernen, die sie bisher gar nicht oder (abgesehen von Ausnahmen) nur bruchstückhaft konnten. Die Kinder wurden zwar von den Eltern noch in deren Muttersprache erzogen, das Umfeld und die Schulbildung verlangten aber nun Tschechischkenntnisse auf muttersprachlichem Niveau. Durch Heirat dieser jüngeren Generation mit Tschechinnen oder Tschechen löste das Tschechische das Deutsche auch im Haushalt ab, weshalb heute die unter Vierzigjährigen über keine muttersprachliche Kompetenz im Deutschen verfügen.

Aus der Summe soziologischer, kulturwissenschaftlicher, industrie- und alltagsgeschichtlicher Aspekte ergab sich eine Gliederung dieser Arbeit in zwei Hauptteile: Der erste Hauptteil befasst sich mit der Beziehung zwischen Deutschen und Tschechen im Lichte von Sprache und Kultur – es geht in erster Linie um eine Verortung von Kontakt und Abgrenzung. Im Kapitel *Sprache* stehen der Sprachkontakt und –purismus als Pole gegenüber, die durchaus auch gesellschaftliche Tendenzen widerspiegeln. Ebenso eignete sich die im Riesengebirge beheimatete Sagen- und Märchenfigur Růbezal dazu, um das Verbindende und Trennende zwischen Deutschen und Tschechen darzustellen. Darüber hinaus befasse ich mich mit der Tradierung Růbezals und seiner Symbolik in der heutigen Zeit.

Im zweiten Hauptteil wende ich mich geographisch Schatzlar/Žacléř und dem Riesengebirge/Krkonoše zu, um vor allem auf der Basis der ero-epischen Gespräche verschiedene Themenbereiche, die sich als identitätsstiftend für die Menschen herausstellten, zu beleuchten. Im Kapitel *Grenze* gehe ich nach einer historischen Bestimmung (Siedlungsgeschichte, Militärgeschichte) auf die Sprachgrenze und ihre Überwindung, den Schmuggel, aber auch die Situation nach der Aussiedlung der Deutschen bzw. nach 1989 ein. Nach einem Kapitel über Schatzlar und seine nahe Umgebung, das die kleine Bergbaustadt skizzieren soll, folgen drei kurze Biographien, die, vor allem was die berufliche Karriere betrifft, typisch für die Region sind. Im Kapitel *Bruchlinien* rücken geschichtliche Ereignisse, die die älteren Schatzlarerinnen und Schatzlarer bis heute beschäftigen, in den Mittelpunkt unseres Interesses. Anschließend

widme ich mich den Organisationen der deutschen Minderheit, die in den letzten Jahrzehnten entstanden, sowie dem städtischen Museum Schatzlar.

Die Förderung der Kohle in Schatzlar über Jahrhunderte bis ca. 1992 prägte das Leben in dieser Region, und so waren alle meine Gewährspersonen selbst oder durch ihren Partner an die Grube gebunden. Deshalb befasse ich mich nicht nur mit der Geschichte des Bergbaus, sondern auch mit dem Umgang mit der Gefahr auf der Grube und der Bergmannskultur, um im Anschluss auf das Leben in der Grubenkolonie, der Unterkunft vieler Bergleute, einzugehen.

Schließlich wende ich mich gewissermaßen der Freizeit der Bergleute zu, denn diese gingen gerne in das Riesengebirge, um sich in der Natur zu erholen. Dabei boten die sogenannten Bauden Verpflegung und Quartier, weshalb ich die Entstehung, den Wandel und Verfall der Bauden, aber auch ihre politische Funktion und ihre Bedeutung für die Schatzlarer darstellen möchte.



## **2. Wechselbeziehungen: Verbindendes und Trennendes zwischen Deutschen und Tschechen**



# 1. Sprachliche Beziehungen

## 1. Sprachkontakt

Sprache ist ein wichtiges Mittel der Verständigung und auch ein wichtiges Mittel bzw. Symbol einer Gruppe, um sich von einer anderen abzugrenzen. Girtler spricht auch von der Sprache als Seele einer Kultur (Rotwelsch, S. 140). Gerade im vorliegenden Fall lässt sich veranschaulichen, wie sich gesellschaftliche Bedingungen und zwischenmenschliche Beziehungen anhand der Entwicklung einer Sprache ableiten lassen. Aus diesem Grund widme ich diesem Thema einigen Raum.

Die tschechische und die deutsche Sprache existierten viele Jahrhunderte auf dem Boden des heutigen Tschechiens nebeneinander und in mancher Hinsicht, wie ich folgend zeigen möchte, auch miteinander.

Nebeneinander, da gerade im Grenzgebiet (tschechisch *pohraničí*) deutschsprachige und tschechischsprachige Siedlungsräume verhältnismäßig klar getrennt waren. Und auch in den Städten im Landesinneren, in denen beide Völker lebten, gab es das Bemühen, an der jeweiligen Muttersprache festzuhalten.

Miteinander, da beide Sprachen eine vergleichbare Entwicklung durchmachten, vor allem aber, da das Tschechische über Jahrhunderte Anleihen an der deutschen Sprache nahm, die wir noch heute beispielsweise als Lehnwörter in der Umgangssprache (*obecná čeština*), in den Dialekten (beispielsweise in jenem von Brünn / Brno – dem sogenannten *brněnský hantec*) und sogar – wenn auch bedeutend weniger (den Grund hierfür erläutere ich später) – in der Hochsprache finden können. Außerdem findet sich auch in der deutschen Sprache eine nicht allzu hohe, trotzdem beachtenswerte Zahl slawischer Wörter. Und immerhin wanderten nicht wenige tschechische Wörter, die die *Ziegelböhmen* vor allem im 19. Jahrhundert nach Wien mitbrachten, in den dortigen Dialekt.

Um diese gegenseitige Beeinflussung, diesen Sprachkontakt, zu veranschaulichen, sei hier ein Beispiel aus dem Lebensmittelbereich genannt: Der Erdapfel kam aus dem deutschen Brandenburg nach Böhmen. Nach dessen Herkunftsgebiet Branibor für Brandenburg wurde die Frucht dann *brambora* genannt. Übrigens setzte sich *brambora* gegen andere Bezeichnungen aus dem Deutschen wie *erteple* oder *krumpír* (von Grundbirne), die nur dialektal weiterlebten, in der Hochsprache durch (vgl. Šlosar, Tisíciletá, S.42f).

Später, in der Zeit des starken tschechischen Zuzugs nach Wien, schlich sich eben dieses Wort in den Wiener Dialekt ein – die Brambori oder Bramburi waren ein geläufiges Wort, das allerdings vermutlich durch die Konkurrenz der beiden anderen Bezeichnungen Erdapfel und Kartoffel aus dem Sprachgebrauch verschwand (zumal der Erdapfel als typisch österreichisches Wort gilt und gewissermaßen als eines der sprachlichen Symbole typischen Österreichtums erhalten muss. Immerhin werden die *Bramburi* noch als Bezeichnung einer bestimmten Erdapfelsorte in Supermärkten angeboten.

Bereits dieses Beispiel zeigt, wie sehr Sprache – oft nur ein einzelnes Wort – über Geschichte und Beziehungen Auskunft geben kann. Im Falle des Tschechischen und des Deutschen ergibt das erstens durch die gemeinsame Besiedlung des heutigen Tschechiens und zweitens durch die Einflüsse der tschechischen Sprache auf das Wienerische ein weites Feld der Forschung. Vor allem den ersten Aspekt möchte ich zwar nicht ausführlich, so doch in einem Überblick und möglichst anschaulich anhand von Beispielen behandeln. Das wird zeigen, dass nach dem Zweiten Weltkrieg eine lange gemeinsame Geschichte von Deutschen und Tschechen in Mitteleuropa fast zu Ende ging – allerdings nur fast. Was davon übrigblieb, wird uns später beschäftigen.

## 2. Wahrzeichen

Dem Besucher der Stadt Prag – das sei einer bescheidenen systematischen Erfassung der sprachlichen Beziehungen zwischen Deutschen und Tschechen vorausgeschickt – kommen einige Sehenswürdigkeiten unter, die ich hier anführen möchte, um in das Thema einzuleiten. Auf dem Altstädter Ring (Staroměstské náměstí) steht mit der astronomischen Uhr eines der Wahrzeichen der Goldenen Stadt. Zu Tschechisch heißt sie *orloj*, welches über die Vermittlung des Deutschen (mittelhochdeutsch *orlei* oder *urlei*) von dem lateinischen Wort *horologium* mit griechischem Hintergrund stammt.

Auf demselben Platz zieht auch die Teynkirche (Týnský chrám) die Blicke der Menschen auf sich. Bei der noch nicht umgelauteten Form *týn* geht die Forschung von einer slawischen Übernahme aus dem germanischen *tūna* (Umzäunung), aus dem im Deutschen der Zaun und im Englischen town (im Sinne einer umzäunten Siedlung) hervorging. Die Bezeichnung Týnský chrám weist auf eine Einfriedung bei der bzw. für die Kirche hin. Ein anderes Wahrzeichen Prags stellt der Veitsdom (chrám svatého Víta) dar, dessen Architekt in der tschechischen Lautung Petr Parlěř hieß. Hinter dem Zunamen Parlěř oder Parler steckt die mittelhochdeutsche Bezeichnung *parlierer* bzw. *parlier* für den

Vorarbeiter auf der Baustelle, der im Deutschen heute noch Polier genannt wird. Der romanische Ursprung des Wortes *parler* deutet auf die Funktion des Poliers hin, als Wortführer einer Bauhütte mit den Mitarbeitern zu sprechen.

Ein gewissermaßen modernes Wahrzeichen Tschechiens, womit wir uns kurz der Industriegeschichte des Landes zuwenden, ist die Automarke Škoda. Die Herren Klement und Laurin gründeten diese Firma, deren Name eigentlich schade bzw. Schaden bedeutet. Wenig bekannt ist die Tatsache, dass das Wort *škoda* von dem althochdeutschen *scado* stammt. Und so, wie dieses Wort aus dem Deutschen übernommen wurde, wurde nach dem Fall des Eisernen Vorhangs die Autofirma gleichen Namens vom deutschen VW-Konzern übernommen. (VW wurde später von Porsche übernommen, dessen Gründer Ferry Porsche im Kärntner Gmünd seinen Nobelwagen entwarf. Sein Vater, der den Volkswagen als leistbares Fahrzeug für die Masse entwickelte, wurde in Maffersdorf bei Reichenberg (Liberec), dem heutigen Vratislavice in Nordböhmen geboren und gilt heute als einer der großen Pioniere der Automobilgeschichte. Seine ersten Erfolge feierte er bei der Firma Austro Daimler, zu der vor dem Ersten Weltkrieg die Firma Škoda in Pilsen (Plzeň) gehörte. Porsche entwickelte auch die Motoren für die Flugzeuge des Trautenauers Igo Etrich und dessen Partners und Pilots Karl Illner aus Schatzlar – siehe Kapitel Schatzlar und Umgebung.)

Zwei wichtige Aspekte zeigen diese Beispiele auf: Die deutsche Sprache diente dem Tschechischen als Gebersprache für Entlehnungen, fungierte aber auch als Vermittler beispielsweise aus romanischen Sprachen.

### 3. Vom Laib Brot

Der Kontakt zwischen Deutschen und Tschechen schlug sich sprachlich bereits nieder, bevor sich diese zwei Völker aus den großen germanischen und slawischen Sprachfamilien herauskristallisiert hatten.

Was sich im Deutschen als der Laib (Brot) aus germanisch/gotisch *hlaib* erhielt, wurde in das Slawische als Bezeichnung für das Brot übernommen. Im Tschechischen heißt das Brot heute *chléb*.

Das tschechische Wort *chyše* für Keusche oder Hütte wurde ebenfalls in germanisch-slawischer Zeit entlehnt und existiert heute noch in einigen slawischen Sprachen. Der

Ursprung des Wortes hängt möglicherweise mit dem des deutschen *Hauses* zusammen (vgl. Newerkla, Sprachkontakte Deutsch – Tschechisch – Slovakisch, S.106). Andere Beispiele sind: *buk, chlév, chlum, koupit, lest, petlice, kotel, sklo, mýto, chvíle, konev, škoda, stodola*.

#### 4. Eine 800 Jahre lange gemeinsame Geschichte

Im Zuge der von Passau, Salzburg und Regensburg ausgehenden Westslawenmission gelangten von der Mitte des achten Jahrhunderts bis in das zehnte Jahrhundert einige Termini aus dem kirchlichen Umfeld in das Tschechische, wobei anzumerken ist, dass das Deutsche hier lediglich vermittelte, denn diese Wörter entstammten dem Kirchenlatein bzw. dem Griechischen. Immerhin können diese Lehnwörter als Belege für den intensiveren Austausch zwischen dem Deutschen und Tschechischen gelten: *almužna* über das deutsche *Almosen* über kirchenlateinisch *elemosina* aus dem griechischen Wort für Mitleid (Havránek, Die sprachlichen Beziehungen zwischen dem Tschechischen und Deutschen, S.16; Newerkla, Sprachkontakte Deutsch – Tschechisch – Slovakisch, S.67; Etymologisches Wörterbuch, S.30). Ein anderes Beispiel stellt *póst* bzw. heute *půst* für Fastenzeit, das auf einen germanischen Ursprung zurückgeht, dar.

Später folgten weitere Entlehnungen wie *hřbitov* aus dem deutschen Friedhof (mhd. *vríthof* für einen eingefriedeten Hof um eine Kirche (Etymologisches Wörterbuch, S.376) oder *jeptiška* über mittelhochdeutsch *eppetisse*, das auf die biblische Anrede *abba* für Vater zurückzuführen ist (Etymologisches Wörterbuch, S.8). Dies aber geschah, als durch die Einwanderungspolitik der Přemysliden bereits völlig neue Bedingungen für den Sprachkontakt geschaffen worden waren.

Weitere Beispiele für frühe tschechische Entlehnungen aus dem Deutschen, die Newerkla entnommen sind, im Bereich Religion:

Kněz (Priester)	Bereits im Urslawischen von dem westgermanischen <i>kuninga-z</i> (Mann aus einem vornehmen Geschlecht), von welchem sich das deutsche Wort König ableitet.
Oltář (Altar)	Über das Althochdeutsche aus dem Lateinischen ( <i>altus</i> – hoch, <i>altaria</i> - der erhöhte Opferaltar).
Opat (Abt)	Über das Althochdeutsche aus dem Lateinischen bzw. Griechischen (Herkunft wie bei <i>jeptiška</i> , siehe oben).
Vánoce (Weihnachten)	Aus dem Althochdeutschen.
Biskup (Bischof)	Das althochdeutsche <i>piskop</i> leitet sich über lateinisch ( <i>e</i> ) <i>piscopus</i> vom griechischen <i>ἐπίσκοπος</i> , in dem das Wort <i>skop</i> für sehen (vgl. Mikroskop, Teleskop,..) enthalten. Demnach war der Bischof ursprünglich der Aufseher. Symbolisch tragen die Bischöfe heute noch den Hirtenstab. Die Bezeichnung für einen solchen Stab im Tschechischen <i>berla</i> kam ebenfalls über das Althochdeutsche aus dem Lateinischen ( <i>ferula</i> ).
Církev (Kirche als Gemeinschaft der Gläubigen)	In diesem Fall ist Vermittlung durch das Althochdeutsche umstritten. Zugrunde – auch dem deutschen Kirche – liegt das griechische Wort für „das zum Herrn Gehörige“.
Křest (Taufe), křesťan (Christ)	Über das althochdeutsche <i>krist</i> ursprünglich von dem griechischen <i>χριστός</i> für „der Gesalbte“, das seinerseits die Übersetzung des biblischen Wortes „Messias“ darstellt.
Křížmo (Chrisam, Geschenk von den Taufpaten)	Althochdeutsch <i>chrismo</i> über das Lateinische aus dem Griechischen.
Křtít	Wie bei <i>křest</i> .
Mnich	Über das althochdeutsche <i>munih</i> aus dem lateinischen <i>monachus</i> , welches von der griechischen Bezeichnung für „einsam lebend“.
Oplatka, oplatek (Oblate, Waffel, Hostie)	Dieses Wort, das in der Bezeichnung für süße, knusprige Waffeln weiterlebt, kam über das althochdeutsche aus dem Lateinischen ( <i>oblata</i> , ursprünglich „als Opfer dargebrachtes Abendmahlbrot“)
Papež	Über das Altbairische bzw. Althochdeutsche vom lateinischen <i>papa pontifex</i> .
Probošt (Probst)	Die althochdeutsche Bezeichnung für den Vorsteher stammt vom lateinischen <i>praepositus</i> (Vorgesetzter).
Žalm, žaltář (Psalm, Psalter)	Ebenfalls erfolgte hier die Vermittlung über das Althochdeutsche <i>salm</i> aus dem lateinischen <i>psalmus</i> . Der griechische Ursprung ( <i>ψαλμός</i> ) bezeichnet ein Loblied.
Mše (Messe)	Newerklá führt dieses Wort unter jenen, deren deutsche Vermittlung umstritten ist. Das lateinische Grundwort <i>missa</i> für Fortlassen oder Entlassung ist das Perfektpartizip von <i>mittere</i> (senden, schicken). Die Bedeutung Gottesdienst oder Meßfeier entwickelte sich wahrscheinlich im 4. Jahrhundert aus der Abschlussformel <i>ite, missa est</i> (geht, es ist Entlassung; vgl. Kluge, S.864).

Die Wichtigkeit Regensburgs dauerte bis zur Gründung des Bistums Prag, die einigermaßen umstritten in den Jahren 973 bis 976 vorstättenging, an. Beispielsweise wurden Münzen nach dem Regensburger Typ geprägt – d. h., dass die bayrische Metropole „nicht nur kirchlicher, sondern auch wirtschaftlich-monetärer Vorort Böhmens“ war (Prinz, Böhmen im mittelalterlichen Europa, S.76). Danach verlor Regensburg für Böhmen an Bedeutung.

Die Annäherung an das Reich und die Verankerung darin

Im Laufe des 10.Jahrhunderts geriet Böhmen, das nach dem Zusammenbruch des Großmährischen Reiches an Bedeutung gewann, mehr und mehr in den Einflussbereich der Kirche Bayerns und Sachsens. Die altkirchenslawischen Traditionen traten in den Hintergrund, was zu einer politisch-kulturellen Umpolung nach dem Westen führte (vgl. Prinz, Böhmen im mittelalterlichen Europa, S.65).

Für die weitere Entwicklung Böhmens und seiner Stellung zum Deutschen Reich spielte die Dynastie der Přemysliden, die ab der Mitte des 9.Jahrhunderts ihre Macht auf- und ausbaute eine große Rolle. Sie verfolgte eine Politik der Annäherung an das Deutsche Reich, ohne dabei jedoch seine Eigenständigkeit aufzugeben, weshalb hier der Begriff Abhängigkeit wohl nicht berechtigt ist: „Besonders unter den Saliern, als der Přemysliden der treueste Mitstreiter Kaiser Heinrichs IV. war, und ebenso unter den Staufern zeigte sich nämlich sehr deutlich, dass sich die deutschen und böhmischen Herrscher wechselseitig stützten, dass jeder dem anderen eine wertvolle Hilfe im Kampf gegen die inneren Feinde im eigenen Lande war und dass man daher aus dieser gegenseitigen Rückendeckung großen Nutzen zog. Nationale Gesichtspunkte im modernen Sinne spielten dabei kaum eine Rolle, und es war ein rein ideologischer Anachronismus, der solche Aspekte nachträglich in die historische Entwicklung hineininterpretiert hat.“ (Prinz, Böhmen im mittelalterlichen Europa, S.73f.) Dies soll nicht darüber hinwegtäuschen, dass es zwischen dem Reich und Böhmen nicht auch zu Spannungen kam, und auch nicht darüber, dass die Angst vor einer durch die Übermacht der Deutschen verursachten Abhängigkeit durchaus eine Konstante der slawischen bzw. tschechischen Böhmen wurde (siehe unten). Die Folge der Beziehungen zum Reich war der Zuzug von Deutschen, als auch die Übernahme vieler Fachbegriffe des Feudalismus, des höfischen Lebens bzw. des Rittertums aus dem Deutschen in das Tschechische, womit wir wieder bei den sprachlichen Spuren wären. Dazu gehören Termini der Verwaltung (*man* – Lehensmann, *hrabě* – Graf, *léno* – Lehen), Wörter, die

dem Rittertum und dem höfischen Leben entstammen (*rytíř* – Ritter, *šlechta* – Adel, *turnaj* – Turnier, *rek* – Recke, *oř* – Wagenpferd (von mhd. ors, später Ross), Wörter aus dem Bereich des Militärs (*hejtman* (noch heute für die politische Funktion gebräulich) – Hauptmann, *rota* – Rotte (ursprünglich aus dem Lateinischen, vgl. Etymologisches Wörterbuch, S.1140), *šturm* – Sturm, *vafnrok* – Waffenrock, *žoldněř* – Söldner (der diesem zugrundeliegende Sold stammt übrigens vom lateinischen *solidus* ab, das eine gediegene Goldmünze bezeichnete, vgl. Etymologisches Wörterbuch, S.1304f, Newerkla, S.68f, Havránek, S.16f)).

Seit dem 12. Jahrhundert nahm Böhmen an der westlich-abendländischen Kulturentwicklung teil und war in die römische Kirchenorganisation integriert (vgl. Hoensch, Geschichte Böhmens, S.81).

Die böhmischen Könige aus der Dynastie der Přemysliden förderten – damit wenden wir uns dem Ursprung der bis nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs erhaltenen Bevölkerungs- und Siedlungsstruktur der Böhmisches Länder zu - den Zuzug und die Niederlassung von Deutschen. Bereits im 12.Jahrhundert siedelten Bauern aus Österreich in Böhmen, die das großzügige Kolonialrecht lockte. Es umfasste einige Vorteile wie eine über mehrere Jahre garantierte Abgabefreiheit (vgl. Hoensch, Geschichte Böhmens, S.98). In großem Ausmaße entwickelte sich die sogenannte Ostkolonisation unter Přemysl Otakar II., der sie vorantrieb, um das Land urbar zu machen und die Grenzen durch Besiedelung zu sichern. Hoensch schreibt: „Bis Ende des 13.Jahrhunderts konnten dadurch weite, bisher landwirtschaftlich kaum genutzte Distrikte unter den Pflug genommen und dauerhaft besiedelt werden. Kolonisten bayerischen Stammes drangen über eine Reihe von Sprachinseln über Südmähren bis in die Olmützer Gegend vor, während über die Mährische Pforte schlesische Bauern nach Nordmähren und ins östliche Marchtal gelangten. Von der Mark Meißen und der Oberlausitz her wurden Nordostböhmen und der westliche Teil Nordmährens urbar gemacht. Der Böhmerwald zog Siedler aus der Oberpfalz und Mittelbayern an; im Egertal ließen sich ostfränkische und ostmitteldeutsche Kolonisten nieder. Auch innerhalb der altschechischen Distrikte entstanden deutsche Sprachinseln, so um Iglau und Kuttenberg, im Schönhengstgau oder um Olmütz und Ungarisch Hradisch (Uherské Hradiště). Durch den auch im 14. Jahrhundert anhaltenden langsamen, aber steten Zustrom neuer Ansiedler wurden nicht nur die unteren Zonen der Sudetengebirge erschlossen, sondern auch die Randgebiete Böhmens und Mährens erhielten ihren bis zum Jahr 1945 bewahrten deutschen Charakter und bedingten den ethnischen Dualismus, der die politische, soziale und wirtschaftliche

Entwicklung des Landes bis in das 20. Jahrhundert hinein bedeutsam beeinflussen sollte.“ (Hoensch, S.99f.)

Organisiert und systematisiert wurde der Siedlungsvorgang von sogenannten Lokatoren, die im Auftrag des Königs oder des Adels arbeiteten (vgl. Prinz, Böhmen im mittelalterlichen Europa, S.151). Nebenbei sei an dieser Stelle erwähnt, dass das tschechoslowakische Besiedlungsamt im Jahre 1945 eine durchaus vergleichbare Aufgabe übernahm, als es die nach der Aussiedlung der Deutschen entvölkerten Gebiete in Böhmen und Mähren durch die Ansiedlung (nichtdeutscher) Tschechoslowaken wiederzubesiedeln versuchte.

Im Zuge der deutschen Immigration kam es zur Gründung neuer Städte bzw. zum Aufschwung bereits bestehender, wobei deutsches Stadtrecht angewendet wurde. (Es soll an dieser Stelle nicht unerwähnt bleiben, dass die sogenannte Ostkolonisation und gerade auch die Städtegründungen in der Forschungsliteratur von tschechischer und deutscher Seite in der Vergangenheit unterschiedlich beurteilt wurden. Auf die zwei Narrative – das unterschiedliche Erzählen einer gemeinsamen Geschichte – gehe ich in der Einleitung ein.) In die Städte zogen Handwerker und Händler, dazu entwickelte sich der Bürgerstand. Ein Grund für die Stadtgründungen war der Reichtum an Bodenschätzen. Als Beispiel für eine pulsierende, durch deutsche Bergleute wegen der Silbervorkommen neu gegründete Stadt war Iglau/Jihlava, das um 1250 neben Prag die wichtigste böhmische Stadt darstellte. Bereits davor war in dieser Gegend die später sogenannte Iglauer Sprachinsel entstanden.

Deutsche Wörter, die im Zuge der Städtegründungen und der Anwendung deutschen Stadtrechts in das Tschechische drangen, sind beispielsweise *clo* für Zoll, *činže* für Zins oder Abgabe (vom lateinischen *census* für Steuerliste, Vermögen), *purkmistr* für Bürgermeister, *rychtář* für Richter, *erbanuňk* für Erbvertrag („Erbeinigung“), *jarmark* für Jahrmarkt, *rynek* für Platz (Ringplatz) oder auch das Wort *hanbejs* für Freudenhaus, wofür Newerkla folgende Erklärung anbietet: „Auf diesen [Freudenhäusern] war nämlich das Bild eines Hahnes auf einer Henne angebracht (...). Dem zweiten Wortteil liegt jid. *bajis* ‘Haus’ < hebr. *bajit* (...) zugrunde. Diese These stützt auch die ehemalige *Hampejzská ulice* der Prager Judenstadt.“ (Newerkla, Sprachkontakte Deutsch – Tschechisch – Slowakisch, S.179f).

Zum Handwerk zählen Begriffe wie *cech* (Zunft, Gilde; auch Trinkgelage) vom deutschen *zech* (Anordnung, Vereinigung zu gemeinsamen Zwecken; vgl. Etymologisches Wörterbuch, S.1594)

## Gemeinsame Entwicklungen

Lateinisch und Griechisch als Sprachen der Gelehrten übten starke Einfüsse auf die Entwicklung sowohl des Deutschen als auch des Tschechischen aus, wodurch beide mitteleuropäischen Sprachen bereichert wurden. Das Deutsche wie auch das Tschechische erreichten dadurch einen hohen Standard, unterstützt beispielsweise von den Reformatoren Hus und Luther, die beide um die Pflege ihrer Muttersprachen bemüht waren.

### 5. Pfennig, Groschen, Taler

Ein sprachliches Zeugnis von dem florierenden Bergbau und Münzwesen in den Böhmisches Ländern, das im Zusammenhang mit der deutschen Zuwanderung zu sehen ist, legen Bezeichnungen für Münzen ab.

Noch vor dieser Zeit gelangte jedoch das erste Beispiel in das Tschechische: Ein altes Lehnwort aus dem Germanischen ist das tschechische Wort für Geld: *peníze*, das noch vor der Zweiten deutschen Lautverschiebung (daher das p- im Anlaut) übernommen wurde (im Deutschen später als Pfennig). Den umgekehrten Weg, wenn auch mit einer Vorgeschichte, nahm das Wort Groschen, das bis vor einigen Jahren bekanntlich die Untereinheit des österreichischen Zahlungsmittels Schilling darstellte. Ursprünglich bezeichnete das lateinische *grossus* (dick) eine dicke Geldmünze wie den 1266 in Tours bekannten *denarius grossus* (vgl. Etymologisches Wörterbuch, S.481), kam dann durch italienische Einwanderer nach Prag, wo dann um 1300 der Prager Groschen geprägt wurde. Der Begriff fand durch die böhmische Kanzlei allgemeine Verbreitung (Etymologisches Wörterbuch, S.481). Nun existiert in tschechischen Dialekten noch das Wort *grešle*, das wiederum eine Entlehnung aus dem Deutschen darstellt. Die tschechische Lautgestalt führt eindeutig zu dem deutschen Diminutiv Gröschel und wurde zu einem späteren Zeitpunkt als Groschen entlehnt.

Ein weiterer Beleg für die engen wirtschaftlichen Verflechtungen Böhmens mit dem deutschen Sprachraum ist auch die Untereinheit *halř* der tschechischen Währungseinheit *koruna* (wahrscheinlich direkt vom lateinischen *corona* (Newerkla, Sprachkontakte Deutsch – Tschechisch – Slowakisch, S.148)). Es geht auf den in der Reichsstadt Schwäbisch Hall zu Beginn des 13. Jahrhunderts geprägten *haller pfenninc*, gekürzt *haller* und später Heller zurück (Etymologisches Wörterbuch, S.530; Holub/Kopečný,

S.119). Heller und Krone waren in Österreich bis 1924 Zahlungsmittel, in Tschechien gibt es sie heute noch.

Zuletzt sei noch auf den Ursprung des Namens einer weltweit bedeutenden Währung verwiesen – nämlich des Dollars. In Joachimsthal / Jachýmov wurde ab 1518 eine Silbermünze mit der Bezeichnung *Joachimsthaler* geprägt. Die verkürzte Form *taler* verbreitete sich rasch, wurde in das Englische entlehnt und lebt heute im *dollar* weiter.

### Deutsche Bergleute in Böhmen

Dass in Böhmen Münzen geprägt wurden, hing damit zusammen, dass Edelmetalle, welche neben anderen Bodenschätzen in Böhmen reichlich vorhanden, gewonnen wurden. Die deutschen Bergmänner genossen schon im Mittelalter eine ausgezeichnete Reputation und förderten in vielen Gebieten Europas (England, Ungarn, Siebenbürgen,...) wertvolle Materialien zu Tage. Přemysl Otokar II. machte sich die Erfahrung und den Fleiß der Bergmänner zunutze, wodurch er zu großem Reichtum gelangte, was ihm den Beinamen *rex aureus* eintrug (Hoensch, Geschichte Böhmens, S.95). Die Gold-, Silber- und Erzvorkommen waren die Haupteinnahmequelle Otokars, die ihm eine bedeutende Stellung im Reich einbrachte.

Den Beginn des Abbaus von Bodenschätzen machte wohl das Gold, das durch einfache Wäscherei gewonnen wurde. In großem Ausmaß kam im 13.Jahrhundert die Gewinnung von Silber auf, wobei Iglau (Jihlava) das Zentrum derselben war und zur größten Stadt Mährens wuchs, die bis in die Mitte des 20.Jahrhunderts eine der bedeutenden deutschen Sprachinseln auf böhmisch-mährischem Boden blieb. Im Jahre 1249 erhielt Iglau das Stadtrechtsprivileg mit der ältesten mitteleuropäischen Bergrechtskodifikation, das weithin zu einem Vorbild wurde (Hoensch, Geschichte Böhmens, S.95). Das Wort *Kodifikation* bzw. *Kodex* bringt uns zu einem ersten Beispiel der deutschen Lehnwörter in der tschechischen Terminologie des Bergbaus. Denn das lateinische Wort *codex* mit der ursprünglichen Bedeutung Baumstamm, Klotz oder zu Schreibtafeln gespaltene Holz, das dann in die Gelehrtensprache übernommen worden war, geht – wahrscheinlich - auf dieselbe Wurzel wie *hauen* zurück, genauso übrigens das slawische Wort *kovat* für schmieden (Etymologisches Wörterbuch, S.515 und 686). Der, der haut und das Erz vom Berg abschlägt, heißt Hauer, woraus sich der tschechische Begriff für den Bergmann *havíř* (aus der mittelhochdeutschen Form *houwer*) entwickelte. Die im Jahre 1955 gegründete Stadt Havířov im Ostrauer Industriegebiet wurde nach den Hauern benannt.

Die Hauer oder Knappen kamen von der anderen Seite des Erzgebirge aus Sachsen, aber auch aus dem Harz und Tirol, wobei sie genossenschaftlich zum Zwecke einer sinnvollen Arbeitsteilung in Gewerken zusammengeschlossen waren (Hoensch, Geschichte Böhmens, S.95f.). Hier ist der Begriff Gewerke für das Kollektiv verwendet, ursprünglich aber bezeichnete es einen Grubenarbeiter oder Teilhaber an einem Bergwerk und fand als *kverk* Eingang in das Tschechische (Newerkla, Sprachkontakte Deutsch – Tschechisch – Slovakisch, S. 287).

Andere Termini aus der Sprache des Bergbaus sind: *halda*, *perkmistr*, *šachta*, *šichta*, *štajgr* usw.

## 6. Versuche der Abgrenzung – Hus und die Schleifer der Sprache

Einen gewissen – allerdings nicht mit Zentren wie Paris oder London vergleichbaren und früher überschätzten - Anteil an der Entwicklung einer deutschen Schriftsprache hatte die Prager Kanzlei des deutschen Königs und Kaisers Karl IV., der das Kernland der luxemburgischen Hausmacht während seiner Regentschaft 1346 bis 1378 zu einer kulturellen Blüte führte. Die Wissenschaft nahm zunächst an, dass durch die Zusammenkunft von Deutschen aus dem Norden wie aus dem Süden in Prag ein sprachlicher Ausgleich stattfand, der vorbildlich auf andere Regionen wirkte und die Entstehung des Frühneuhochdeutschen förderte. Spätere Untersuchungen ergaben jedoch, dass der Sprachgebrauch in der Prager Kanzlei keineswegs einheitlich war und somit nicht von einem Ausgleich zugunsten einer einheitlichen Schriftsprache gesprochen werden kann. Für eine langfristige Wirkung auf das Deutsche ging die kulturelle Blütezeit Prags zu rasch vorbei, den Nachfolgern Wenzel und Sigismund gelang es nicht, in die Fußstapfen des Gründers der ersten Universität diesseits der Alpen zu treten. Darüber hinaus sorgten die Hussitenkriege durch Zerstörungen für einen kulturellen Niedergang der Böhmisches Länder.

Die deutsche Sprache hatte sich jedenfalls in Böhmen etabliert. Anfangs nur von der Oberschicht gesprochen, bewirkte der Zuzug der von Přemysl Otokar angelockten Deutschen, dass mehr und mehr Wörter in die tschechische Sprache drangen. Umso stärker in Gebieten, in denen es einen direkten Kontakt zwischen Deutschen und Tschechen gab, aber durchaus auch in jenen Gebieten, wo sich keine Deutschen niedergelassen hatten (vgl. Šrámek, S.67). Es ging also von dieser Sprache eine große Strahlkraft aus, wie sie in den letzten Jahrzehnten die englische auf das Deutsche gehabt hat. Wie geradezu bedrohlich diese Tatsache für die tschechische Sprache gewesen sein

musste, wird erstens durch den Blick auf geographische Gegebenheiten – der tschechische Sprachraum war zu großen Teilen von Deutschen umgeben und die wichtigen böhmischen und mährischen Städte hatten deutsche Bevölkerungsanteile – und zweitens durch eine Aussage des Reformators Jan Hus offensichtlich. Er sprach sich vehement gegen die deutsch-tschechische Mischsprache, die in Prag durch das vermehrte Eindringen deutscher Lehnwörter entstanden war, aus: „Ausgepeitscht zu werden verdienen die Prager und die anderen Tschechen, die halb tschechisch und halb deutsch reden [...]. Und wer könnte all das schildern, wenn ein echter Tscheche sie so sprechen hört, versteht er nicht, was sie sprechen, und daraus entstehen Zorn, Haß, Zank, Hader und Schande der Tschechen.“ (zitiert nach Lehmann, S.32). Nebenbei bemerkt sei, dass Jan Hus kein Feind der Deutschen war – ihm „ein guter Deutscher lieber als ein sündiger Tscheche“ war (zitiert nach Hilf, Rudolf: Deutsche und Tschechen: Bedeutung und Wandlungen einer Nachbarschaft in Mitteleuropa. Opladen 1973) – und der Hussitismus keine rein tschechische Bewegung war. Vielmehr weist die Aussage auf ein in der tschechischen Geschichte aus gutem Grund wiederkehrendes Gefühl der Bedrohung durch die Übermacht des Deutschen und der Deutschen hin. (Zuletzt nach bekannt gewordenen Plänen der Nationalsozialisten einer Zwangsassimilierung der Tschechen, was die Idee einer radikalen Lösung in Gestalt einer Vertreibung der Deutschen bei den tschechischen Verantwortlichen förderte.) Der Brünner Wissenschaftler Milan Jelínek formulierte diesen Umstand so: „Die Entstehung des tschechischen Sprachpurismus, der eigentlich schon in der Zeit von Johannes Hus seinen Anfang nimmt, sowie die ständige Präsenz der Sprachreinigung bei der grammatikalischen und lexikographischen Bearbeitung des Tschechischen wie auch bei den Betrachtungen über dessen Kultivierung seit dem Beginn des 15. Jahrhunderts. bis zu den 30er-Jahren des 20. Jahrhunderts. lässt sich anhand der geopolitischen Lage der tschechischen Nation erklären. Die Länder der Böhmischen Krone mit überwiegend slavischer Bevölkerung waren vom deutschsprachigen Raum umgeben. Überdies lebte in Böhmen, Mähren und Schlesien eine zahlenmäßig bedeutsame deutsche Minderheit, die eine große Rolle nicht nur im wirtschaftlichen und kulturellen, sondern auch im politischen Leben des Böhmischen Königreichs spielte.“ (Jelínek, Der Purismus in der Entwicklung der tschechischen Schriftsprache, S. 9)

Hus schlug beispielsweise vor, das damals im Tschechischen gebräuchliche Wort *hantuch* (Handtuch) durch *ubrusec* oder *šorc* (Schurz, Schürze) durch *zástěrka* zu ersetzen. Auch das Wort *knedlík* (Knödel) missfiel Hus, weshalb er *šiška* (eigentlich

Zapfen) vorschlug. Gäste von tschechischen Gasthäusern wissen, dass der *knedlík* nach wie vor fixer Bestandteil der Speisekarte ist, und Hus sich in diesem Fall nicht durchsetzte (vgl. Jelínek, Der Purismus in der Entwicklung der tschechischen Schriftsprache, S.12f).

Der hussitische Einfluss hatte jedenfalls zur Folge, dass das Sprachbewusstsein der Tschechen wuchs und eine Gegenbewegung zu der Übernahme vieler deutscher Wörter ausgelöst wurde. Peter von Polenz beschreibt den Wandel in seiner Deutschen Sprachgeschichte so: „Die alte, unter dem Dach des Lateins erträgliche deutsch-tschechische Zweisprachigkeit, mit deutschsprachigen bäuerlichen Siedelgebieten und städtischen Oberschichten, war seit der Hussitenbewegung mit sprachpolitischen Maßnahmen und hochentwickelter Sprachkultur zugunsten des erwachenden tschechischen Nationalbewusstseins verändert worden.“ (Polenz, Deutsche Sprachgeschichte, Band III, S.133) An anderer Stelle verwendet Polenz auch den Terminus der „hussitischen Tschechisierung“ der Stadt Prag (Polenz, Geschichte der deutschen Sprache, S.75). Bereits nach dem Beschluss der Kuttenberger Dekrete hatten landesfremde Studenten Prag verlassen, um in Leipzig eine neue Universität zu gründen. Und die deutschen Patrizierfamilien waren angesichts der hussitischen Kriege geflohen.

Damit – und dies war der Beginn einer Jahrhunderte langen, oft fruchtbaren Konkurrenz – hatten sich zwei Landesvölker mit einem Selbstbewusstsein etabliert, was große kulturelle Leistungen zur Folge hatte.

#### Schleifer des Tschechischen - *brusiči*

Nachdem Hus mit Bemühungen zur Pflege der tschechischen Sprache begonnen hatte, folgten immer wieder Versuche, vor allem deutsche Einflüsse zurückzudrängen. Jelínek unterscheidet neun puristische Perioden. Die zweite (humanistische) wurde vor allem von Jan Blahoslav im 16. Jahrhundert repräsentiert. Aus der dritten Periode, in der zwei Werke von den Jesuiten Jiří Konstanc und Matěj Václav Šteyer hervorstachen, stammt die tschechische Bezeichnung für die „Sprachpfleger“. Das Buch von Konstanc hieß *Lima linguae Bohemicae, to jest Brus jazyka českého* – also der Schleifstein der tschechischen Sprache, wonach die sprachpuristischen Bestrebungen als *brusičství* (Schleiferei) bezeichnet wurden. Es folgte eine Barockperiode der Sprachpflege, die mit dem Namen Jan Václav Pól (Johann Wenzel Pohl, 1720-1790, Sprachwissenschaftler und Tschechischlehrer Josefs II.) verbunden ist und die sich durch eine Fülle neuer

tschechische Wörter, Neologismen, auszeichnete. Als Beispiel sei hier sein Versuch, das vom deutschen *Strohsack* stammende *strožok* durch die Lehnübersetzung *slamotrus* zu ersetzen (zusammengesetzt aus *sláma* – Stroh und *trus* von *trousit* – streuen; vgl. Jelínek, Der Purismus in der Entwicklung der tschechischen Schriftsprache, S.15). Heute heißt der Strohsack auf Tschechisch übrigens *slamník*.

Die beiden nächsten Perioden standen im Zusammenhang mit der tschechischen nationalen Wiedergeburt (*obrození*), wobei in der ersten Josef Dobrovský zurückhaltend verfuhr, während Josef Jungmann viel offensiver zu Werke ging.

Eine – nach Jelíneks Urteil – zu einem aggressiven Purismus entartete Periode stellten die letzten Jahrzehnte des 19. Jahrhunderts dar, in der gegen alle fremdsprachlichen Einflüsse - vor allem aber gegen Germanismen - vorgegangen wurde (vgl. Jelínek, Der Purismus in der Entwicklung der tschechischen Schriftsprache, S.11ff). Wohlgermerkt gab es auch im deutschen Sprachraum sprachpflegerische Bemühungen, die sich beispielsweise gegen die Übernahme französischer Wörter wendeten.

Danach prägte der Wissenschaftler Jan Gebauer eine gemäßigte Periode der Sprachpflege. Die in dieser Einteilung letzte Periode reicht bereits in die erste tschechoslowakische Republik, dessen Forum die 1916 gegründete Zeitschrift *Naše řeč* (Unsere Sprache) bildete.

Jelínek führt außerdem noch zwei weitere, politisch motivierte Reaktionen der Sprachpfleger an: Nachdem der Verbündete Frankreich die Tschechoslowakei im sogenannten Münchner *Diktat* (Abkommen), in dem auf die Gebietsforderungen Adolf Hitlers eingegangen wurde, im Stich gelassen hatte, lief eine Kampagne gegen Wörter aus dem Land des Verräters. Und nach dem Zweiten Weltkrieg versuchte man – erfolglos – den antideutschen Sprachpurismus wiederzubeleben (vgl. Jelínek, Der Purismus in der Entwicklung der tschechischen Schriftsprache, S.12).

Mit dieser kurzen Darstellung der puristischen Bewegungen sollen zwei Aspekte hervorgehoben werden: die Bemühung der tschechischen Gelehrten, eine eigenständige, dem Niveau anderer europäischer Kultursprachen angepasste Sprache zu bereichern, und die Abwehr des übermächtigen Deutschen, das die tschechische Sprache umgab und – wie oben erwähnt – als Bedrohung empfunden wurde.

Die sprachpflegerischen Eingriffe der *Schleifer* betrafen allerdings in erster Linie die Hochsprache, die Sprache der Literatur und Wissenschaft. Auf dialektaler Ebene wirkten sie sich weniger aus, weshalb in den tschechischen Dialekten, vor allem in jenen, die sich in der Nähe deutscher Siedlungen oder in gemischtsprachigen Städten entwickelten, heute

noch verhältnismäßig viele Lehnwörter aus dem Deutschen vorkommen. Ein anschauliches Beispiel hierfür bietet der Dialekt Brünns, der sogenannte *brněnský hantec*, der uns auch nach Wien führen wird.

## 7. Hantec - der tschechische Dialekt Brünns

Der Sprachpurismus der Gelehrten wirkte sich also durchaus auf die Entwicklung der tschechischen Hochsprache aus, wobei nicht alle Neuerungen immer in gleichem Ausmaße angenommen und einige im Laufe der Zeit verworfen wurden. Insgesamt gelang es jedenfalls eine eigenständige tschechische Hochsprache gegenüber dem Deutschen zu etablieren. Auf dialektaler Ebene, die die Ideen der Gelehrten nicht oder kaum erreichten, verhielt es sich anders, denn die Tschechen sprachen weiterhin so, wie *ihnen der Schnabel gewachsen war*. Dies manifestierte sich daran, dass an Germanismen festgehalten und viele neue aufgenommen wurden - vor allem dort, wo Tschechen und Deutsche unmittelbar nebeneinander wohnten und tagtäglich Kontakt zueinander hatten. Dieser Fall traf auf die mährische Hauptstadt Brünn zu, deren Dialekt heute noch ob seiner Vielzahl an vom Standardtschechischen lexikalischen und morphologischen Abweichungen für Staunen und Belustigung sorgt.

Die Forschung geht von einer slawischen Besiedlung des Brünner Raums ab dem fünften Jahrhundert aus. Die Siedlung wuchs als Kreuzung von Handelswegen, die Bevölkerung lebte von der Landwirtschaft und dem Handel. Im 13. Jahrhundert, also im Zuge der deutschen Kolonisierung erlebte Brünn durch den Zuzug deutscher Handwerker und Händler einen Aufschwung. Nach der Schlacht am Weißen Berg verlor Brünn seine Selbstverwaltung und an Bedeutung.

Im mariatheresianischen und josefinischen Zeitalter führte ein starker Zuzug tschechischer Landbewohner zu der Entstehung neuer, tschechischer Vorstädte, die im Lauf der Jahre mit der Stadt verbunden wurden, während sich im Zentrum die Deutschen etabliert hatten. Im Jahre 1848 erhielt Brünn die Selbstverwaltung zurück, 1849 wurde an Grundschulen Tschechisch als Unterrichtssprache eingeführt. Außerdem traten nationale Vereinigungen auf den Plan, die sich um die tschechische oder um die deutsche Sprache bemühten. Nichtsdestotrotz entwickelte sich ein Dialekt, der gespickt von deutschen Lehnwörtern war, die oftmals auch dem Wienerischen entstammten (oder aber aus dem Brünner *Hantec* in das Wienerische gelangten) und sich zum Teil bis heute erhalten haben, wiewohl die mittlerweile gegebene Einsprachigkeit der Stadt durchaus zum Untergang einer Reihe von Ausdrücken geführt hat.

Die meisten Germanismen bzw. Austriazismen, denn viele Wörter sind aus dem Ostösterreichischen in ihrer dortigen Lautung entlehnt, findet man in der Sprache der Brüner *plotňáci* – der Plattenbrüder – der Vagabunden und der Angehörigen der dortigen Unterwelt und ihrem Umfeld. Daher ist es nicht weiter verwunderlich, dass sich hier auch Rotwelsch-Begriffe finden, aufgrund der Nähe zu Wien gerade auch solche der Wienerischen Ausprägung davon. Alleine die verschiedenen Bezeichnungen für einen Polizisten weisen eindeutig in diese Richtung. So setzt sich der *hémon* aus dem Begriff *Heh* für die Polizei und der bairischen Form von *Mann* zusammen. Eine andere gaunersprachliche Bezeichnung für den Freund und Helfer ist in Brünn der *fízl*, wie auch in Wien. Ähnlich verhält es sich mit dem *Kiberer*, welches in Wien wahrscheinlich am weitesten verbreitet war. In Brünn begegnen wir dem Wort *kibera* oder dem tschechischen Formensystem angepasst als *kíbr* oder *kíbrák*. (Vgl. Girtler, Rotwelsch, S.195f).

Den Weg vom Rotwelsch der Brüner Plattenbrüder in den Dialekt der Stadt und des Weiteren auch in die Umgangssprache Tschechiens fanden viele Wörter über Lehrlinge und Studierende, die fasziniert diese Begriffe aufnahmen und verbreiteten: „Von der städtischen Unterschicht nimmt die Jugend diese Argotbegriffe auf, und zwar vor allem an Fachlehrschulen, also junge Arbeiter und Handwerker und in geringerem Ausmaße auch Studenten. Das Wesen des Argots liegt in der lexikalischen Schicht, die zu einem gewissen Maß von der Nationalsprache (vor allem von seiner Schriftnorm) abweicht, wodurch ihn andere Bürger nicht verstehen. Es dringen nämlich in bedeutendem Umfange fremde Elemente in ihn ein. In der Brüner Plattensprache [freie Übersetzung des tschechischen Terminus *plotňáčtina*; R.S.] wie der Brüner Argot noch vor dem II. Weltkrieg hieß, stellen wir starke Einflüsse des Argots der Wiener Strizzis fest.“ (Buttinger, *Z historie pronikání germanizmů*, S.16) Für die Verbreitung dieser Lehnwörter aus dem Deutschen dürfte auch der Humor eine Rolle gespielt haben, da viele dieser Wörter ihrer klanglichen, nicht systemhaften Gestalt eine gewisse Ironie transportieren. Newerkla spricht in diesem Zusammenhang etwas weiter gefasst von der Expressivität deutscher Lehnwörter, die „im steten Streben von Sprachen nach neuen affektvollen Ausdrücken“ (Newerkla, *Sprachkontakte Deutsch – Tschechisch – Slowakisch*, S.77) übernommen werden. Nicht zuletzt sind sie aus dem Grund heute noch fest im gesprochenen Tschechisch verankert.

## 8. *Furt und holt*

Wie im letzten Abschnitt behandelt, fanden viele deutsche Wörter - zu einem guten Teil in ihrer dialektalen Lautung – Eingang in tschechische Dialekte (bzw. Argots). In einigen Fällen bereicherten sie sogar die in ganz Tschechien gesprochene Umgangssprache (*obecná čeština*). Dieses Gemeintschechisch, das auch als „zentralböhmischer Interdialekt“ (vgl. Newerkla, Sprachkontakte Deutsch – Tschechisch – Slowakisch, S.36) bezeichnet wird, dient der mündlichen Kommunikation im Alltag. Die folgenden Beispiele sind Newerkla entnommen:

Gemeintschechisch	Deutsch
Ajzboňák,	Eisenbahner
Cuksfíra	Zugsführer
Foch	Fachgebiet, Abteilung, Lade
Fotr (vulgär bzw.)	Vater
Furt	Immerfort, dauernd
Háklivý	Heikel (bairisch haglich)
Holt	Halt, freilich, eben
Klandr	Geländer (bairisch glander)
krumpáč	Krampen, Spitzhacke
Ksicht (pejorativ)	Gesicht
Ksindl (vulgär)	Gesindel
Mošt	Most
Pajšl	Beuschel(bairische Lautung), Kaldaunen
Ponk	Werkbank, Hobelbank
Pusa	Bussi, Kuss (bairisch buss)
Rendlík	Reindel, flacher Topf
Rybíz	Ribisel, Johannisbeere (Ribisel kam über lateinisch ribesium aus dem Arabischen oder
Sporák (Herd)	Sparherd
Slajzna	Schleuse
Spagát	Spagat, Bindfaden (aus dem Italienischen spago bzw. dem Diminutiv spaghetti für Schnur. Des selben Ursprungs ist auch das Nudelgericht namens
Sroub; šroubovák	Schraube; Schraubenzieher (vermutlich aus dem Lateinischen scrōfa für Muttschwein. „Der Bedeutungswandel dürfte sich auf dem Hintergrund eines
Svorc (expressiv)	Pleite (vgl. hiezu in Wien neger mit der gleichen Bedeutung).
Verkcajk	Werkzeug

Dieser sehr kleine Auszug vermittelt einen Eindruck dessen, wie stark die deutsche Sprache das Tschechische im Laufe der Jahrhunderte beeinflusste. Eine genaue Bearbeitung der deutschen Lehnwörter im Tschechischen und auch Slowakischen bietet das umfangreiche Wörterbuch Stefan Newerklas „Sprachkontakte Deutsch – Tschechisch – Slowakisch“, das mit Akribie nicht nur die historische Entwicklung und die Beleglage darstellt, sondern auch frühere und aktuelle Deutungen einer kritischen Analyse unterzieht. Dieses Buch sei allen Interessierten ausdrücklich empfohlen.

## 9. Slawisches im Deutschen

Weit weniger als deutsche Wörter in das Tschechische gingen tschechische bzw. slawische Wörter in das Deutsche ein, wobei die deutschen Dialekte auf dem Gebiet Böhmens, Mährens und Schlesiens durch Kontakte zu Tschechen auszunehmen sind. Hinweise auf die Siedlungsgeschichte gibt der slawische Ursprung vieler Ortsnamen: Graz, Kulm, Aussee usw. (vgl. Pohl/Schwaner, Das Buch der österreichischen Namen). Was die deutsche Schriftsprache betrifft, wanderten früher einige Wörter aus dem Bereich der Landwirtschaft, später auch aus anderen Bereichen aus slawischen Sprachen in das Deutsche: Quark, Gurke, Klobasse, Zobel, Zander, Stieglitz, Peitsche, Doline, Grenze, Roboter, Pogrom.

Etwas größer ist der Anteil von Slawismen bzw. Bohemismen im Osten Österreichs.

### Kuchlböhmisch

Die historischen Bande zwischen Österreich und den Ländern der böhmischen Krone schlugen sich auch in der Sprache nieder: die Topfengolatsche oder –kolatsche, der Powidel, die Zwetschge oder der Kren fanden ihren Weg über den Dialekt hinaus und bezeichnen in (Ost-) Österreich Lebensmittel. Zur Erklärung: Die Kolatsche oder Golatsche stammt vom slawischen *koláč*, dessen Wurzel *kolo* (Rad; verwandt mit dem englischen *wheel*) auf die ursprünglich runde Form des Gebäcks hindeutet (vgl. Steinhauser, Slawisches im Wienerischen, S.116). Die in Österreich gebräuchliche Bezeichnung Powidel für ein dick eingekochtes Pflaumenmus lässt sich nicht ganz so einfach herleiten. Eine Erklärung geht von *víti* im Sinne von umdrehen oder mischen aus, da das Mus beim Kochen gerührt werden muss (vgl. Holub/Kopečný, *Etymologický slovník*, S.290). Steinhauser schließt sich einer anderen Variante an, da er das tschechische Wort *povidla* als eine Umbildung von *pojídla* (Zuspeise, Nachtisch) sieht (vgl. Steinhauser, Slawisches im Wienerischen, S.110f.). Außer als Lebensmittel fungiert(e) Powidel in der Redewendung „Das ist mir powidel“ – also egal -, womit wie auch bei der Wurst ein Lebensmittel herhalten musste, um Gleichgültigkeit auszudrücken. Bei der Zwetschge (Pflaume) geht man von der tschechischen Bezeichnung für diese Frucht – *švestka* - aus. Der Kren ist als Bezeichnung für den Meerrettich in Österreich und einigen deutschen Bundesländern üblich und wurde schon früh aus dem Slawischen entlehnt. Im Tschechischen heißt er heute *křen*.

Diese wenigen Beispiele zeugen von den intensiven kulturellen bzw. kulinarischen Beziehungen zwischen Deutschen und Tschechen im Rahmen der österreichisch-ungarischen Monarchie (und vorher). Dabei dürfte das Kuchlböhmische eine große Rolle gespielt haben: „Meine Großeltern beherrschten eine Sprache, die man in den Zeiten von Böhm/Farkas/Waldbrunn am ehesten in Texten des Kabarett fand: das Kuchl-Böhmisch. Eine sowohl für Deutsche aber auch für Tschechen unverständliche Mischung der beiden Sprachen. "klopfovát tepichy na gonku" heißt zum Beispiel "Teppiche klopfen am Gang", ein für Tschechen völlig unverständlicher Satz, der nur tschechisch klingt und nur unter Wiener Tschechen verstanden wurde. Der Satz ist mir deshalb so in Erinnerung geblieben, weil das eben verboten war, die Teppiche am Gang zu klopfen. Dazu sollte man "do Hofu" gehen, was "in den Hof" bedeutet.“ (Erinnerungen von Franz Fiala auf <http://fiala.cc/Family.Kuchl-Bohmisch.ashx> - abgerufen am 11. August 2017)

## 10. Wienerisch

Im alten Wienerischen finden wir eine Vielzahl von Wörtern aus dem Tschechischen, die zum Teil allerdings bereits als veraltet gelten: *auf lepschi gehen* heißt von zuhause weggehen und es sich gut gehen lassen (*lepší* heißt besser). Etwas *pomali* machen heißt, es langsam tun (von tschechisch *pomalů*). Ein *Feschak* ist ein fescher Mann – hier ist allerdings nur die Endung tschechisch, fesch stammt vom englischen *fashionable*. Die *Pawlatsche* ist die hofseitige, offene Holzveranda in älteren Häusern (tschechisch *pavlač*). Einen ungeschickten Menschen bezeichnete man als *Tamleschi*, das sich von tschechisch *tam leží* (dort liegt er) herleitet (vgl. Steinhauser, Slawisches im Wienerischen, S.236). Und mit *schetzkojedno* (der tschechische Leser verzeihe diese Schreibweise) sind wir wieder bei Powidel und Wurst angelangt: *všechojedno* heißt übersetzt alles eins – eben in der Bedeutung von egal, gleichgültig. (Vgl. Schuster, Alt-Wienerisch. Ein Wörterbuch veraltender und veralteter Wiener Ausdrücke und Redensarten. Wien 1984. Dort finden sich etwa *Kudlitschka* für Taschenmesser (tschech. *kudlička*; S.95), *Puschka* für Gewehr (*puška*; S.123), *Råwisch* für Kerbholz (*rabuše* oder *rováš*; S.128), *Schwerak* für einen schelmischen, heiteren Menschen (*čtverák*; S.144) oder *verdobrischiern* für *verludern* (von tschech. *dobry* – gut; S.177)).

## Anfänge tschechischen Lebens in Wien

Diese Wörter brachten die Tschechen nach Wien. Schon früh weilten – in Anbetracht der Nähe nicht weiter überraschend – tschechische Händler in Wien: „Als im Jahre 1548 der Pfälzer Wolfgang Schmelzl an die älteste Stelle Wiens, das Lugeck, kam, sah er dort unter den Kaufleuten „al Nacion in ihr claidung“, hörte „manch sprach und zung“, natürlich auch behaimisch“, und meinte schließlich, er sei „gen Babl khumen, wo alle Sprach ein Anfang gnomen.““ (Glettler, Böhmisches Wien, S.12)

Durch die politischen Ereignisse zu Beginn des 17. Jahrhunderts gewann Wien an Bedeutung, wodurch die Stadt auch für Zuwanderer aus den böhmischen Ländern attraktiv wurde. Handwerker, Kaufleute, Dienstboten kamen dann im 18. Jahrhundert nach Wien und siedelten sich zunächst vor allem im heutigen dritten und vierten Bezirk an.

Im Jahre 1775 wurde an der Universität eine Lehrkanzel für die tschechische Sprache gegründet.

Ein begabter Student, der aus Mähren nach Wien zog, um an der Wiener Universität zu studieren, war der spätere erste Präsident der Tschechoslowakei. Masaryk studierte nicht nur in Wien, sondern schlug zunächst auch die wissenschaftliche Laufbahn ein.

Eine beachtliche Studie über den Selbstmord als soziale Massenerscheinung brachte ihm eine Professur an der philosophischen Fakultät ein, doch regte sich bei Masaryk in Anbetracht der politischen Verhältnisse, vor allem der Situation der Slowaken in der ungarischen Reichshälfte, ein gewisser Patriotismus und er übersiedelte an die neu gegründete tschechische Universität nach Prag.

## Die Ziegelböhlen

Die Industrialisierung und der Bauboom einer rasch wachsenden Großstadt, der Bau der Ringstraße und die Gründerzeit – all das lockte im 19. Jahrhundert Menschen aus den Kronländern nach Wien, wobei Mährer, Böhmen und Slowaken an erster Stelle standen. Vor der Stadterweiterung Prags konnte Wien so als größte tschechische Stadt gelten.

Ein großer Teil der Zuwanderer arbeitete in der Ziegelfabrikation auf dem Wienerberg in Favoriten, weshalb man sie dann als *Ziegelböhlen* bezeichnete. Ob dieses starken Zuzugs prophezeite der Berliner Philosoph Eduard von Hartmann ein slawisches Wien im 20. Jahrhundert, und auch der Bürgermeister Karl Lueger sah sich veranlasst, einen Eid

auf die Erhaltung des deutschen Charakters von Bewerbern um das Bürgerrecht zu verlangen. (vgl. Glettler, Böhmisches Wien, S.27ff)

Es wurde viel tschechisch in Wien gesprochen (in Resten bis nach dem Zweiten Weltkrieg), Vereine wurden gegründet, darunter auch der Schulverein „Komenský“, es gab tschechische Zeitungen. Andererseits gab es durchaus Assimilationsbestrebungen seitens der Tschechen, denn nur so war auch ein sozialer Aufstieg möglich. Dadurch legten viele in Wien lebende Tschechen ihre Muttersprache ab, was blieb waren die tschechischen Familiennamen (sofern sie nicht eingedeutscht wurden).

Neben dem Verzicht auf das Tschechische führte eine starke Rückwanderungsbewegung in die neue Tschechoslowakei zu einem Schrumpfen derer, die das Tschechische in Wien pflegten. Immerhin gibt es heute noch einige Relikte tschechischen Lebens in Wien: die tschechische Schule auf dem Sebastianplatz, den Böhmischen Prater, der früher den Tschechen Unterhaltung nach der anstrengenden Arbeit im Ziegelwerk bot, und eine kleine tschechische Minderheit, die offiziell vom österreichischen Staat anerkannt ist. Im nächsten Abschnitt seien zwei Persönlichkeiten beschrieben, deren Biographien gute Beispiele für die Beziehungen zwischen den böhmischen Ländern und Wien darstellen.

#### Bican und Sindelar

Der „Papiere“, so lautete der Spitzname des laut Umfragen besten österreichischen Fußballspielers des 20. Jahrhunderts. Mathias Sindelar wurde als Matěj in Kozlov in der Nähe von Iglau/Jihlava geboren (vgl. Grieser, Die böhmische Großmutter, S.249f). Sein Familienname gibt Auskunft über die Geschichte der Kontakte zwischen Deutschen und Tschechen. In korrekter tschechischer Schreibweise lautet der Name Šindelář und bedeutet Schindelmacher (Schindler). Das Wort *šindel* gelangte über das deutsche *Schindel* aus dem Lateinischen (*scindula*; vgl. Etymologisches Wörterbuch, S.1201) in das Tschechische. Die diakritischen Zeichen des tschechischen Namens verschwanden mit dem Umzug der Familie nach Wien und so wurde der Sportler als Mathias Sindelar berühmt. Er spielte für die Wiener Austria und das österreichische Nationalteam, das ob seiner Qualitäten und Erfolge das Wunderteam genannt wurde.

Die Adresse der Wohnung der Familie Sindelar nach ihrer Übersiedelung nach Wien im Jahre 1905 lautete Quellenstraße 75 im Bezirk der *Ziegelböhmern* – in Favoriten. In der Quellenstraße 72 war bereits im Jahre 1883 die erste tschechische Volksschule gegründet worden. Und einige Häuser weiter, in der Quellenstraße 101, wuchs ein anderer sehr guter Fußballspieler auf: Josef Bican (vgl. Pondělík, Bican, S.13ff). Er

stammte aus einer Wiener tschechischen Familie, die sich allerdings nicht (so schnell) assimilierte und das Tschechische zu pflegen schien. Bican spielte bei Rapid Wien und Admira Wien und wurde auch in die österreichische Auswahl einberufen (allerdings kurz nach der *Wunderteam*-Phase). Im Jahre 1937 lockte ihn der Prager Verein Slavia in die Tschechoslowakei. So kam es, dass Josef Bican sowohl in der österreichischen (auch gegen die Tschechoslowakei) als auch in der tschechoslowakischen Dress (auch gegen Österreich) antrat. Noch zu Lebzeiten wurde er als „World´s Best Goal Scorer of the Century“ ausgezeichnet. Die beiden Fußballspieler stehen damit für zwei Entwicklungen:

- Die Migration vieler Arbeiter und Bediensteter aus den böhmischen Ländern nach Wien (vor allem bis 1914), oft verbunden mit der Aufgabe der tschechischen Muttersprache.
- Die Rückwanderung in die neu gegründete Tschechoslowakei in der Zwischenkriegszeit. (Nach 1948 und vor allem nach 1968 bewegte sich der Strom wieder Richtung Österreich, diesmal meist aus politischen Gründen.)

## 2. Rübezahl

Im polnisch-tschechischen Grenzgebiet angesiedelt ist die Sagenfigur Rübezahl, der Herr des Riesengebirges. Aus der mündlichen, regional beschränkten Überlieferung entwickelte sich eine weithin bekannte Gestalt.

Verewigt wurde er nicht nur in zahlreichen Sagen- und Märchenbüchern für Kinder und Erwachsene, auf die ich unten kurz eingehe, sondern auch in anderen Kunstformen.

Im zwanzigsten Jahrhundert kamen Verfilmungen dazu, von denen wohl dem tschechischen „Betthupferl“ (Sandmännchen) „Krkonošské pohádky“ jedenfalls in Tschechien der größte und nachhaltigste Erfolg beschieden war und das im Jahre 2001 sogar Anlass für eine mediale Kontroverse darstellte.

Mit dem aufkommenden Tourismus entwickelte sich der Rübezahl zu dem Symbol des Riesengebirges (neben der Silhouette der Schneekoppe), das heute in dieser Region so präsent ist wie etwa Kaiserin Elisabeth in Wien. Seine Vermarktung ist offensichtlich ein gutes Geschäft. Für die vertriebenen Deutschen wiederum verkörperte der Herr des Riesengebirges nicht nur ihre Heimat, sondern er galt – nach den Geschehnissen der Nachkriegsjahre – auch als Symbol der Kultur der vertriebenen Deutschen.

Außerdem ist bemerkenswert, dass der Rübezahl sowohl in der deutschen als auch in der tschechischen Literatur stark verankert ist, ebenso – wenn auch weniger - in der polnischen. Im Tschechischen nannte man ihn Rybcoul, Řepočet (Lehnübersetzung aus dem Deutschen: der Rüben Zählende – siehe unten bei Musäus´ Legende) und Krakonoš, welches die heute bekannte Bezeichnung ist. Obwohl Polen von 1335 bis 1945 keinen Anteil am Riesengebirge hatte, ist Rübezahl auch hier im Schrifttum verankert – als Skarbek, Robazael, Duch gór, Rzepiór oder als – analog zum Tschechischen - rübenzählender Rzepolicz und Liczyrzepa (vgl. Hartwich, Rübezahl zwischen Tourismus und Nationalismus, S.197). Daher gehört Rübezahl zu einem gemeinsamen mitteleuropäischen kulturellen Erbe, auf das hier eingegangen werden soll.

### 1. Erste Belege

Bereits in den Walenbüchern aus dem 15. Jahrhundert, die von welschen (also romanischen – italienischen –) Bergleuten als Wegweiser für die Suche nach Edelsteinen und Gold (siehe Kapitel Bergwerk) verfasst wurden, findet der Berggeist Erwähnung (in der Handschrift zu Wien und im Trautenauer Walenbuch - vgl. Koudelková, Krakonoš v literatuře, S.17ff und Jech, Krakonoš, S.18). Daher ist die Entstehung der Sagenfigur

im Zusammenhang mit dem langsamen Vordringen der Menschen in das Gebirge zu sehen. Die rauhen klimatischen Verhältnisse sowie rasch wechselnde Wetterbedingungen mochten die Phantasie der Menschen angeregt haben.

#### Rübezahl auf Helwigs Schlesien-Karte

Im Jahre 1561 widmete der Gelehrte Martin Helwig seinem Förderer Nikolas (Niclas) Rehding die erste Landkarte Schlesiens, da er das Land diesbezüglich vernachlässigt sah:

„Darumb es nicht ein wenig zu verwundern, das inn so langer Zeit unser liebes Vaterlandt Schlesien so gar hindan gesetzt und vortunckelt blieben. So doch die Italienische Historici selbs zeugen, dz. Schlesien nit ein unedle gegend sey, und auch das Land viel schöne ingenia und mancherley künstner giebet.“ (Helwig, Schlesien-Karte. Neisse 1561)

Helwig wurde 1516 in Neisse geboren. Nach seinem Studium arbeitete er zunächst in Schweidnitz als Lehrer, übersiedelte 1552 nach Breslau, wo er von 1560 bis zu seinem Tode 1574 als Rektor die Lateinschule Maria Magdalena leitete.

Die Schlesien-Karte steht in der Tradition des humanistischen Interesses an Geographie (von Hartmann Schedels Weltchronik aus dem Jahre 1493 über Sebastian Münsters Kosmographie aus dem Jahre 1544), das mehrere Regionalkarten deutscher Gebiete hervorbrachte. Außerdem entstanden im Humanismus die ersten Landesgeschichten, wie etwa auch die *Gentis Silesiae annales* (Schlesien-Chronik) des Joachim Cureus im Jahre 1571.

Helwig stellte den *Risenberg* – das Riesengebirge – stilisiert in Form von Maulwurfshügeln dar, und am Fuße dieses Gebirges zeichnete er eine Figur mit der Bezeichnung Rübenczal ein. Dies gilt als die erste bildliche Darstellung Rübenezals: hier noch als Fabelwesen mit einem Hirschgeweih, Schwanz, Bocksfüßen und einem Ast in der Hand. Die Gestalt des Rübenezals nahm später menschliche Züge an, allerdings ist anzumerken, dass in einer der vielen Sagen der Herr des Riesengebirges tatsächlich ein Hirschgeweih trägt. Helwigs Darstellung kann auch als Hinweis auf die Wandelbarkeit Rübenezals, da er in den Sagen unterschiedliche Gestalt annimmt, gesehen werden.

Allerdings wiesen polnische und tschechische Wissenschaftler auf die heraldische Symbolik der Figur, die Auskunft über die Herrschaftsverhältnisse im dargestellten Gebiet gibt, hin:

„Schaffgotsch auf der polnischen Seite, Waldstein, Gendorf, Bieberstein und Dohn auf der böhmischen Seite“ (Bašta, Krkonoše a Jizerské hory, duben/April 2011. Bašta zitiert dabei einen Aufsatz von Miloslav Bartoš aus dem Jahre 1967. Z.B.: Greif - Kopf und Rumpf, Löwen - Vorderpfoten und Schwanz für Schaffgotsch; fünfendiges Hirschgeweih für Bieberstein; ebda.). Somit könnte Helwig mit der Vermengung der Wappensymbole in einer Figur nicht nur auf die Landesherren der Gegend verwiesen, sondern auch auf die Grenzstreitigkeiten, die es zwischen den oben erwähnten Geschlechtern gab, angespielt haben (vgl. auch Koudelková, Krakonoš v literatuře, S.74).



Abbildung 2: Der Helwigs Darstellung nachempfundener Rübezahl als Logo der Zeitschrift *Krkonoše a Jizerské Hory*.

Präsent ist Helwigs Rübezahl-Darstellung heute als Logo der in Vrchlabí (Hohenelbe) erscheinenden Monatszeitschrift *Krkonoše – Jizerské hory*, die sich mit der Natur und den Menschen des Riesengebirges (und Isergebirges) befasst. Herausgegeben wird sie seit vier Jahrzehnten von der Verwaltung des Nationalparks Riesengebirge - Správa KRNAP (**K**rkonošský **n**árodní **p**ark). Da der Verwaltung des Nationalparks an dem Schutz der Natur und Kultur liegt, fungiert Rübezahl hier gewissermaßen als der Wächter der Berge und Umweltschützer, als welcher er auch in der Literatur oder beispielsweise im 1957 unter Erich Koblers Regie gedrehten Film „Rübezahl – Herr der Berge“ dargestellt wird.

Ebenso verwendet das Riesengebirgsmuseum in Hirschberg auf der polnischen Seite (Muzeum Karkonoskie in Jelenia Góra), zu dem übrigens auch das Carl- und Gerhart-

Hauptmann-Haus in Schreiberhau (Dom Carla i Gerharta Hauptmannów in Szklarska Poręba) gehört, Helwigs Rübezahl als Logo.

An Helwigs Darstellung orientierte sich auch der Chronist der Stadt Trautenau (Trutnov) Simon Hüttel (1530 bis 1601), der eine erste genaue Landkarte des Riesengebirges entwarf. Darin bezeichnet er eine Stelle nördlich der Elbquelle unterhalb des *mittage Steins* als *Ruben Zagels Nest* und kennzeichnet sie mit einer entsprechenden Figur (vgl. Hüttel, Chronik der Stadt Trautenau, S. 77).

Der tschechische Rübezahlforscher Jaromír Jech führt eine weitere Landkarte aus dem Jahre 1569 an, auf der der in Joachimsthal geborene Johann Criginger (1521 bis 1571) in den „Korkonosske hory“ „Hic Romcual spirity“ verzeichnet (vgl. Jech, Krakonoš, S.26).

#### Andere Quellen

In der zweiten Hälfte des 16. und der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts häufen sich die Erwähnungen Rübezahls. Der Eislebener Pfarrer Christoph Irenäus (1522 in Schweidnitz bis 1595 in Bubenbach) erwähnt den Mönch *Rubezal* in seinem „Wasser-Spiegel“ (1566), 1570 taucht er bei Andreas Hondorff auf, 1576 bei Wolfgang Büttel. Im Jahre 1607 erschien dann Caspar Schwenckfelds „Hirschbergischen Warmen Bades Beschreibung“, in der der Autor *Riebezahl* zu den zahmeren Geistern zählt und ausführlicher auf ihn eingeht als seine Vorgänger (vgl. Jech, Krakonoš, S.22f.).

Im Jahre 1618 finden wir in „O zlých anjelích neb d'áblích“ des protestantischen Pfarrers Havel Žalanský die vermutlich erste tschechische Erwähnung eines *Rubical* (vgl. Koudelková, Krakonoš v literatuře, S.14f.). Zur selben Zeit erwähnt ihn Matthias Burgklechner (Burglechner):

#### *Ruebzagel* im „Tyrolischen Adler“

Vor dem Entstehen längerer Abhandlungen und Sammlungen von Sagen gibt es mehrere Belege Rübezahls – u.a. in dem Werk „Tyrolischen Adlers Erste Beschreibung vnnd verbindtnus mit dem Rotten Habsburgischen Löben“ von Matthias Burglechner, das zwölf Bände umfasst und kurz *Tyrolischer Adler* genannt wird (vgl. Kompatscher, Bergmännlein und Rübezahl, S.465). Darin geht der Autor auf geographische Gegebenheiten und den Bergbau in Tirol ein, um endlich im zwölften Kapitel auf die Bergmännlein und eben auf den Rübezahl zu sprechen zu kommen (vgl. Kompatscher,

Bergmännlein und Rübezahl, S.466; Kompatscher gab den Quelltext im Sammelband „Europäische Ethnologie und Folklore im internationalen Kontext: Festschrift für Leander Petzoldt zum 65. Geburtstag. Hrsg.v. Ingo Schneider. Frankfurt am Main 1999“ wieder). Bemerkenswert ist bei Burglechner die Erwähnung der Herkunft Rübezahls: „Hieher khann auch gezogen werden, die Hÿstorj von dem Geist Ruebzagel genannt, so sich vor Jaren bej dem Großeberischen Perckhwerck, vnnd daselbst herumb am Harz, in dem Herzogthumb Praunschweig aufgehalten hat, dieser hat sich an vilen orten, sonnderlich aber bei der Statt Goßlar, alle Sambßtag in gestalt ainns Münichs sechen lassen, vnnd mit den Lëuthen gerödt, doch niemandts nicht gethan, hat auch sein aigen Grueben, Perckhwerch vnnd PergLeuth gehabt, [...]“ (zitiert nach Kompatscher, Bergmännlein und Rübezahl, S.471f.). Ganz unwahrscheinlich ist diese Version nicht, gehen doch einige Forscher davon aus, dass Einwanderer aus dem Harz die Sage in das Riesengebirge mitgebracht haben (vgl. Hartwich, Rübezahl zwischen Tourismus und Nationalismus, S.196). Dementsprechend führt auch Burglechner im Jahre 1618/19 die Übersiedlung Rübezahls in das Riesengebirge an: „Diser Ruebzagel, hat sich hernach in die Schlesj begeben, auf ain rinnhaltigs Khupffer Perckwerch, haist Risengepürg, [...]“ (zitiert nach Kompatscher, Bergmännlein und Rübezahl, S.473).

Burglechner beschreibt den Rübezahl also als einen Berggeist, der in Mönchsgestalt den Menschen begegnet, sich mit dem Bergbau beschäftigt und im Riesengebirge seine Heimat gefunden hat. Die Motivationen für sein Verhalten Menschen gegenüber entsprechen durchaus den in später verschriftlichten Sagen tradierten: Rübezahl bestraft die Spötter, ist ein Wächter der Berge (und Bergwerke), die er als sein Eigentum ansieht, weshalb er die Lebensmittel der Eindringlinge in Kröten und Eidechsen verwandelt. Gleichzeitig ist er ein gerechter Herr des Gebirges, wofür Burglechner dieses Beispiel anführt: „Item wann die Pawrn vnnd Ire Weiber, die daselbst wohnen, Über das Risen gepürg geen, vnnd Schmalz, Aÿer, oder anndere sachen zum Marckht tragen, so khumbt diser Geist, geet vnnd reedt mit Innen, spotet Irer auch, vnnd nimbt Innen auß den Khörben waß sie tragen, legt entgegen Stain darein, das sÿ schwär zu tragen haben, vnnd wann sÿ nur khain beses Wort außgeben, vnnd achtens nit, so gibt Er Innen alle sachen wider.“ (zitiert nach Kompatscher, Bergmännlein und Rübezahl, S.473f.)

Helwigs bildliche Darstellung auf der Schlesien-Karte dürfte der Autor des Tyroler Adlers nicht gekannt haben, denn er führt als Quelle eine böhmische Karte an, auf der *Ruebzagel* in Gestalt eines kleinen Mönches auf einem Felsen auf dem *Risenperg* (ebda.).

Martin Opitz

Die „Schäfferey von der Nimfen Hercinie“ vom Begründer der Schlesischen Dichterschule Martin Opitz (1597 in Bunzlau/Bolesławiec bis 1639 in Danzig/Gdańsk) ist im Umland des Riesengebirges angesiedelt: „Es lieget dißeits dem Sudetischen gefilde / welches Böhaimb von Schlesien trennet / unter dem anmutigen Riesenberge ein thal / dessen weitschweiffiger umbkreiß einem halben zirckel gleichet / undt mit vielen hohen warten / schönen bächen / dörffern / maierhöfen undt schäffereyen erfüllet ist.“ (Opitz, Schäfferey, S.9) Im Verlaufe einer Wanderung treffen Figuren der Geschichte auf einen Lindenbaum, in den die Anbetung eines Riesenherrn und Berggottes eingeritzt ist, worauf über diesen spekuliert wird: „Dieser / fieng Nüßler an / hatt sich auch bereden lassen / es sey ein Rübexal allhier / wie ihn die jenigen nennen / die ihn nie gesehen haben. (...) Doch wollen wir den birgmann Rübexal in diese zahl nicht setzen: dann angesehen daß er durch zauberey geruffen wirdt / so muß er weder eine frome / noch eine verdammte seele sein; weil sie beyde biß zue seiner zeit unter der handt Gottes aller götter sindt / der sich mitt beschwerungen nicht zwingen leßt. So muß es dann der teuffel sein / fang ich an.“ (Opitz, Schäfferey, S.46f.)

Die Erwähnungen bei Opitz, Johann Michael Moscherosch (1601 in Willstätt bis 1669 in Worms) und bei dem tschechischen Gelehrten Bohuslav Balbín (1621 in Königgrätz/Hradec Králové bis 1688 in Prag/Praha) in seinen lateinischen „Miscellanea historica regni Bohemiae“ (1679 bis 1687; hier als *Ribenzall*, wobei Balbín eine Verbindung zum Rattenfänger von Hameln sieht – vgl. Koudelková, Krakonoš v literatuře, S.16) stehen allerdings ob der Ausführlichkeit im Schatten der Arbeiten von Johannes Prätorius.

Praetorius, der schnackische Skribent

Großer Beliebtheit erfreuten sich die Abhandlungen von Johannes Prätorius über den Rübexal, gleichzeitig übte die Fachwelt Kritik ob des Mangels an Authentizität. Prätorius nahm sich nämlich die künstlerische Freiheit, eigene Geschichten zu erfinden und damit den Boden der durch das Volk tradierten Sagen zu verlassen.

Der 1622 in Zethlingen/Altmark als Hans Schultze geborene Gastwirtssohn studierte in Leipzig, wo er 1655 Magister wurde und unter dem Namen Johannes Prätorius mehr als 50 Bücher veröffentlichte. Im Jahre 1680 starb er an der Pest.



Abbildung 3: Illustration aus „Satyrus Etymologicus“ (1672) von Johannes Prätorius. „Lass mir die Weißwurtz stehen!“ ruft Rübezahl.

Auf das Interesse eines breiteren Publikums stieß die erste Veröffentlichung des Johannes Prätorius „Daemonologia Rubinzalii Silesii...“ (Leipzig 1662), weshalb er zum gleichen Thema später den „Satyrus Etymologicus, Oder der Reformirende und Informierende Rüben- Zahl Welcher in hundert nachdencklichen und neu-erfundenen eines und seines Namens Derivationibus, sampt einer wackern Compagnie der possirlichsten, und wahrhaftigsten Historien, von gedachtem Schlesischen Gespenste, nebenst andern beygebracht köstlichen raritäten und argurien, kützlich, kützlich und nützlich vorstellet, sampt dem sonderbahrem Anhang, der kleine Blocks-Berg genannt“ verfasste. In der Vorrede stellt Prätorius seinen Ausführungen ein Walenbuch voran, das ihm ein Freund namens Hans überlieferte, dem Gott „einen guten alten Italiaener / der viel mit mir in Handelschafften gewest“ beschert hatte (Prätorius, Satyrus, S.3). In dem kurzen Text werden die Wege zu Fundstätten von Edelsteinen und Gold in der Umgebung Hirschbergs beschrieben.

Danach folgt eine „Philologische Nahmens Muthmassung und Erwegung“, wo Prätorius 100 Derivationen aneinander reiht, in denen er dem Rätsel des Namens Rubezahl nachgeht und alle möglichen und unmöglichen Erklärungen präsentiert. Der Autor gibt jedoch zu, dass nicht alle etymologischen Versuche nach dem Maße der Wahrscheinlichkeit angestellt wurden, sondern ihm Gelegenheit geben, seine Kreativität unter Beweis zu stellen. Wie auch in anderen Teilen der beiden Rubezahl-Bücher bemüht sich Prätorius seine Belesenheit zu zeigen. So schweift er beispielsweise ab, um über den Vormarsch des Meißnischen und den Untergang von Dialekten oder aber über den Ursprung von Kriegen zu referieren.

Auch um eine historische Einordnung Rubezahls geht es Praetorius, wobei er Antike und Bibel heranzieht, um eine Aufzählung in Form eines Akrostichons zu präsentieren:

**R** ephaim

**I** n Basan Rex, Og.

**P** rotoplastes

**E** nak

**N** imrod

**C** yclopes

**A** mmorrhæi

**G** oliath.

**E** neæ adversarius Turnus

**A** αοί in Canaan. (Prätorius, Satyrus, S.150)

Die hundert Derivationen können als ironische Übertreibung gesehen werden, durch welche sich Prätorius über das offensichtlich schon zu seiner Zeit fieberhaft betriebene Raten um die Herkunft des Namens Rubezahl lustig macht. Das ist insofern bemerkenswert, als bereits im 17. Jahrhundert das Wissen um die tatsächliche Herkunft des Namens verloren gegangen war – ich gehe darauf unten ein.

Auf Prätorius gehen bei aller Skepsis seinen Ausführungen gegenüber jedenfalls sowohl die Einführung Rubezahls in die Literatur als auch der Beginn einer (pseudo-)wissenschaftlichen Auseinandersetzung zurück. Die *Rubezahlologie* oder tschechisch *krakonošologie* nahm bei ihm ihren Anfang.

Ein Verdienst erwarb sich Prätorius durch das Festhalten und die Popularisierung der Sagenstoffe, was ihm auch die Brüder Grimm hoch anrechneten: „Unter den geschriebenen Quellen waren uns die Arbeiten des Johannes Prätorius weit die bedeutendsten. Er schrieb in der zweiten Hälfte des XVII. Jahrhunderts und verband mit geschmackloser, aber scharfsinniger Gelehrsamkeit Sinn für Sage und Aberglauben, der ihn antrieb.“ (Brüder Grimm, Deutsche Sagen, S.18).

## Musäus

Von großer Wirkung auf die Rezeption des Stoffes war die Version von Johann Karl August Musäus (1735 bis 1787) in dessen „Volksmärchen der Deutschen“ (1782 bis 1786), der ungefähr ein Jahrhundert nach Prätorius Rübezahls Geschichten als Märchen oder Kunstmärchen gestaltete.

In seiner ersten *Legende* erzählt er von Rübezahl und seiner schließlich enttäuschten Liebe zu Prinzessin Emma, Tochter des schlesischen Pharaos. Der verliebte Rübezahl, der Emma bei einem Ausflug entführt hatte, wollte ihr seine Treue beweisen: „«Es sei also!» beschloß die schlaue Emma «ich heische nur einen Beweis deiner Gefälligkeit. Gehe hin und zähle die Rüben alle auf dem Acker; mein Hochzeitstag soll nicht ohne Zeugen sein, ich will sie beleben, damit sie mir zu Kränzeljungfrauen dienen; aber hüte dich, mich zu täuschen und erzähle dich nicht um eine, denn das ist die Probe, woran ich deine Treue prüfen will.»“ (Musäus, Rübezahl, S.28) Rübezahl begann zu zählen, verzählte sich und konnte erst beim dritten Mal die richtige Zahl feststellen. In der Zwischenzeit war Emma geflohen und zu ihrem Verlobten, Fürst Ratibor, zurückgekehrt. Am Ende erklärt der Erzähler mit dieser Begebenheit auch den Namen Rübezahls: „Das sonderbare Abenteuer der Prinzessin, das ihr auf dem Riesengebirge begegnet war, ihre kühne Flucht und glückliche Entrinnung wurde das Märchen des Landes, pflanzte sich von Geschlecht zu Geschlecht fort bis in die entferntesten Zeiten, die Inwohner aber der umliegenden Gegenden, die den Nachbar Berggeist bei seinem Geisternamen nicht zu nennen wußten, legten ihm einen Spottnamen auf, riefen ihn Rübenzähler oder kurzweg Rübezahl.“ (Musäus, Rübezahl, S.32) Nur wenige Jahre nach Musäus´ Volksmärchen erschien das erste tschechischsprachige Rübezahl-Buch von Václav Matěj Kramerius: „Rybrcol na Krkonošských horách nebo Zaklený a vysvobozený princ“ („Rübezahl im Riesengebirge oder Der verfluchte und befreite Prinz“, 1794).

## 2. Der Name Rubezahl

An dieser Stelle möchte auf die Untersuchung des Namens Rubezahl eingehen. Offensichtlich rätselte man schon vor Prätorius über die Herkunft, weshalb sich dieser in den hundert Derivationen des *Satyrs* mit großem Einfallsreichtum darüber lustig machte. Da die in Musäus' erster Legende präsentierte Erklärung nicht stimmen konnte, trieb es vor allem in Breslau und dem Umland des Riesengebirges Wissenschaftler dazu, darüber zu forschen (vgl. dazu die Publikationen von Karl de Wyl, Paul Regell, Gustav Jungbauer oder Konrad Zacher). Das Namenrätsel fand Eingang in die wissenschaftliche Diskussion, in der es nicht zuletzt darum ging, einen deutsch-germanischen oder tschechisch/polnisch-slawischen Ursprung nachzuweisen. Insbesondere Moepert – er verfasste bereits im Jahre 1916 eine Arbeit mit dem Titel „Rubezahl im Lichte seines Namens“ - setzte sich mit der Thematik ausführlich auseinander, ausgehend von allen bekannten Schreibungen des Namens in Quellen aus dem 16. und 17. Jahrhundert: *Rubenczal* bei Helwig (1561), *Rupicina* bei Faber (1565), *Rubezal* bei Irenäus (1566), *Rubezal* bei Hondorff (1570), *Rübenzagel* bei Hüttel (1576), *Rubenzagel* bei Steinhart (1596), *Riebenzahl* bei Schwenckfeldt (1607), *Riebenzal* bei Henelius (1613), *Rubical* bei Žalanský (1618), *Rübenzagel* bei Grassaeus (1618), *Ribenzal* bei Ehrenfeld (1619), *Ruebzagel* bei Burgklechner (1619), *Riebenzal* bei Pareus (1620), *Rubenzal* bei Scherertzius (1621), *Ronsefall* bei Schickfuß (1625) und weitere (vgl. Moepert, Die Anfänge der Rubezahlsage, S.56f.). Nach einer präzisen Auseinandersetzung mit den bisherigen Etymologien kommt er zu dem Schluss, dass der Name in Zusammenhang mit den romanischen Edelsteinsuchern, also den Walen, zu sehen ist. Er geht von *ruhebezal* aus, das sich aus dem deutschen *ru* für rau im Sinne von nebelumgebend und der friulanischen Form *bezal* des italienischen *capezzale* für Mütze zusammensetzt. Daher fasst Moepert seine Ergebnisse folgendermaßen zusammen: „Aus Schwenckfeldt – wir unterstreichen das noch einmal – und aus dem Mangel einer, sagen wir einmal, Kraut- und Rübensage in alter Zeit ist vielmehr deutlich das Gekünstelte und Sekundäre jener Kombinationen halbgelehrter Laboranten mit Rüben und Ruprechtskraut zu erkennen. Den Grundstock des Sagegebäudes haben nicht sie geschaffen, sondern die ganze bäuerliche Bevölkerung durch die Beobachtung der Nebelkappe und durch die Verehrung eines Heiligen, der über die Gewässer des Gebirges und damit auch über die dadurch ernährten Kräuter und die unterirdischen Schätze seine Hand hielt, und außer ihr die Walen mit dem Glauben an den schatzhütenden Geist. Auf den Dämon, der aus dieser Mischung hervorging, haben die eingewanderten Bergleute die Koboldsagen der

Heimat und die einheimischen Laboranten Geschichten von den Wurzgärten und Beziehungen zu den gesuchtesten Heil- und Zauberkräutern gehäuft. Ein naturwüchsiger Berggeist musste so entstehen, an dem alles echt und imponierend ist – bis auf die koboldischen Streiche. Damit hört die organische Entwicklung auf. Was weiter hinzugefügt wurde, war die Folge von Missverständnissen und der Vermengung mit fremden Sagengestalten.“ (Moepert, Die Anfänge der Rübezahlsage S.81f.)

### 3. Rübezahl in Oper, Literatur und bildender Kunst

Die erste Legende von Musäus (siehe oben) inspirierte viele Künstler, um den Stoff musikalisch zu verarbeiten: Nach der Oper „Rübezahl ossia il vero amore“ (1789 in Triest) des Dresdner Komponisten Joseph Schuster und Vincenc Tučeks Singspiel „Rübezahl“ (1801 in Breslau) schuf Carl Maria von Weber im Jahre 1804 eine romantische Oper gleichen Namens, während seiner Studienzeit in Wien komponierte Gustav Mahler eine Oper, die allerdings verloren ging (vgl. Internat. Gustav Mahler Society, <http://forum.gustav-mahler.org/index.php?topic=49.0> ; Zugriff am 26. Juli 2016). Weitere Beispiele für Vertonungen des Stoffes:

- Wilhelm Marsano (Libretto), Wilhelm (Wenzel, Václav) Würfel (Musik):  
Rübezahl.  
Prag 1824.
- Eduard Heinrich Gehe (Libretto), Louis (Ludwig) Spohr (Musik): Der Berggeist.  
Kassel 1824.
- G. zu Putlitz (Libretto), Friedrich von Flotow (Musik): Rübezahl. Frankfurt am Main  
1853.
- Jan Karel Hraše: Krakonoš. Národní bachorka se zpěvy o 4 jednání (Rübezahl. Volkssage mit Gesang in vier Akten). Neustadt an der Mettau, 1886.
- Jaromír Borecký (Libretto) / Josef Richard Rozkošný (Musik): Rybrcoul. Prag, 1890

Der Rübezahl-Stoff erfreute sich also unter Komponisten im 19. Jahrhundert großer Beliebtheit. Auch in Anbetracht anderer künstlerischer Gestaltungen dürfte es sowohl deutschen als auch tschechischen Künstlern wichtig gewesen sein, Rübezahl in ihrer Kultur zu verankern, wobei die Konkurrenz die Produktion befruchtete. Hartwich meint hierzu: „Es scheint nahe liegend, dass dieser symbolische Streit um den Geist des Riesengebirges eng mit der nationalen Rivalität im damaligen Böhmen verbunden war.“ (Hartwich, Rübezahl zwischen Tourismus und Nationalismus, S.200)

Unüberschaubar ist die Menge an rein literarischen Werken oder Belegen über Rübezahl. In deutscher Sprache verfassten beispielsweise Wolfgang Menzel, Gerhart Hauptmanns Bruder Carl Hauptmann oder aber in neuerer Zeit Otfried Preußler, der Schöpfer des Räubers Hotzenplotz, Dramen oder Prosa. In der tschechischen Literatur wurde Rübezahl als Rybcoul, Řepočet oder Krakonoš von vielen wichtigen Schriftstellerinnen und Schriftstellern verarbeitet: Klicpera, Němcová, Tyl, Kollár, Jirásek u.v.m.

#### Erweiterung des Sagenstoffes – ein Beispiel

Der Sagenkreis wurde im Laufe der Zeit durch eine große Zahl an Erzählungen erweitert, die zum Teil auf historische Begebenheiten oder aktuelle Themen Bezug nahmen. Beispielhaft zu erwähnen ist hier eine Geschichte aus der Sammlung „Mandel šelmovství a kousků krakonošových“ des tschechischen Schriftstellers Václav (sic!) Řezníček. In der Erzählung „Als die Preußen in Böhmen waren“ („Když byli Prajzi v Čechách“) geht es auf die Schlacht bei Königgrätz ein. Darin gelingt es Rübezahl zwar die Preußen bei Trautenau (Trutnov) abzuwehren (historisch war dies die Schlacht bei Trautenau, in der Feldmarschall Leutnant Ludwig von Gablenz am 27. Juni 1866 die österreichische Armee zu einem Sieg führte – siehe Kapitel Grenze), jedoch überfordert die Übermacht der Preußen und ihre technische Überlegenheit letztlich sogar ihn. Rübezahl muss sich darauf beschränken, die unbewaffneten Leute zu beschützen oder ihnen zu helfen (vgl. Řezníček, Mandel šelmovství a kousků krakonošových, S.44).

Für das Thema dieser Arbeit bemerkenswert ist die Geschichte „Němý Němec“ – der stumme Deutsche, denn hier geht der Autor auf die Ablehnung der tschechischen Sprache seitens der Deutschen in Böhmen ein. Der aus Maršov (Marschendorf) stammende Tonda Bajr, ein Deutscher, dessen Dialekt man allerdings in Berlin oder München nicht verstanden hätte (Řezníček, S.150f.), zieht nach Skalice zu seinem Onkel, um in dessen Gasthaus zu arbeiten. Skalice befand sich damals jenseits der Sprachgrenze und galt als *tschechische* Stadt. Obwohl ihn sein Onkel von der Notwendigkeit, die tschechische

Sprache zu lernen, zu überzeugen versucht, weigert sich Bajr. Eines Tages kommt ein Fremder – Růbezahl - in das Gasthaus, und erfährt von der Dickköpfigkeit des Deutschen. Zur Strafe nimmt Růbezahl ihm auch seine Muttersprache – der Deutsche ist nun stumm. Řezníček thematisiert also den Nationalitätenkonflikt, den Unwillen von deutscher Seite sich Tschechischkenntnisse anzueignen, die Unmöglichkeit für tschechische Kinder, im Riesengebirge eine tschechische Schule zu besuchen, gleichzeitig kritisiert er auch Anbiederungsversuche solcher *Helden* (vgl. Řezníček, *Mandel šelmovství a kousků krakonošových*, S.152), die sich als tschechische Patrioten geben und dann doch deutsch sprechen, wenn sie sich einen Vorteil erwarten.



Abbildung 4: Den Rübezahl-Brunnen in Trautenau/Trutnov entwarf Josef Kirschner.

### In der bildenden Kunst

Kurz erwähnen möchte ich Rübezahl-Darstellungen in der Bildenden Kunst. In der Malerei setzte beispielsweise Moritz von Schwind dem Rübezahl ein Denkmal (1845), Alfred Kubin wählte fünfzig Historien von Prätorius, um sie mit Zeichnungen zu illustrieren (1927). In größerem Format zierte der im Jahre 1892 von Josef Kirschner erbaute Rübezahlbrunnen den Hauptplatz von Trutnov (Trautenau) und in Schreiberhau steht ein Denkmal des Berggeistes, das Martin Helwigs Darstellung nachempfendet.

Aus der Produktion des Porzellanwerkes Theodor Pohl in Schatzlar stammt die Plastik Rübezahl (1935) des aus dem Nachbarort Königshausen/Královec gebürtigen Bildhauers Emil Schwantner (1890 bis 1956) – eine Abbildung findet sich im Kapitel Industrie.



*Abbildung 5: Ein traditionelles Motiv für die Motorsägenbildhauer beim alljährlichen Wettbewerb in Prkenný dül/Brettgrund.*

#### 4. Růbezahť kontrovers

Auch der Bruch mit den deutschen Böhmen oder deutschen Tschechoslowaken nach dem Zweiten Weltkrieg lässt sich anhand eines Buches des tschechischen Schriftstellers Josef Špilka (1899 bis 1986) veranschaulichen. Er schrieb im Jahre 1973 „Náš Krakonoš“ (Unser Růbezahť – diese Übersetzung funktioniert hier jedoch nicht – siehe unten) und stellt darin dem tschechischen Krakonoš den fremden Rýbrcoul gegenüber: „Der wahre Herr des Riesengebirges ist Krakonoš. Rýbrcoul ist neben ihm ein armes Hascherl. Das ist ein Kerl, der nur um eine Spur größer als ein Ziegenbock und rot behaart ist.“ (Špilka, Náš Krakonoš, S.32) Die tschechische Růbezahťforscherin Koudelková fasste Špilkas Intention so zusammen: „Die Märchen sollen zum Patriotismus erziehen, wozu auf originelle Weise die einsame Gestalt des Krakonoše dient, der als tschechischer Märchenheld im Unterschied zur negativen Gestalt des nichttschechischen Rýbrcoul dargestellt wird.“ (Koudelková, Krakonoš v literatuře, S.246)

Eine mediale Kontroverse löste im Jahre 2001 ein Artikel des Publizisten Emanuel Mandler in der tschechischen Tageszeitung „Lidové Noviny“ aus, worin er den ideologischen Gehalt der Kinderserie „Krkonošské pohádky“ (Riesengebirgsmärchen) analysiert.

Das Drehbuch der zwanzig zehnminütigen „Krkonošské pohádky“ wurde von Božena Šimková verfasst und von Věra Jordánová in drei Etappen (1974, 1980 und 1984) verfilmt. Die Figuren sind eindeutig charakterisiert: Der Gutsherr Trautenberk (sic!) ist ein herrschsüchtiger, gieriger Despot, der oft flucht und seine Bediensteten Kuba, Anče und den *hajný* (Wildheger) unterdrückt – er verkörpert das Böse. Auf der anderen Seite steht der souveräne Herrscher des Riesengebirges, der Gerechtigkeit übt und den präpotenten Trautenberk zurechtweist, wenn dieser in sein Reich eindringt und sich nehmen will, was ihm nicht gehört. Kuba, Anča und der *hajný*, die Trautenberks Launen ausgeliefert sind, sind mitunter ungeschickt, aber durchaus sympathisch, hilfsbereit und gutmütig, weshalb der gerechte Krakonoš auf ihrer Seite steht.

Emanuel Mandler ging in dem Artikel „Rumcajs a Krakonoš kazí mládež“ („Rumcajs und Růbezahť verderben die Jugend“ in Lidové Noviny, 6.3.2001) auf die Figurenkonstellation dieser Riesengebirgsmärchen im Lichte der in ihrer Entstehungszeit herrschenden Zu- und Umstände ein. Darin bezeichnet er die Fernsehserie als sozialistisches Märchen, in denen die alten, feudalen und bourgeoisen Kräfte der Gesellschaft das Böse darstellten (Mandler, Češi i Němci, S.22). Seiner Meinung nach

verkörpern die von Liebe erfüllten Anče und Kuba grundsätzliche, menschliche Werte und die gesunde tschechische Volkstümlichkeit, während Trautenberg als germanischer grober Mensch („ein typischer sudeták?“ fragt Mandler, wobei *sudeták* eine abwertende Bezeichnung für Sudetendeutscher ist) die Tschechen anschreit und ausbeutet (vgl. Mandler, *Češi i Němci*, S.22). Mandler fasst die Aussage der „Krkonošské pohádky“ so zusammen: „Die slawische Demokratizität (sind nicht Anče und Kuba geborene Demokraten?) umfasste alles Gute auf der Welt im Gegensatz zu dem germanischen autoritären Hochmut (Trautenberg).“ (Mandler, *Češi i Němci*, S.23) Das erzieherische Ziel, das Märchen meist verfolgen, bzw. die in der Fernsehserie transportierte Ideologie bestehe laut Mandler aus nationalem und Klassenhass und der tschechischen Gutmütigkeit (vgl. Mandler, *Češi i Němci*, S.23).

Diese diskutabile Interpretation rief empörte Reaktionen hervor und brachte Mandler, der in der Zeit der Normalisierung nach 1968 nicht offiziell publizieren und auch nicht seinem Beruf nachgehen durfte, wüste Beschimpfungen ein. Der Abgeordnete Jan Zahradil schlug ihm vor, selbst eine Fernsehserie mit dem Arbeitstitel „Über den lieben Sudetendeutschen“ zu drehen. Da Mandler die einfache Wahrheit der Fernsehserie – einer tschechischen Märchenverfilmung – in Frage gestellt hatte, wurde er als Bösewicht hingestellt (vgl. dazu die Ausführungen in Girtler, *Bösewichte. Strategien der Niedertracht*, S.17ff).

Als Mandler im Jahre 2009 verstarb, wiederholten sich posthum die Angriffe auf seine Person. Im Diskussionsforum der Tageszeitung *Lidové Noviny* finden sich Einträge wie „ob auch Herr Posselt zum Begräbnis kommt“, „um einen Kollaborateur weniger“ oder „die Sudetendeutsche Landsmannschaft wird weinen“, „Demagoge“, die allerdings auch empörte Reaktionen pro Mandler hervorriefen (vgl.

<http://www.lidovsky.cz/zemrel-emanuel-mandler-07p->

[/diskuse.asp?iddiskuse=A090122\\_222711\\_in\\_domov\\_ter&razeni=&strana=1](http://www.lidovsky.cz/zemrel-emanuel-mandler-07p-/diskuse.asp?iddiskuse=A090122_222711_in_domov_ter&razeni=&strana=1) - Zugriff am 15. August 2016).

## 5. Rübzahl und die Erinnerung an die alte Heimat

Im Märchen „Rübzahl sucht Menschen“ des gebürtigen Breslauer Arnold Ulitz (1888 bis 1971) aus dem Jahre 1948 wird die Vertreibung der Deutschen aus Schlesien thematisiert – Ulitz selbst war im Februar 1945 nach Tettang, in die Geburtsstadt seiner Mutter, geflohen. Darin sucht der traurige Rübzahl *seine* Schlesier und trägt den

Zwergen auf, ihn erst zu wecken, wenn Menschen wieder seinen deutschen Namen rufen. Es geht also um den Verlust der Heimat, Rübezahl steht für die Sehnsucht nach der und die Erinnerung an die Heimat. Diese Erinnerung wird heute noch mancherorts gepflegt. Abgesehen von der Thematisierung Rübezahls in den beiden bereits erwähnten Riesengebirgsmuseen gibt es auch im deutschen Sprachraum Ausstellungen, die sich mit der Sagengestalt befassen. So gründete die gebürtige Schlesierin Ingrid Vettin-Zahn (1938 in Lauban / heute polnisch Lubań bis 10. April 2006) in der Nähe ihrer ehemaligen Heimat auf deutschem Staatsgebiet in Görlitz ein Rübezahl- Museum, wo über Jahrzehnte gesammelte Exponate wie Bücher, Ansichtskarten, Münzen, Plastiken und vieles mehr ausgestellt sind. Bemerkenswert sind die grenzüberschreitenden Aktivitäten des Museums, mit denen man das kulturelle Erbe der heute deutsch-polnisch- tschechischen Region in Erinnerung zu halten versucht. Um die Weiterführung des derzeit geschlossenen Museums bemüht sich das Schlesische Museum in Görlitz. Auch im niederösterreichischen Sierndorf gibt es eine Rübezahl-Sammlung, in der über 1700 Exponate besichtigt werden können.



Abbildung 6: Rübezahl-Ecke im Riesengebirgsmuseum in Vrchlaví/Hohenelbe.

Im Jahre 2012 stellte das mährisch-schlesische Heimatmuseum in Klosterneuburg eine Sonderausstellung mit dem Titel „Zauberhafte Sagenwelten der Sudeten“ zusammen, in der ein Teil Růbezahls gewidmet ist. Eine Mitarbeiterin des Museums sagte mir, dass es darum gehe, die Sagen als Teil der deutschen Kultur im heutigen Tschechien, die es nun nicht mehr gibt, vor dem Vergessen zu bewahren.

Ein anderes Beispiel für Růbezahlsymbolik als Symbol der alten Heimat ist eine Siedlung im westfälischen Epe, wohin nach dem Zweiten Weltkrieg ungefähr 2000 Vertriebene zugeteilt wurden. Vorerst in Baracken oder zu Untermiete untergebracht beschlossen die überwiegend aus Schlesien stammenden Vertriebenen den Bau einer Siedlung, die noch heute nach der Sagenfigur Růbezahlsiedlung heißt.



Abbildung 7: Das Růbezahlbier Krakonoš wird in Trutnov hergestellt.

## 6. Růbezahel und der Tourismus

Die Popularität Růbezahls machte sich auch der Fremdenverkehr zunutze. Bereits im 19. Jahrhundert benannte der im Jahre 1880 in Hohenelbe gegründete Riesengebirgsverein viele Orte nach ihm und vermarktete die Gestalt: „Schon bald war Růbezahel im Riesengebirge allgegenwärtig: als Postkartenmotiv, als Name für Etablissements, als Andenken usw.“ (Hartwich, Růbezahel zwischen Tourismus und Nationalismus, S.204).

In Schreiberhau errichtete man im Jahre 1910 die Sagenhalle, in der Růbezahel als germanische Gottheit Wotan dargestellt wurde (Gemaldehyklus von Hermann Hendrich) und die sich bei den Touristen großer Beliebtheit erfreute (vgl. Hartwich, Růbezahel zwischen Tourismus und Nationalismus, S.204).

Heutzutage nutzt die Fremdenverkehrsbranche, die im Riesengebirge wieder wächst und die verlorengegangenen Arbeitsplätze in der Industrie ersetzen könnte, das Verbindende Růbezahls. Immerhin ist er sowohl in Tschechien als auch in Polen als auch in Deutschland ein Begriff. Dass dabei allerlei Kitschartikel hergestellt und feilgeboten werden, die Sagenfigur als Werbeträger - ähnlich der Kaiserin Elisabeth in Wien - ausgeschlachtet wird, ist eine Erscheinung des Massentourismus. Der Bund der Gemeinden des östlichen Riesengebirges (svazek obcı vychodnı Krkonoe) vermarktet sein Gebiet unter dem geschützten Namen „Krkonoovo kralovstvı“ – *Růbezahls Königreich*.

Im Tourismus schaffte Růbezahel auch den Sprung aus der Gegend um das Riesengebirge. So wurde in Bad Hofgastein bereits 1910 ein Gästehaus Růbezahel genannt. Mittlerweile gibt es eine Vielzahl von Tourismusbetrieben vor allem im alpinen Bereich (Haus Růbezahel in Reit im Winkl, Haus Růbezahel in Hirschegg, Růbezahelalm in Ellmau, Růbezahelhutte in Wildschönau etc.), die seinen Namen tragen, da Růbezahel wohl Urigkeit, Abenteuer und eben das Sagenhafte verkörpert.

Im Zusammenhang mit dem Tourismus steht der Naturschutz im Riesengebirge, für den sich die Verwaltung des Riesengebirgsnationalparks (KRNAP) einsetzt. Auch sie bedient sich Růbezahls, um die Besucher zu einem schonenden Umgang mit der Natur aufzufordern.



Abbildung 8: Aufforderung zum Naturschutz: „Bitte, verhalten Sie sich wie das Wild! Rübezahl“



### **3. Die deutschsprachige Minderheit in Schatzlar und im östlichen Riesengebirge**



## 1. Grenze

Das Interesse an dem Thema Grenze wuchs in Mitteleuropa nach dem Falle des Eisernen Vorhangs im Jahre 1989 bedeutend, wobei sie hier wenigstens im Kleinen verbindend wirkte: So brachte beispielsweise das Projekt „Kulturen an der Grenze - kultury na hranici“ tschechische und österreichische Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler im Jahre 1995 zusammen. Vor allem ergab die Vielschichtigkeit des Themas einen oftmals interdisziplinären Zugang: Geographie, Historiographie, Soziologie und andere Wissenschaften trafen sich an der Grenze.

„Grenzen üben eine eigenartige Faszination aus. Sie bestimmen das Leben des Menschen, und sie hängen eng mit menschlichem Kulturschaffen zusammen. Menschen schaffen Grenzen, brechen sie aber auch. Diese Dialektik bestimmt menschliches Leben. Als „animal ambitiosum“, also als Wesen, das nach Beifall und Vornehmheit strebt, schafft der Mensch Grenzen, um sich von angeblich weniger würdigen Leuten zu distanzieren,“ meint Girtler in seinem Buch „Abenteuer Grenze“ (Wien 2006). Grenze bezeichnet also nicht nur die geographische, politische Trennung zweier Räume oder Flächen, die im Falle Ostböhmens über Jahrhunderte konstant am Kamm des Riesengebirges verlief (vgl. Luft, „Alte Grenzen“ und Kulturgeographie), sondern bestimmt auch menschliches Handeln. Symbole dienen dabei der Abgrenzung von den anderen: die Sprache, eine bestimmte Kleidung oder Rituale. Im Folgenden möchte ich daher verschiedene Aspekte der ostböhmischen Grenzregion herausgreifen.

Das Wort Grenze wurde aus dem Slawischen bzw. Altpolnischen im Zusammenhang mit der Ostsiedlung in das Deutsche entlehnt, und ersetzte dank der Verwendung durch Luther das fränkische Wort *mark* (vgl. Girtler, *Abenteuer Grenze*, S.2; Baramova, *Grenzvorstellungen in der Frühen Neuzeit* auf <http://www.ieg-ego.eu/de/threads/crossroads/grenzregionen/maria-baramova-grenzvorstellungen-im-europa-der-fruehen-neuzeit> - Zugriff am 24.Juli 2016). Die Definition von Grenze wich bis in die Neuzeit von heutigen Vorstellungen ab – sie war räumlich zu denken: „Auf antiken und mittelalterlichen Landkarten sind bezeichnenderweise keine politischen Grenzen eingezeichnet. Tatsächlich stellten Landkarten bis zum 17. Jahrhundert zwar Kontinente, Regionen und größere Städte dar, wiesen jedoch kaum auf politische Grenzen zwischen einzelnen Staaten hin.“ (Baramova, Abschnitt 2) Im heutigen Sinne kristallisierte sich die politische Grenze erst im 18. Jahrhundert heraus, als es zu Auseinandersetzungen zwischen landesfürstlicher Macht, adeliger Herrschaft, Ständen

und Städten kam (vgl. Komlosy, Grenze und ungleiche regionale Entwicklung, S.21ff.). Grenzen wurden zu Fundamenten der Staatsmacht und zu Orten der Sozialdisziplinierung des Einzelnen durch Ausweisungspflicht und Kontrollen. Damit kann auch eine Staatsgrenze direkt das Leben der Menschen beeinflussen, wenn sie die Grenze überschreiten wollen oder müssen.

Eine Grenzregion muss übrigens nicht Merkmale der Peripherie tragen und strukturschwach (z.B. durch den Mangel an Arbeitsplätzen) sein. Gerade Böhmen und Mähren bildeten in der Habsburger-Monarchie hierfür Beispiele. In ihrer Migrationsanalyse, in der sie auch auf Grenzregionen eingeht, kommt Komlosy zu dem Schluss, dass sich Böhmen und Mähren im Gegensatz zu anderen Kronländern industriell stark entwickelten und so vor allem im 19. Jahrhundert Arbeitskräfte anlockten: „Ober- und Niederösterreich, Böhmen und Mähren setzten sich aus hochspezialisierten Agrar-, Montan- und Gewerberegionen zusammen, die durch den Austausch und zwischenregionale Arbeitsteilung eng miteinander verbunden waren. Die dynamische Entwicklung von Landwirtschaft, Industrie und Gewerbe im 18. und 19. Jahrhundert bewirkte ein hohes Maß an Mobilität. Triebkraft der Mobilisierung stellte die ökonomische Modernisierung dar.“ (Komlosy, Grenze und ungleiche regionale Entwicklung, S.194)

Erst nach 1945 - durchaus im Zusammenhang mit der Aussiedlung der Deutschen zu sehen - stagnierte die Grenzregion, Innovationen in den Industrien blieben zwar aus, immerhin aber lief auch in der grenznahen Kleinstadt Schatzlar der Betrieb der Textilfabrik und der Grube weiter. Erst nach der Wende und der Einführung der Marktwirtschaft mussten die unrentablen Betriebe schließen. Für die Bewohner Schatzlars wurde es dadurch schwierig, Arbeit zu finden – sie müssen pendeln, wandern ab oder sind arbeitslos. Nur ein kleiner Teil der Bevölkerung findet im Ort eine Anstellung.

## **1. Randböhmen**

Die deutsche Ostsiedlung im Mittelalter ergab einen Ring um das böhmische Innenland (abgesehen von deutschen Sprachinseln), wodurch die Landesgrenze besiedelt und abgesichert war. Diese durchaus spezielle Umschließung des böhmischen Kessels unterhalb der Gebirgszüge (Riesengebirge, Isergebirge, Erzgebirge,...) wurde später von tschechischer Seite weniger als Absicherung als als Bedrohung im Sinne einer

Umzingelung empfunden. Für die Zeit nach dem Ersten Weltkrieg führt Pohl in einem Glossar der Ethnopaulismen (Schimpfnamen für die Anhörigen einer Ethnie) den Begriff *Randlböhm'* an: „Für die seit den 1920er Jahren so genannten Sudetendeutschen gab es gemäß ihrer geographischen Randlage folglich die Bezeichnung *Randlböhm'* „Rand-Böhmen“, insbesondere seit dem „Anschluss“ an Hitlerdeutschland.“

(Pohl/Schwaner, Das Buch der österreichischen Namen, S.224)

Eine Ausweitung der Besiedelung erfuhr das Riesengebirge im 16. Jahrhundert, als man den Reichtum an Metallen, Edelsteinen und Holz systematisch zu nutzen begann und deshalb in den Urwald vordrang. Vorher waren es die geheimnisvollen Wälder gewesen, die sich vereinzelt in die höheren Regionen vorgewagt hatten, um für Florenz und Venedig Edelsteine zu sammeln (vgl. Kapitel Bergwerk).

Initiiert wurde das Vordringen und damit die Besiedelung von und in höheren Lagen sowohl auf der böhmischen als auch auf der schlesischen Seite von Christoph von Gendorf, der als Bergbaufachmann (oberster Berghauptmann Böhmens) auch in Joachimstal und Kuttenberg wirkte, in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts. König Ferdinand I. belehnte ihn mit dem Schatzlarer Lehen, außerdem hatte er das Dorf Hohenebel inne, für das er auch das Bergrecht besaß, und – nach einigen Streitigkeiten – die Herrschaft Trautenau.

Mit dem Abbau von Rohstoffen nahm die Bedeutung der Herrschaftsgrenzen zu. Es erfolgten Begehungen, Grenzsteine wurden gesetzt, um Besitzungen zu markieren. Allerdings versuchte man eben diese Grenzen zu verändern, indem man die Grenzsteine versetzte und markante Bäume fällte (vgl. Globic z Bučina, Samuel: Mapa královských lesů východních Krkonoš 1668, S.3ff.). Die Folge waren Grenzstreitigkeiten zwischen Gendorf, Waldstein, Morzin u.a., auf die auch im Kapitel Rübezahl eingegangen wird, symbolisierte doch die erste Rübezahl-Darstellung auf der Schlesien-Karte Martin Helwigs möglicherweise eben diese Konflikte der verschiedenen Herren.



Abbildung 9: Grenzsteine der Schwarzenbergs (1753), der Herrschaft Schatzlar und des Zisterzienserklosters Grüssau (1727) – Museum Schatzlar.

## 2. Eine Kapelle auf der Schneekoppe

Ein Beispiel für die Grenzstreitigkeiten stellt auch der Kampf um die Schneekoppe dar, die als höchster Punkt des Riesengebirges und der Region über eine besondere Symbolkraft verfügte. Das mächtige Adelsgeschlecht der Schaffgotsch, das im 16. Jahrhundert zu den reichsten und bedeutendsten Niederschlesiens zählte, bemühte sich um den Gipfel. Nach der Niederlage der ursprünglichen Protestanten und Habsburg-Gegner (Hans Ulrich Schaffgotsch trat für Friedrich von der Pfalz als böhmischen König ein) am Weißen Berg im Jahre 1620, dem Übertritt zum Katholizismus und einem Schwenk auf die Habsburger-Linie, nach den Wirren des 30-jährigen Krieges (Hans Ulrich wurde 1634 enthauptet) erhielten die Schaffgotsch schließlich im Jahre 1649 ihre Rechte zurück. Nun ging es darum, die Macht zu festigen: „Der junge Christoph Leopold Schaffgotsch beschloss, seinen Anspruch auf die Gebirgslagen der heutigen Stadt Karpacz/Krummhübel durch den Bau einer Kapelle auf der Schneekoppe zu erhärten. So

schickte er einen Zimmermann mit fünf Gehilfen ins Tal Biały Jar zum Goldbach und diese fällten hier am 8. April Bäume und zimmerten Balken aus ihnen. Als sie schon 120 Stämme vorbereitet hatten, wurden sie von acht Förstern überfallen, die ihnen vorwarfen, sie befänden sich auf dem Gebiet des Herrn Humprecht von Czernin. Christoph ließ sich aber nicht einschüchtern und so verklagte er den Nachbarn beim kaiserlichen Gerichtshof und erwirkte so nach 20 Jahren die Entscheidung, dass die Schneekoppe und Umgebung der Herrschaft Kynast angehöre.“ (Veselý Výlet, Sommer 2010/34, S.7)

Am 10. August 1681 wurde die Kapelle vom Abt des Zisterzienserstifts Grüssau Bernhard Rosa dem heiligen Laurentius geweiht. Beendet waren die Grenzstreitigkeiten damit freilich nicht. Erst mit dem Abkommen vom 23. Juni 1710, nachdem Grenzsteine gesetzt und vereinbarte Grenzen in Karten verzeichnet worden waren, fanden die Konflikte zwischen den Schaffgotschs, Czernins, Morzins und Harrachs ein Ende. Zur Feier der 300. Wiederkehr dieses Tages trafen sich am 25. Juni 2010 einige Nachfahren auf der Schneekoppe, um der Versöhnung des Riesengebirgsadels zu gedenken. Symbolisch stellte man einen Grenzstein mit den Namen der Adelsgeschlechter und der Jahreszahl 1710 bei der Wiesenbaude auf.

### **3. Holzknechte aus Schwaz**

In der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts begann die großangelegte Rodung der Urwälder des Riesengebirges, da man für den Silberabbau in Kuttenberg, der damals zweitwichtigsten Königsstadt Böhmens, Holz benötigte. Der böhmische und römisch-deutsche König regte den Transport des Holzes mittels Holztrift an. Auf einer Karte der königlichen Trautenauer Wälder, die ein gewisser Samuel Globic von Bučín im Jahre 1668 zeichnete, sind fünfzehn Klausen eingezeichnet. Da die Einheimischen nicht über ausreichende Kenntnisse des Klausenbaus verfügten, rief man Fachleute aus der Fremde. Es kamen Holzarbeiter aus der damals bedeutenden Tiroler Stadt Schwaz, wohin im 15. Jahrhundert böhmische Bergleute gezogen waren, um Silber abzubauen. Die Schwazer oder Schwatzer, wie sie genannt wurden, bauten mit ihrem Fachwissen Klausen an den Gebirgsflüssen, wodurch die Rodung der Riesengebirgswälder in großem Maße einsetzen konnte. Der Trautenauer Chronist Simon Hüttel zählte im Jahre 1575 371 alpine Holzarbeiter, 1591 kamen weitere 300 (vgl. Globic von Bučín, Mapa královských lesů, S.3ff.). Beispielsweise kamen im April 1566 mit Hans Gauden aus Achenal und Christoph Jeher aus Brandenburg zwei Klausenmeister aus der Schwazer Umgebung nach Trautenau, um Klausen an der Großen und Kleinen Aupa zu bauen. Ein Teil von

ihnen verließ das Riesengebirge, da sie andernorts Aufträge erhielten, andere Holzknechte und Klausenbauer blieben. (Vgl. Veselý výlet, Sommer 2011/36, S.4)

Bei der gefährlichen Holzarbeit kam es auch zu Unfällen – so berichtet Hüttel von einem Unglück an einer Klause an der Aupa im Jahre 1576, für das man Rübezahl verantwortlich machte (Otfried Preußler erzählt in seinem Rübezahl-Buch die Geschichte „Der Klausensepp aus Tirol“).

Die Holzarbeiter leisteten ganze Arbeit. Bereits zu Beginn des 17. Jahrhunderts waren große Teile der Wälder gerodet, weshalb 1609 Überlegungen zur Verlegung der Rodungen in das Adlergebirge und zur Wiederaufforstung des Riesengebirges angestellt wurden (vgl. Globic von Bučín, Mapa královských lesů, S.4ff.). Damit hatte sich die Landschaft des Riesengebirges erheblich gewandelt:

- Der Urwald war gerodet und wurde durch Monokulturen ersetzt.
- Die Besiedelung der höheren Lagen führte auch zu einer landwirtschaftlichen Nutzung.
- Es begann die Errichtung der Bauden, die nicht zuletzt eine Grundlage für die rasche Entwicklung des Fremdenverkehrs in dieser Region im 19. Jahrhundert bildete. Die Namen vieler Bauden erinnern heute noch an die Zuwanderung alpiner Holz- und Bergarbeiter: Thamm-Bauden, Richter-Bauden, Rotter-Bauden, Krause-Bauden, Sagasser-Bauden u.a. (vgl. Pavel Klimeš, Řve jako blázen od klauzy, S.33).
- Statt des Urwalds entstand eine Kulturlandschaft, die heute noch Touristinnen und Touristen aus Tschechien, Polen, Deutschland, Holland usw. anlockt.

#### Zur Herkunft der Schwazer

In den letzten Jahren stieg das Interesse der tschechischen Wissenschaftler und Heimatkundler an den früheren deutschen Bewohnern des Riesengebirges. Auch dies stellt einen Wandel dar, denn seit der Aussiedlung waren die Deutschen kollektiv als Faschisten abgestempelt worden, eine objektive Auseinandersetzung war tabu. Nun gelingt es den Forschern durch Recherchen in Österreich, die Frage der Herkunft der sogenannten Schwazer zumindest schrittweise zu lösen. Der Zweifel, dass alle Holzarbeiter aus Schwaz bzw. Tirol stammten, stellt sich nach und nach als berechtigt heraus.

So fand man im Prager Nationalarchiv eine Liste mit siebzig Namen der Baudner/Baudler aus dem Jahre 1644, von welchen vierzig im Ostriesengebirge bis 1945 erhalten blieben:

Berauer, Berger, Böhnisch-Bönsch, Braun, Brunecker, Buchberger, Demuth, Tix-Dix, Ettrich, Fuckner, Gleissner, Gschwandtner, Hampel, Hering, Hintner, Hofer, Jantsch, Kirchschlager, Kneifl, Kugler, Lath, Lorenz, Marksteiner, Meergans, Mitzinger, Mohorn, Patsch, Preller, Renner, Richter, Ruse, Sagasser, Salwender, Seidel, Schmidt, Tam, Tassler, Tippelt, Wimmer, Zinnecker (vgl. Veselý Výlet, Sommer 2011/36, S.4). Viele dieser Namen finden sich heute noch in Ortsbezeichnungen des Riesengebirges auch im Tschechischen: Típeltovy Boudy, Thamovy Boudy, Sagasserovy Boudy, Rennerovy Boudy, Braunovy louky, Richterovy Boudy, Bönischovy Boudy, Zinneckerovy Boudy,...

Dem Namen Wimmer ging man auf den Grund, wobei als Hinweis ein Eintrag des Pfarrers Christoph Liebhold im Marschendorfer Matrikenbuch diente: „Den 28.Oktober wardt begraben Wolfgang Wimmer Von grosser Aupa der letzte auslendisch gebohrne Holzknecht awß Steiermarck von Außig seiner Herkunft, war alt 100 Jahr.“ (zitiert nach Veselý Výlet, Sommer 2011/36, S.5) Der Ortsname Aussig stellte die Forscher vor Probleme, da es zwar Aussig an der Elbe (Ústí nad Labem) gibt, dieses allerdings nicht in der Steiermark lag und liegt. Man fand es schließlich im steirischen (Alt)aussee, das abgekürzt auch Aussig genannt wurde: „Nach Groß Aupa kamen sie wohl allesamt aus der kleinen Siedlung Wimm mit seinen 25 Häusern am Südrand des Städtchens Altaussee. Die Wimmer waren in ihrer ursprünglichen Heimat Protestanten, worunter einige von ihnen später zu leiden hatten, so wurden sie zum Beispiel im Jahre 1734 aus der Hallstätter Gegend nach Siebenbürgen vertrieben. Auch im Riesengebirge waren sie im 17. Jahrhundert gezwungen, zum katholischen Glauben überzutreten.“ (Veselý Výlet, Sommer 2011/36, S.5) Auf alten Wanderkarten des Riesengebirges findet man noch den Wimmerberg oberhalb von Petzer (Pec pod Sněžkou), der heute Větrník genannt wird.



Abbildung 10: Grabstein in Klein Aupa/Malá Úpa.

#### 4. Ein Blick über die Grenze – Zillertal

Im Zusammenhang mit der Tiroler Besiedlung des Riesengebirges durch die Schwazer muss hier ein Dorf auf der anderen, schlesischen (bzw. polnischen) Seite des Riesengebirges Erwähnung finden, das mit der Geschichte des österreichischen Protestantismus verbunden ist.

Nach dem Augsburger Religionsfrieden aus dem Jahre 1555 und seiner Formel *cuius regio eius religio* entschieden die Landesfürsten über den Umgang mit der Religion ihrer Untertanen. Solchen, die nicht die landesfürstlich vorgeschriebene Religion annehmen wollten, räumte man ein *Auswanderungsrecht* ein. Die Habsburger verfolgten in ihren Landen, in denen der Protestantismus weit verbreitet war, mit der Gegenreformation einen harten Kurs der Rekatholisierung. Dies hatte die Auswanderung von Protestanten beispielsweise nach Preußen zur Folge, trotzdem gab es vor allem in entlegenen Gebieten bis in das 18. Jahrhundert Protestanten. Das bis zum Toleranzpatent Kaiser Josefs II. aus dem Jahre 1781 letzte Kapitel in der Verfolgung der Andersgläubigen schrieben Karl VI. und seine Tochter Maria Theresia, die in den sogenannten Transmigrationen von 1734 bis 1737 und von 1752 bis 1756 die protestantischen Landler aus Salzburg, Kärnten und Oberösterreich nach Siebenbürgen unter schrecklichen Bedingungen deportierten. Die Siebenbürger Sachsen hatten bald nach der Reformation den lutherischen Glauben angenommen und so wurden die Landler in einige Dörfer aufgeteilt. Noch heute leben in Neppendorf, Großau und Großpold in der Nähe von Herrmannstadt/Sibiu im heutigen Rumänien diese Protestanten österreichischen Ursprungs.

Nach dem Toleranzpatent entspannte sich die Lage in Österreich vielerorts, doch nicht überall wurde den Protestanten das Recht auf freie Religionsausübung zugestanden. Zu Metternichs Zeiten fand die Ablehnung seitens der mächtigen katholischen Kirche und intoleranter Kräfte am Hofe einen neuen Höhepunkt. Im Zillertal in Tirol wollten sich die protestantischen, sogenannten Inklinanten nicht diesem Druck beugen. Sie baten Kaiser Franz I. bei dessen Besuch in Innsbruck 1832 um die Möglichkeit der freien Religionsausübung, die ihnen der Kaiser auch zusagte.

Doch katholische Gegner und der Erzbischof forderten brutale Maßnahmen gegen die *Inklinanten*: Vertreibung oder die Wegnahme der Kinder. Auch Erzherzog Johann hielt während seines Besuchs in Zell am Ziller im Jahre 1835 fest, dass Religionsfreiheit nur außerhalb Tirols gelte (vgl. Krawarik, *Exul Austriacus*, S. 227). In Anbetracht ihrer

Entrechtung (Verbot des Kaufes von Gütern, von Eheschließungen und Begräbnissen, Konfiskation der Bücher) sahen sich die *Inklinanten* nach möglichen Exilländern um und wandten sich an Preußen. Bald danach war die Ausweisung der Protestanten beschlossene Sache: „Die allerhöchste EntschlieÙung des Kaisers vom 12. Jänner 1837 schrieb vor, dass um der Ruhe, Einigkeit und der Ordnung willen die Ausschaffung der Protestanten vollzogen werden sollte. Nun meldeten sich 427 „Inklinanten“.“ (Krawarik, *Exul Austriacus*, S.227)

Der nach Berlin entsandte Deputierte der Tiroler Protestanten wandte sich im Mai an Friedrich Wilhelm III., wobei er vergangene Vertreibungen erwähnt, als in den 1730er Jahren 30.000 Salzburger ihre Heimat verlassen hatten, von denen die meisten in Preußen Zuflucht gefunden hatten: „Allerdurchlauchtigster, Großmächtigster König!

Allernädigster König und Herr! In meinem Namen und im Namen meiner Glaubensgenossen, deren Zahl sich auf 430-440 beläuft, wage ich einen Nothruf an die Großmuth und Gnade Ew. Majestät, als erhabenen Schutzherrn des reinen Evangeliums. [...] In unserem Vaterlande wiederholt sich nach mehr als 100 Jahren abermals ein Akt der Verfolgung und Vertreibung. Nicht wegen Verbrechen oder sonstigen Vergehungen, sondern des Glaubens wegen müssen wir den heimathlichen Boden verlassen; wie das angeschlossene Cerifikat vom 11. d. M. zeigt. Wir haben zwar die Wahl zwischen Übersiedelung in eine andere östreichische Provinz und zwischen der gänzlichen Auswanderung, wir ziehen aber die letztere vor, um uns und unsern Kindern jede weitere Gehässigkeit zu ersparen. Schon einmal gab Preußen unsern bedrängten Voreltern eine sichere Zufluchtsstätte, auch wir haben all unser Vertrauen auf Gott und den guten König von Preußen gesetzt. Wir werden Hilfe finden und nicht zu Schanden werden. Wir bitten demnach Ew. Majestät unterthänigst um huldvolle Aufnahme in Allerhöchstihren Staaten und um gnädige Unterstützung bei unserer Ansiedelung.“ (zitiert nach Hahn, *Die Zillerthaler im Riesengebirge*, S.4f.) Der preußische König sagte zu und sicherte Grund in Schlesien zu.

In vier Exulanzügen zogen vom 31. August bis zum 4. September 1837 über 400 Zillertaler nach Erdmannsdorf an den Rand des Riesengebirges und gründeten die Kolonie Zillerthal (einige Jahre danach nannte man die Bahnstation Zillerthal-Erdmannsdorf), wo sie zu gerechten Preisen Land von König Friedrich Wilhelm III. erwerben konnten. Dort gingen sie der Landwirtschaft nach, später wurde auch eine Flachsspinnerei gegründet. In einem Dankesbrief an den König kommt auch die protestantische Ethik der Arbeit zum Ausdruck:

„Wir bitten auch, Allergnädigster König und Herr, daß wir, wenn es nur irgend möglich, in dieser lieben Gegend beisammen bleiben können, denn wir finden es mit unserm alten Lande sehr ähnlich und möchten gern in der Nähe unseres großmüthigen Königs bleiben. Wir bitten auch, daß die Bestimmung des Platzes so bald möglich ertheilt würde, weil wir dann gleich viel zu arbeiten bekommen, wir das Arbeiten Alle gewohnt sind und der Müßiggang zu unserem Wandel und Gesundheit nicht taugt.“ (Brief vom 18.Oktober 1837, zitiert nach Hahn, Die Zillerthaler im Riesengebirge, S.10)



Abbildung 11: Der Dank der Zillertaler an einem Bauernhaus im heutigen Myslakowice (Erdmannsdorf).

Interessant ist die Tatsache, dass die exilierten Zillertaler in der Schlacht bei Königgrätz auf preußischer Seite gegen Österreich kämpften, wie beispielsweise der Sohn von Joseph Hirner (Geisel Säpal): „Isaak, gelernter Brauer, hat bei dem 52. Inf.-Reg. in Posen gestanden, ist aber 1866 bald in den Feldzug gegangen, in welchem er das Gefecht bei Skalitz und die Schlacht bei Königgrätz mitgemacht hat; er kehrte glücklich aus dem Kriege zurück und stand noch in Wesel, dann hat er wieder als Brauer gearbeitet, bis ihn der Krieg von 1870 abermals zu den Waffen rief. Er blieb diesmal nicht unversehrt, [...].“ (Hahn, Die Zillertaler im Riesengebirge, S.49)

Ein Teil der Zillertaler folgte im Jahre 1856 einer Einladung des chilenischen Präsident Manuel Montt Torres und siedelte sich am Llanquihue-See an (vgl. <http://www.1837-auswanderer.de/geschichte/historie> ; Mai 2012). Auf einem Grabstein ist zu lesen:

„Als Kind in Tyrolens  
Bergesluft

als Jungfrau in Schlesiens  
Blumenduft unter Kindern und  
Enkeln am stillen Seefand sie Ruh  
im Land von Llanquihue.“ (ebda.)



*Abbildung 12: Tiroler Bauernhaus in Myslakowice, dahinter die Textilfabrik.*

Die in Niederschlesien verbliebenen Zillertaler bzw. ihre Nachfahren wurden im Jahre 1945 vertrieben. Als Zeugnisse der vorhergehenden Aussiedlung aus dem Zillertal stehen noch heute in Erdmannsdorf, das auf Polnisch Myslakowice heißt, Bauernhäuser nach Tiroler Bauart, um deren Erhalt sich das Land Tirol annimmt. Und die heutigen polnischen Inhaber vermieten Zimmer und werben mit dem Tirolischen Ambiente.

## 5. Die Grenze und der Kampf um Schlesien

Nachdem Böhmen und Polen ab dem Jahre 900 Kriege um die Vorherrschaft in Schlesien geführt hatten, gelangte im Jahre 1137/38 im Pfingstfrieden von Glatz Herzog Władysław II. (nach einem Bruderkrieg Gründer der schlesischen Piasten) an die Macht, die er durch die Unterstützung des römisch-deutschen Königs Konrad III. und Kaisers Friedrich I. (Barbarossa) absichern konnte. Da der Mongolensturm im Jahre 1241 viele Schlesier das Leben gekostet hatte, holten die schlesischen Piasten deutsche Siedler ins Land – Dörfer und Städte nach deutschem Recht wurden gegründet.

Im Jahre 1335 fiel Schlesien an die Böhmisches Krone, und geriet damit im Jahre 1526 unter die Herrschaft der Habsburger, nachdem mit dem böhmischen und ungarischen König Ludwig II. der letzte Jagiellone im Kampf gegen die Osmanen umgekommen war. Bemerkenswert ist, dass die Habsburger im Gegensatz zu der radikalen Gegenreformation in Böhmen in Schlesien relative Toleranz übten – der Protestantismus wurde dort nicht mit brutalen Mitteln bekämpft.

Im 18. Jahrhundert nahm die Herrschaft der Habsburger in Schlesien ein Ende. Die schlesischen Kriege verhalfen Preußen unter Friedrich II. zum Aufstieg zu einer europäischen Großmacht, während Österreich mit dem Verlust des späteren Preußisch-Schlesien geschwächt aus den Auseinandersetzungen hervorging. Der Verlust von Böhmen konnte im Siebenjährigen (oder dritten schlesischen) Krieg in der Schlacht von Kōln 1757 – die Kōlingasse in Wien erinnert daran – abgewendet und sogar bis Berlin vorgerückt werden, letztendlich wurden in den Friedensverträgen von 1763 die Verhältnisse vor dem Krieg wiederhergestellt. Schatzlar, Trautenau und Umgebung hatten in den schlesischen Kriegen wegen ihrer strategisch wichtigen Lage als Quartier sowohl für preußische als auch österreichische Truppen gedient, Soldaten waren durchgezogen. Und die ansässige Bevölkerung hatte unter wiederholten Plünderungen und Kämpfen zu leiden gehabt. (Vgl. Prätorius, Vergleichende Zeittafel, S.635f.)

Ruhe war deshalb an der böhmisch-schlesischen Grenze nicht eingekehrt. Josef II. begab sich in die Grenzregion, um Maßnahmen gegen weitere Einfälle der Preußen zu überlegen. Der Grenze durch das Riesengebirge wenige Kilometer an Schatzlar vorbei führend kam nun eine zentrale strategische Rolle zu, weshalb Josef II. sich bereits 1766 mit seinen Generälen nach Ostböhmen begab und am 2. Juli auch in Schatzlar nächtigte (vgl. Prätorius, Vergleichende Zeittafel, S.636).

Im Bayrischen Erbfolgekrieg 1778 bis 1779 eskalierte die Lage erneut: Preußische Truppen marschierten in Böhmen ein – hier über den Liebauer Pass, nahmen in Schatzlar

Geiseln, plünderten und verwüsteten das Schloss, um dann Quartier in Schatzlar, Königshan, Lampersdorf, Berggraben und Schwarzwasser zu beziehen. Im Krieg erfolgten jedoch keine größeren Kampfhandlungen – man nannte ihn deshalb auch Kartoffelkrieg seitens der Preußen, Preußenrummel und Zwetschkenrummel seitens der Österreicher. Nach dem Frieden von Teschen (Österreich erhielt das Innviertel) besuchte Josef II. noch einmal Schatzlar, wobei er dabei den Entschluss gefasst zu haben schien, mit großen Festungsanlagen die böhmische Grenze zu verteidigen.

### Festungen gegen Preußen

Die Niederlagen gegen die Preußen in den Schlesischen Kriegen und die ständige Bedrohung aus dem Norden zwangen Österreich zu handeln. Daher gab Josef II. den Auftrag, bei Jaroměř, in Hradec Králové/Königgrätz und nahe dem nordwestböhmischen Litoměřice/Leitmeritz große Festungsanlagen zu bauen, die als Meisterwerke des Festungsbaus galten und mit unterirdischen Gangsystemen ausgestattet waren. Die Leitmeritzer Festung wurde von 1780 bis 1790 erbaut und nach der Mutter Josefs II. Theresienstadt genannt, während die in den Jahren 1780 bis 1787 erbaute Anlage nahe Jaroměř später von Kaiser Leopold II. nach dessen Bruder den Namen Josefstadt (heute Josefov) erhielt.

Die Anlage Josefov/Josefstadts ist heute noch zu besichtigen (Museum) und dient der authentischen Häuser wegen als Filmkulisse (zum Beispiel in „Musíme si pomáhat“). Die Festung Hradec Králové/Königgrätz wurde nach der Schlacht 1866 geschleift, wodurch sich eine Stadt entwickeln konnte, die vor allem ob der funktionalistischen und kubistischen Neubauten in der Zwischenkriegszeit Salon der (tschechoslowakischen) Republik genannt wurde. Für die urbanistische Planung und einige markante Gebäude zeichneten die Architekten Jan Kotěra (z.B. Východočeské muzeum/Ostböhmisches Museum), der übrigens in Wien bei Otto Wagner studiert hatte, und Josef Gočár (z.B. Tylovo gymnázium / Tyl-Gymnasium, Gestaltung des Masarykovo náměstí / Masaryk-Platzes) verantwortlich. Theresienstadt (heute Terezín) erlangte in der Zeit des Protektorats Böhmen und Mähren traurige Berühmtheit, als es als Konzentrationslager und Ghetto diente. Nach dem Zweiten Weltkrieg internierte man in der Festung Deutsche.

„Den neunten Tag aber war es mit dem Plaudern und den Gemütlichkeiten vorbei; da gab es ein Laufen und Rennen, Innstetten selbst kam ganz aus seiner gewohnten Reserve heraus, und am Morgen des 3. Juli stand neben Effis Bett eine Wiege. Doktor Hannemann patschelte der jungen Frau die Hand und sagte: »Wir haben heute den Tag von Königgrätz; schade, daß es ein Mädchen ist. Aber das andere kann ja nachkommen, und die Preußen haben viele Siegestage.« (Theodor Fontane, Effi Briest, 14. Kapitel)

Der Grund, warum ich dieses Zitat hier anführe, ist nicht nur seine Pointe, sondern auch die Verbundenheit des Verfassers mit der Grenzregion: Schließlich inspizierte Fontane, dessen hugenottische Vorfahren in Preußen Zuflucht gefunden hatten, nach der Schlacht bei Königgrätz ihre Schauplätze, um das Buch „Der Deutsche Krieg“ zu schreiben.

Außerdem verbrachte er jahrelang seine Sommerfrische an der Nordseite des Riesengebirges in Erdmannsdorf, Hermsdorf und Krummhübel (vgl. Wörfel, Fontane im Riesengebirge).

Die Stadt Hradec Králové ging als Königgrätz in die deutsche und österreichische Geschichte ein, da in ihrer Umgebung, vor allem in nordwestlicher Richtung, die Kämpfe der Schlacht bei Königgrätz oder auch Schlacht bei Sadová (tschechisch *bitva u Hradce Králové* oder *u Chlumu*) um die Vorherrschaft in Deutschland ausgetragen wurden. Die oben erwähnten Festungsanlagen spielten bei der Schlacht keine Rolle, einigen für Österreich kämpfenden Soldaten wurden die geschlossenen Festungstore von Hradec Králové/Königgrätz sogar zum tödlichen Verhängnis.

Nach einigen Jahrzehnten Entspannung zwischen Preußen und Österreich, spitzte sich die Lage in den 1860er Jahren mit dem Konflikt um Schleswig und Holstein zu. Die Mitglieder des Deutschen Bundes schlossen sich Preußen oder – wie etwa Bayern, Hannover, Württemberg, Baden und vor allem Sachsen, das sich auch militärisch bedeutend beteiligte - Österreich an. (Nach der Niederlage zogen sich die Sachsen zunächst nach Wien zurück, woran seit dem Jahre 1877 der Sachsenplatz erinnert.)

Der Ausgang der Schlacht ist bekannt, die Folgen ebenso: Kaiser Franz Josef I. musste die Auflösung des Deutschen Bundes, einen Machtverlust Österreichs und die Dominanz der Preußen nördlich des Mains zur Kenntnis nehmen. Die Frage der Hegemonie im deutschen Raum wurde kleindeutsch beantwortet. Die Gründung des Zweiten Deutschen Reichs im Jahre 1871 fand ohne Österreich statt. Die größte Schlacht des 19. Jahrhunderts bedeutete einen Sieg Preußens, vor allem seines Militärs, was durchaus

Folgen bis weit in das 20. Jahrhundert nach sich zog, wie der amerikanische Historiker Craig analysierte: „Der Sieg von Königgrätz setzte nämlich dem seit 1860 geführten Vorstoß der preußischen Liberalen ein Ende, die den Vorrechten der Krone konstitutionelle Beschränkungen auferlegen wollten, und dies insbesondere, in dem sie die für eine Reform des bewaffneten Heeres nötigen Budgetmittel verweigerten. [...] Seit dem Sieg über Österreich und Frankreich haftete diesem Stand (dem militärischen; Anm. d. Verf.) eine Aura von Allwissenheit und Unverwundbarkeit an, der seine Angehörigen zwangsläufig auf Konfrontationskurs mit den zivilen Beratern des König-Kaisers brachte. [...] Bismarck ging beherzt und erfolgreich vor, wenn es darum ging, die zivile Macht gegenüber der militärischen zu stärken, doch seinen Nachfolgern fehlte dazu die politische Durchsetzungskraft, so dass das Militär während der Regierungszeit Kaiser Wilhelm II. starken Einfluss auf die Außenpolitik gewann. Für das Reich hatte dies verheerende Folgen. Außerdem zwang das Militär der Regierung Kriegspläne und Mobilisierungsmaßnahmen auf, die sich als so aufwendig und rigide erwiesen, dass den Diplomaten in der Krise von 1914 keinerlei Verhandlungsspielraum blieb und ein Zweifrontenkrieg unausweichlich wurde. Die daraus entstandene Tragödie zog weitere nach sich: militärische Niederlage, wirtschaftliche Not, der Aufstieg Adolf Hitlers in Deutschland und der damit besiegelte schreckliche Krieg, der Leid über ganz Europa brachte, und nicht zuletzt auch die Gefahren des Kalten Krieges, der eine Folge der zweiten deutschen Niederlage war.“ (Craig, Königgrätz, S.IV)

#### Trautenau – ein Sachse führt Österreich zum einzigen Sieg

Im Zusammenhang mit unserem Thema möchte ich auf den einzigen Sieg der österreichischen Armee im Rahmen dieses Krieges eingehen. Die preußischen Truppen waren bei Trautenau, Náchod und Braunau nach Ostböhmen eingedrungen. Einige Tage vor der entscheidenden Schlacht bei Königgrätz kam es bei Trautenau zu einer Auseinandersetzung österreichischer und preußischer Truppen, die über Schatzlar und Bernsdorf vorgerückt waren. An der Spitze der Österreicher stand ein gebürtiger Jenaer: Feldmarschall Leutnant Ludwig Karl Wilhelm Freiherr von Gablenz. Ihm gelang es mit einer ausgeklügelten Einkreisungsstrategie die Preußen nach blutigen Gefechten in die Flucht zu schlagen – sie zogen sich bis in die Lager hinter der Grenze zurück. Die Niederlage bedeutete nicht nur für General von Bonin, sondern auch für Bismarck einen Schock, doch gelang es dem österreichischen Oberbefehlshaber Benedek nicht, diese Schwäche der Preußen auszunützen.

Im Gedenken an die Schlacht bei Königgrätz entstand in Ostböhmen eine Vielzahl von Denkmälern, eines der größten ist dem Sieger von Trautenau gewidmet: ein Obelisk mit Krypta im Stadtpark von Trautenau. Und daneben steht ein kleiner Grabstein mit dem Namen Gablenz. Der mit einer Bankierstochter aus der jüdischen Familie Eskeles verheiratete Gablenz hatte sich (wohl wegen finanzieller Schwierigkeiten) am 28. Jänner 1874 in Zürich erschossen. Im Jahre 1905 wurden sein Leichnam und der Züricher Grabstein nach Trautenau überführt.



*Abbildung 13: 1905 wurde der Leichnam des Freiherrn von Gablenz von Zürich nach Trautenau überführt.*

In Wien erinnern die Gablenzgasse und der Trautenaupark an den Teilerfolg des Jahres 1866, in Graz steht die Gablenz-Kaserne.

## 6. Die Konstanz der böhmischen Grenze

Gerade angesichts der Grenzveränderungen anderer ostmitteleuropäischer Länder wie Polens und Ungarns blieb die böhmische Grenze abgesehen von kleinen Ausnahmen gleich – weder die Schweden, noch die Preußen, Napoleon oder eben Königgrätz griffen die geographische Integrität Böhmens an. Im 20. Jahrhundert gab es jedoch zwei Mal ernste Bedrohungen dieser *alten* Grenze: am Ende des Ersten Weltkrieges und mit dem Münchner Abkommen, welches tatsächlich die böhmische Grenze für einige Jahre beseitigte. Beide Male orientierten sich die Befürworter der Veränderungen an der Sprachgrenze, auf die ich weiter unten eingehe. „In der Umbruchsituation am Kriegsende im Oktober und November 1918 ließ der Zerfall der Habsburgermonarchie eine Teilung Böhmens, Mährens und Österreichisch-Schlesiens zwischen den neuen Staaten Deutsch-Österreich und Tschechoslowakei kurzfristig möglich erscheinen. Doch vermochten die ad hoc gebildeten österreichischen bzw. deutschösterreichischen Landesregierungen von Deutschböhmen und Sudetenland und die neuen Regionalverwaltungen Böhmerwaldgau und Deutsch-Südmähren, die jeweils alle deutschsprachigen Gemeinden zusammenfassen sollten, es nicht, zwischen Oktober und Dezember eine geschlossene Territorialgewalt aufzubauen. Mehrere Anläufe Mitte November 1918, zwischen den sich zu Deutsch-Österreich bekennenden Gemeinden und den von der tschechoslowakischen Regierung in Prag kontrollierten Gebieten eine Demarkationslinie festzulegen, scheiterten. Ebenso wenig fand die Schaffung neuer deutschösterreichischer Provinzen internationale Anerkennung, und selbst die Republik Österreich sollte bald die Unterstützung derartiger Bestrebungen einstellen.“ (Luft, „Alte Grenzen“ und Kulturgeographie, S. 272)

Erst mit dem Münchner Abkommen, das am 30. September 1938 von Vertretern Großbritanniens, Frankreichs, Italiens und des Deutschen Reichs unterzeichnet wurde, wurde die böhmische Grenze aufgelöst und durch eine neue, der sogenannten Sprachgrenze entsprechende ersetzt. Die tschechoslowakische Führung hätte ursprünglich den Plan verfolgt, die alte Grenze gegenüber dem Deutschen Reich zu verteidigen, und hatte zu diesem Zweck ein weitläufiges Verteidigungssystem in der Grenzregion angelegt.



*Abbildung 14: „Nach dem Krieg haben sie nur den Strich vom D verlängert und so ein P daraus gemacht,“ meinte ein Schatzlarer. Die Staaten änderten sich, die Grenze blieb.*

## 7. Stachelberg - Befestigungen im Grenzgebiet

Siebzig Jahre nach der Schlacht bei Königgrätz war es die politische Führung der Tschechoslowakei, die sich diesmal zum Bau von Festungsanlagen mit allerdings gänzlich anderem Aussehen entschloss, da man den Einmarsch der Truppen des nationalsozialistischen Deutschlands auch aus Schlesien befürchtete. Spätestens mit dem Machtantritt Adolf Hitlers erarbeitete man Pläne einer Befestigungslinie, im Jahre 1934 wurde der definitive Beschluss für den Bau der Anlagen und ihre ständige Besetzung mit Garnisonen angenommen, wobei die stärkste Festungslinie im Abschnitt Ostrava/Ostrau – Trutnov/Trautenau entlang der Nordgrenze geplant war. Nördlich von Trutnov/Trautenau bei Žacléř/Schatzlar öffnet sich am Ostrand des Riesengebirges ein relativ breites Landestor, das man für Angriffe bzw. für einen Einmarsch aus dem Deutschen Reich (Schlesien) geeignet hielt, weshalb man sich zur Sicherung beider Zugänge nach Žacléř/Schatzlar entschied: Stachelberg bei Babí/Trautenbach und Zlatá Olešnice/Goldenöls (vgl. Novák, Opevnění na Stachelbergu, S.3-12). Die ersten Besichtigungen des Terrains in der Umgebung des Stachelbergs (heute der 632m hohe Hřebínek, allerdings wird auch im Tschechischen weiter der Begriff Stachelberg für die Befestigungsanlage verwendet) fanden im Jänner 1935 statt, nach denen man sich zum Bau einer Artilleriefestung, des mächtigsten und wichtigsten Elements der tschechoslowakischen Grenzbefestigung, entschloss. Der Abschnitt dieser schweren Befestigung fiel unter das Kommando Trutnov/Trautenau, das den Baubeginn für den 1. September 1937 ansetzte und mit der Fertigstellung 1939 rechnete. Mit seinen elf untereinander durch unterirdische Gänge verbundenen und fünf isolierten Objekten stellte die Befestigung Stachelberg die am weitesten ausgedehnte Anlage dieser Art an der Nordgrenze Böhmens und Mährens dar (vgl. Novák, Opevnění na Stachelbergu, S.3). Die gesamte Anlage erstreckt sich über mehrere Kilometer. 778 Soldaten sollte die Besetzung umfassen. Ebenso ließ die tschechoslowakische Armee in Zlatá Olešnice/Goldenöls Befestigungen bauen. (Vgl. Novák, Opevnění na Stachelbergu, S.11) Die Bauarbeiten liefen auf Hochtouren, die Ausmaße der Verteidigungsanlagen rangen auch den Deutschen jenseits der Grenze Respekt ab, weshalb man seitens des Deutschen Reiches an Informationen über Stachelberg u.ä. interessiert war. Spione kundschafteten die Umgebung aus, wie aus einem Zeitzeugenbericht eines tschechischen Soldaten hervorgeht:

„Es passierte uns zum Beispiel, dass ein Mensch mit dem Fahrrad rund um das Objekt fuhr. Als wir ihn anhielten, bewies er uns, dass er auch Tscheche ist – wir gaben nichts auf sein Wort und brachten ihn auf die Gendarmeriestation. Es stellte sich heraus, dass es sich um einen Agenten handelte, der bei sich u. a. einen Plan hatte, auf dem die Stellungen unserer Befestigungen eingezeichnet waren.“ (Holub, S.10) Auch das Interesse des Pächters der Maxhütte auf dem Rehorn oberhalb Schatzlars für militärische Angelegenheiten konnte „nicht mehr als rein geschäftlich bezeichnet werden“ (Holub, S.10).

Die Lage spitzte sich im Jahre 1938 zu, in den überwiegend deutschen Gemeinden an der Grenze tauchten nationalsozialistische Symbole auf, in Ober Kleinaupa beispielsweise malten Leute Hakenkreuze in der Nähe der Zollstation in den Schnee. Dagegen traten die Kommunisten auf: „Tschechische und deutsche Arbeitende trafen sich zu einer gemeinsamen Manifestation bereits am 5.Juli 1938 in Schatzlar. Bei der Feier des Hustages sprach der Redakteur Grünwald zu den versammelten deutschen und tschechischen Antifaschisten. Er forderte die Anwesenden zu einer Stärkung der Einheit, zur Verteidigung der Republik und zu Frieden auf.“ (Holub, S.24)

Die Spannung stieg, die tschechoslowakische Armee zeigte sich hochmotiviert und bereit zu kämpfen – „Hraničář nikdy neustupuje! (Ein Grenzer weicht nie zurück!)“ lautete die Parole. Doch die Mobilisierung in der Grenzregion musste schließlich beendet werden, die aus massivem Stahlbeton errichteten Bauten blieben – wie ihre Vorgänger aus Ziegelsteinen in der österreichisch-preußischen Auseinandersetzung - ungenutzt, da die Eingliederung des Sudetenlandes in das Deutsche Reich nach dem Münchner Abkommen am 29./30. September

1938 kampflos erfolgte. Die Tschechoslowakei musste die mehrheitlich von Deutschen bewohnten Grenzgebiete abtreten.

Nach dem Zweiten Weltkrieg blieben die beachtlichen Befestigungsanlagen ungenutzt. Im Frühling 1993 wurde ein Museum der tschechoslowakischen Befestigung, das nicht nur tschechische Touristen in die Grenzregion lockt, der Öffentlichkeit zugänglich gemacht (vgl. Novák, S.4)

## 8. Sprachgrenze

„Ein Stückchen höher [über Hronov; Anm. d. Verf.] verläuft die Zickzacklinie der Sprachgrenze, die hinter Náchod nach Preußen ins Glatzer Gebiet einbricht. Diese Nachbarschaft zweier Nationalitäten war immer ruhig und friedlich; die Deutschen, mit ihren Michelmützen und ihren mit Knöpfen besäten Westen, sprachen einen Dialekt, den nicht einmal die österreichischen Behörden verstanden; sie hatten fast gar keinen Kontakt mit uns und wir nicht mit ihnen; diese Sprachgrenze war wie das Ende der Welt, hinter der nichts mehr existiert.“ (Karel Čapek (1890-1938), Bilder aus der Heimat, S.12)

Im 13. Jahrhundert kam es zu der sogenannten äußeren *Kolonisierung* der böhmischen (und mährischen) Grenzregion. Die böhmischen Herrscher riefen deutsche Siedler ins Land, um die Grenzregion zu besiedeln. Nach Kastner handelte es sich damals nur um einen schmalen Streifen. Erst im 16. und 17. Jahrhundert, vor allem nach dem 30-jährigen Krieg, wurde die Grenzregion in größerem Ausmaß von Menschen aus Sachsen, Meißen und dem Vogtland besiedelt (vgl. Kastner, *Osídlování českého pohraničí od května 1945*, S.8). Außerdem kam es zur Ansiedlung der sogenannten Schwazer, wie ich oben ausführte.

Bis zu den Ereignissen ab Mai 1945 bis 1946 (1948) kann man von einer tschechisch-deutschen Sprachgrenze auf dem Gebiet des heutigen Tschechien sprechen. Sie bezieht sich auf die nahezu geschlossenen deutschen Siedlungsgebiete in den Randgebieten Böhmens und Mährens bzw. Schlesiens. Zemmrich verfasste die erste umfassende Studie über das deutsche Sprachgebiet. In „Sprachgrenze und Deutschtum“, die der dem *Deutschtum* verpflichtete Zemmrich 1902 veröffentlichte, kommt bereits die Angst deutscher Gelehrter und Politiker zum Ausdruck, dass zumindest einige deutsche Gebiete in Böhmen von einer „Vertschechisierung“ bedroht wären: „Auf fast allen Seiten von deutschem Sprachgebiete umklammert, vom übrigen Slawentume durch natürliche und politische Grenzen abgeschnitten, hegen die Tschechen die beständige Furcht, vom Deutschtume erdrückt zu werden. Daher das fieberhafte Streben, das eigene Sprachgebiet zu vergrößern, die Herrschaft ihrer Sprache bis an die natürlichen Grenzen des Landes vorzuschieben, sie auch den rein deutschen Gegenden aufzuzwingen; denn das versteht der Tscheche unter dem äußerlich so harmlosen Ausdrücke „nationale Gleichberechtigung“.“ (Zemmrich, *Sprachgrenze und Deutschtum in Böhmen*, S.1)

Dies führte zu einem Konkurrenzkampf, der zunächst für das Land insgesamt positive Auswirkungen hatte, war doch Böhmen das höchst industrialisierte Gebiet der österreichisch-ungarischen Monarchie. Abgesehen von einigen traurigen Zwischenfällen spitzte sich die Lage erst mit den politischen Umwälzungen in Deutschland im Jahre 1933 und mit dem Münchner Abkommen zu. Aus dem Jahre 1933 stammt auch Ehrfried Webers Publikation „Deutsche und Tschechen. Bauern und Arbeiter im nordwestböhmischen Braunkohlegebiet“, in der er die Zuwanderung in die Grenzregion mit den Schlagworten „Tschechisierung“ und „Entdeutschung“ charakterisiert und nach Berufsgruppen analysiert: „In vielem besteht Übereinstimmung zwischen intensiver Bevölkerungsanhäufung und weitgehender tschechischer Durchsetzung, weil jene zum Teil durch die tschechische Zuwanderung zustande gekommen ist. Verständlich wird jedoch die Verteilung der Wohnsitze der Tschechen erst durch einen Vergleich mit denen der Berufszugehörigkeiten. [...] Die stark auf den Bergbau eingestellten Gebiete sind auch diejenigen bedeutendster Tschechisierung. Hoher Anteil der landwirtschaftlichen Bevölkerung geht zusammen mit einer verhältnismäßig niedrigen Zahl von Tschechen“ (Weber, Deutsche und Tschechen, S.54). Ähnlich verhielt es sich auch in Schatzlar in Ostböhmen, wo viele tschechische Familien die zur Grube gehörige *Rote Kolonie* bewohnten. Weber unterscheidet übrigens zwei „Tschechisierungswellen“: die erste 1890 bis 1900 und die zweite nach der Gründung der Tschechoslowakei: „Diese (zweite; Anm.d.Verf.) hat wenig mehr mit dem Arbeiterbedarf der Kohlenbergwerke zu tun. Soweit Zuwanderung von Tschechen besteht, ist sie beruflich gekennzeichnet durch das Einschleppen von tschechischen Beamten, Siedlern der Bodenreform usw. aus politischen Gründen.“ (Weber, Deutsche und Tschechen, S.58)

Die tschechischen Politiker mit Edvard Beneš an der Spitze kamen im Verlaufe des Zweiten Weltkrieges zu dem Entschluss, das Problem zweier konkurrierenden Nationen auf radikale Weise zu lösen. Damit wurde innerhalb weniger Jahre die Sprachgrenze ausgelöscht. Nur in einigen Gebieten verblieb eine deutsche Minderheit, die jedoch bereits in gemischtsprachigen Gemeinden lebte, weshalb der Begriff Sprachgrenze seine Gültigkeit verlor, respektive wanderte die Sprachgrenze an die Staatsgrenze zu Deutschland, Polen und Österreich.

Im Jahre 1961(!) fasste der tschechische Historiker Husa die Entwicklung in der Grenzregion folgendermaßen zusammen: „Dank dem entschiedenen Standpunkt der sowjetischen Delegation mit J.V. Stalin an der Spitze konnte die Tschechoslowakei auf der Potsdamer Konferenz der Vertreter der vier siegreichen Großmächte im Jahre 1945

auch an die Lösung der Frage der deutschen Minderheit herantreten. Ein großer Teil der auf tschechischem Gebiet lebenden Bevölkerung deutscher Nationalität, der schon in der Zeit vor dem Münchner Abkommen ein Instrument des hitlerischen Imperialismus wurde und großen Anteil an der Zerschlagung der Tschechoslowakei hatte, war eine ernsthafte Gefahr für das weitere friedliche Klima in Mitteleuropa. Deshalb wurden mit der Zustimmung der Großmächte die insgesamt 2,5 Millionen Deutschen aus der Tschechoslowakei in die westlichen und östlichen Gebiete Deutschland umgesiedelt. Die deutschen Antifaschisten aus dem tschechischen Grenzgebiet hatten die Möglichkeit, sich zu entscheiden. Die Mehrheit von ihnen ging freiwillig in die sowjetische Besatzungszone, um den Kampf der deutschen Arbeiterklasse für ein demokratisches und sozialistisches Deutschland zu unterstützen. Die, die blieben, erhielten die tschechoslowakische Staatsbürgerschaft.“ (Husa, Dějiny Československa. Praha 1961, S.420)

Eine wesentliche Rolle in der Frage der Sprachgrenze – als Instrument der Abgrenzung und Absicherung der eigenen Kultur – spielten die Schulen, weshalb ich kurz auf diese Problematik eingehen möchte.

## **9. Schulen**

Einer meiner Gesprächspartner in Schatzlar, ein ehemaliger Grubenarbeiter, führte im Zusammenhang mit dem Erhalt der eigenen Kultur die Schulen als zentrales Instrument an: „Hier war auch eine Pracht im Riesengebirge. Im Böhmerwald existieren die schönen Lieder noch – im Riesengebirge nicht mehr. Die Traditionen sind weg. In Bober war eine Schule, in Schwarzwasser war eine Schule, in Rehorn, in Krinsdorf – die Schulen waren doch früher Kulturträger, dort haben sie mit den Lehrern Musik gelernt und was von der Historie. Die Deutschen waren weg – keine Lieder mehr. Vom Böhmerwald hört man Musik. Auch in Polen: die jungen Polen denken, dass Niederschlesien immer polnisch war, das ist nicht wahr. Die Kommunisten haben einen schönen Wirbel gemacht.“

Die Qualität des Unterrichts muss eine beachtliche gewesen sein, brachte doch diese Gegend viele namhafte Persönlichkeiten hervor, beispielhaft seien hier die Flugpioniere Igo Etrich und Karl Illner genannt.

In Schatzlar entstand die erste Schule um das Jahr 1832 nahe der Kirche. 1865 baute man eine Schule, in der heute das Rathaus untergebracht ist. Gegen Ende des 19. Jahrhunderts folgte der Bau einer großen Schule in der Hofergasse/Sandhöhweg (heute Na pilíři), und die II. Städtische Volksschule hinter der *Roten Kolonie* ging 1902 in Betrieb. Auch in den Dörfern rund um Schatzlar waren Schulen gegründet worden. (vgl. Alfred Herrmann, Das Schulwesen, S.243ff.)

### Tschechische Bemühungen um eine Schule

Wie sah es jedoch mit einer Schule für die bereits im 19. Jahrhundert zahlreich zugezogenen tschechischen Familien bzw. deren Kinder aus? Es existierte eine Vereinigung (Národní jednoty severočeské), die sich die Interessen der Tschechen zu vertreten bemühte. So unternahm man einige Versuche, um eine tschechische Schule zu gründen, die jedoch mit Entlassungen der Aktivisten endeten. Weder in der 1902 neu erbauten Kolonieschule noch in Räumlichkeiten der von vielen und kinderreichen tschechischen Familien bewohnten Roten Kolonie (auf privater Basis organisiert) konnte ein Tschechischunterricht etabliert werden. Die Angst der Deutschen vor dem Verlust der eigenen deutschen Kultur diesseits der Sprachgrenze führte also zu einem strikten Beharren auf dem Status quo – ein deutschsprachiges Schulwesen, Niederhaltung von tschechischen Initiativen. Mit exemplarischen Entlassungen und Androhungen, weitere durchzuführen, übte man – auch seitens der Grube - Druck auf die Tschechen aus.

Tatsächlich assimilierten sich in der Folge viele tschechische Familien.

Auch die Vereinigung Národní jednoty severočeské wurde in Schatzlar im Jahre 1910 wieder aufgelassen. (Vgl. <http://www.amaterskedivadlo.cz/main.php?data=tst&id=8208> - Zugriff am 28.5.2016)

### Schulwenden

Mit der Gründung der Tschechoslowakei änderten sich die Bedingungen. Neben einem Aufblühen des tschechischen Vereinswesens in Schatzlar und Umgebung entstand bereits im Jahre 1919 eine tschechische Schule – zunächst in angemieteten Räumlichkeiten. Angesichts der rasch anwachsenden Schülerzahlen sah man sich veranlasst, ein eigenes Gebäude zu errichten. Im Jahre 1925 wurde ein großes Schulgebäude an der Hauptstraße eröffnet, welches neben einer Volks- und einer Bürgerschule auch einen Kindergarten und eine Bewahranstalt umfasste (Informationen aus dem Schatzlarer Museum).

Nun gab es in Schatzlar sowohl deutsche also auch tschechische Schulen nebeneinander, allerdings nur für einige Jahre. In seinem Artikel über das Schulwesen in Schatzlar und Umgebung spricht Herrmann von einer Niederhaltung der deutschsprachigen Schulen in der tschechoslowakischen Republik und meint: „Eine schwere Zeit für das deutsche Schulwesen in unserer Heimat waren die Jahre von 1925 bis 1938, als die deutschsprachigen Schulen gezielt und systematisch niedergehalten wurden. Es begann der alljährliche Kampf um den Erhalt der Klassenzahl. Trotz aller Bemühungen war es nicht zu verhindern, dass in dieser Zeit im Kreis Trautenau etwa 100 Klassen mit deutschen Schülern verloren gingen. [...] Stattdessen entstanden in Schatzlar, Berndorf, Königshau und Lampersdorf tschechische Schulen, die bestens ausgestattet waren und mit freier Lehrmittelbenutzung, Weihnachtsbescherungen und anderen Unterstützungen die Schüler aus den deutschen Schulen weglockten.“ (Herrmann, Das Schulwesen, S.251ff.) Am 17. Oktober 1938 hatte es damit ein Ende: Die tschechische Schule wurde in Beschlag genommen, bis 1945 wurde nur auf Deutsch unterrichtet (vgl. Weber, Schulchronik der deutschen Bürgerschule zu Schatzlar, S.262).

## 10. Austausch

In der ersten Tschechoslowakischen Republik wurde an den deutschen Schulen Tschechisch unterrichtet. Das Interesse an diesem Gegenstand war aber eher gering, sodass sich die Kenntnisse auf einige Wörter beschränkten. Eine weit effektivere Möglichkeit, die tschechische Sprache zu erlernen, bestand im sogenannten Austausch von Jugendlichen, den man in der Umgangssprache als Wechsel oder Tausch bezeichnete, wie mir eine betagte Schatzlarerin versicherte: „*Na tausch, na veksl* – wir haben gesagt *na tausch: ti šli na tausch*, auf Tausch.“ Auch der Begriff Handel wird in der Forschungsliteratur genannt (vgl. Zimmermann, Sudetendeutsche in der Ersten Tschechoslowakischen Republik und im NS-Staat, S.54; N.N.: „Na vexl“ – Schüleraustausch gestern, S.161f).

Die deutsche Bevölkerung lebte über Jahrhunderte in einem Streifen an der Außengrenze Böhmens. Im östlichen Böhmen war dieser Streifen schmal, das tschechische Sprachgebiet lag nahe. Zunutze machte man sich diese Nähe im Austausch von Kinder bzw. Jugendlichen, damit diese die tschechische Sprache erlernten. Ein Schatzlarer Pensionist wusste von seinen Eltern: „Damals ist es schon üblich gewesen, die Kinder ein Jahr in eine tschechische Schule zu schicken. Die Sprachgrenze war 40 km entfernt. Mein

Vater unterbrach 1903 die Schule, seine Schwester machte das auch. Die konnten alle tschechisch. Wenn ich später bei Tante Berta auf Urlaub in Deutschland gewesen bin, – 1965 hat man mir es zum ersten Mal bewilligt - sagte sie, dass wir einfach tschechisch sprechen, wenn uns die anderen nicht verstehen sollen.“

Genauso kamen tschechische Kinder umgekehrt aus dem tschechischen Sprachgebiet. Diese Sprachaufenthalte stammten aus der Monarchie und wurden auch in der Tschechoslowakei praktiziert: „Da es in den deutschsprachigen Gebieten ein gut ausgebautes Minderheitenschulwesen gab, in dem die Unterrichtssprache Deutsch war, war der vollständige Erwerb der Staatssprache für die Deutschen – trotz der positiven Entwicklungen in diesem Bereich – nur durch einen längeren Aufenthalt im tschechischen Gebiet möglich. Für die tschechischen Schüler galt dasselbe. Bereits im 19. Jahrhundert gab es in der Donaumonarchie einen funktionierenden Schüleraustausch zwischen deutschen und tschechischen Schülern in Böhmen, Mähren und Österreichisch-Schlesien. Dieser Austausch wurde auch während der gesamten Dauer der Ersten Tschechoslowakischen Republik in erheblichem Umfang weitergeführt.“ (N.N.: „Na vexl“ – Schüleraustausch gestern, S.161-162)

Allerdings spiegelte die Anzahl der auf Austausch befindlichen Kinder durchaus auch politische Spannungen wieder. Bereits im Jahre 1902 äußerte sich Zemmrich kritisch über diese Einrichtung. Der den Deutschen geneigte Wissenschaftler fürchtete einen Schaden für das böhmische Deutschtum, konnte sich doch durch den Aufenthalt im tschechischen Sprachgebiet eine Mischehe anbahnen: „Der Übergang von Bauerngütern in tschechischen Besitz kommt in den deutschen Orten der angrenzenden Bezirke vor, namentlich durch die Sitte, zur Erlernung der anderen Landessprache die Kinder auf ein oder mehrere Jahre auszutauschen, was oft zu den für die Deutschen so ungünstigen Mischheiraten führt.“ (Zemmrich, Sprachgrenze und Deutschtum in Böhmen, S.55) Vor allem mit dem Aufstieg der Sudetendeutschen Partei Konrad Henleins dürfte in den 1930er Jahren ein Rückgang deutscher Austausch Kinder verbunden gewesen sein. Der Wunsch bzw. die Vorstellung, Teil eines großen Deutschen Reiches zu sein, ließ den Austausch für die Nationalgesinnten unnötig erscheinen. An die Stelle des Gedankens, durch Erlernen der Staatssprache zum eigenen Wohl die Sprachgrenze überwinden zu können, trat der Anschlussgedanke und die Ablehnung eines tschechoslowakischen Staates, der die deutschbesiedelten Grenzgebiete inkludierte. Eine Gesprächspartnerin aus Schatzlar sagte mir, dass die *Nazis* ihre Kinder nicht mehr auf Austausch schickten,

während dies in sozialdemokratischen oder kommunistisch gesinnten Familien noch immer üblich war.

Dazu Zimmermann: „Den aus der Habsburgermonarchie übernommenen deutsch-tschechischen Ferienaustausch, der mit dem Ausdruck „na handl“ oder „na vexl“ bedacht wurde, pflegten zumindest einige Eltern weiter. Nun wäre es wichtig gewesen, hier anzusetzen und früh die Sprache der Mehrheit zu lernen, sowie den Kinderaustausch und damit gegenseitiges Kennenlernen gezielt zu fördern. Die Bereitschaft dazu war auf allen Seiten aber offensichtlich gering, und gerade die Allgegenwart des nationalen Gegensatzes im Alltagsleben hinterließ offensichtlich tiefe Spuren.“ (Zimmermann, Sudetendeutsche in der Ersten Tschechoslowakischen Republik und im NS-Staat, S.53f)

Zu letztem Zitat bleibt hinzuzufügen, dass es sich bei dem Austausch nicht nur um Ferienaufenthalte handelte, sondern die Jugendlichen oft ein ganzes Jahr jenseits der Sprachgrenze verbrachten. Meist absolvierte man das letzte Schuljahr (die vierte Klasse bzw. achte Schulstufe) im fremdsprachigen Umfeld.

Der Ablauf des Austausches dürfte unkompliziert gewesen sein und die Integration funktioniert haben, wie mir eine Schatzlarerin berichtete: „Ich war auf Tausch. Ich habe mit den Jungen Dummheiten gemacht. Das hat funktioniert. Die haben mir etwas gezeigt und manche Begriffe erklärt. Und bei uns zuhause waren tschechische Kinder.“

Dass die Eltern ihre Kinder nicht nur der Verständigung mit den tschechischen Mitbürgern wegen auf Tausch schickten, sondern auch an berufliche Perspektiven dachten, liegt auf der Hand: „Der Austausch hatte neben der persönlichen Bereicherung für den Austauschschüler oft den ganz praktischen Hintergrund, dass man sich vom Erwerb der anderen Sprache eine Verbesserung der eigenen Berufs- und Karrierechancen erhoffte.“ (N.N.: „Na vexl“ – Schüleraustausch gestern, S.162)

Schatzlar hatte bei dem Austausch der Jugendlichen so etwas wie eine Partnerstadt – Schwadowitz/Svatoňovice im Riesengebirgsvorland, wo sich ebenfalls eine Grube befand. Die Kontakte unter den Bergleuten führten oft zum Austausch der Kinder, wie eine Schatzlarerin erzählte: „Im August 38 hab ich bei den Leuten gewohnt, die konnten nicht deutsch. Wie sich die mit meinen Eltern verständigt haben, das weiß ich auch nicht. Er war auf der Grube, ist dann in Rente gegangen und nach Schwadowitz. Ich bin mit, um Tschechisch zu lernen. Wir haben gedacht, wenn man zwei Sprachen kann, ist das ein Vorteil. Ein Jahr sollte ich dort bleiben. Wir hatten auch Tschechischunterricht an der Schule in der vierten Klasse. Wir haben nicht gewusst, dass so was wird draus werden.“

Nach dem Münchner Abkommen, das die Grenzen der Tschechoslowakei verschob und das deutschbesiedelte Gebiet dem Deutschen Reich zusprach, endete der deutsch-tschechische Austausch. Die laufenden Aufenthalte wurden jäh abgebrochen: „Ich war 1938 in Schadowitz, nach einem Monat musste ich zurück. Bei tschechischen Bekannten sollte ich das Jahr dort wohnen und in die Schule gehen. Am 1. September begann dann das Theater bei uns, da musste ich weg.“

## 11. Deutsch mit den Prager Juden

Im Zweiten Weltkrieg und danach gab es unter den geänderten Umständen keinen Austausch in der ursprünglichen Form mehr. Allerdings erzählte mir eine gebürtige Kunzendorferin (einige Kilometer nördlich von Schatzlar in Schlesien; heute Niedamirów in Polen) von ihrem Weg zu Tschechischkenntnissen, die sie auf eine andere Art Austausch erwarb. In Schlesien hatte sie auch in der Schule keinen Tschechischunterricht gehabt und war froh, als sich für sie hierfür eine Möglichkeit bot: „Nach dem Krieg sollten wir Mädchen zu einem Bauern gehen. Da hat der Kaufmann Hrnčřř, bei dem ich vor dem Krieg in Schatzlar gearbeitet hatte, gesagt, dass eine mit ihm nach Prag mitgehen kann, um dort in seinem Kolonialwarengeschäft zu arbeiten. Ich kann ja keine Kuh von einem Ochsen unterscheiden, also war ich froh und ging mit ihm.

Ich konnte ja kein Wort tschechisch – in Schlesien hatten wir ja kein Tschechisch, wie bei den Leuten hier. Es war nicht leicht in Prag als Deutsche. Die rote Binde mussten wir abnehmen. Als Deutsche durften wir nicht mit Straßenbahn oder Autobus fahren.

Die Tschechen sollten nicht merken, dass ich Deutsche bin. Viele Juden kamen in das Geschäft in Karlín, die konnten ja alle nicht tschechisch. Mit denen konnte ich mich unterhalten. Mit den Kindern wollte ich tschechisch lernen: Einmal hing im Zimmer eine Tracht der Chefin, die aus Znaim war, die wollte sie zum ersten Jahrestag tragen. Die Kinder haben gesagt, dass es *hovno* [deutsch: Scheiße; Anm. R.S.] heißt... Am Abend prüften sie mich ab und ich sagte das. Ich wurde rot, als ich die wahre Bedeutung des Wortes erfuhr.

Und Heimweh hatte ich, unter lauter Tschechen. Aber der Chef und die Chefin waren sehr gut. Bis 1947. Dann sollte ich ins Lager für den letzten Transport nach Deutschland. Da sagte der Chef, dass ich mich in den Zug setzen soll zum Vater, weil mein Vater als Bergmann nicht weg durfte.“

## 12. Sprachtod

Unmittelbar nach dem Kriegsende wurden die deutschen Einrichtungen geschlossen. Für die Kinder, die in deutschsprachigen Familien aufgewachsen waren, bedeutete dies, dass sie in der Volksschule dem Unterricht in einer ihnen fremden Sprache folgen mussten. Längerfristig wurde damit die Weitergabe der deutschen Muttersprache ausgehungert, denn die nächste Generation musste ihre Kinder auf Tschechisch erziehen, um ihnen eine gute Ausbildung zukommen lassen zu können. Ohne Schulen war es offensichtlich nicht möglich, beide Sprachen auf einem hohen Niveau weiterzugeben bzw. lernen zu lassen. Fast alle Deutschen verzichteten spätestens in den 1970er Jahren auf den Gebrauch ihrer Muttersprache (und ihres Dialekts) im Gespräch mit den Kindern. Nützel meint hierzu: „Ohne institutionelle Domänen kann eine Sprache, die die Eltern nicht an ihre Nachkommen weitergeben, d.h. die die Domäne Haushalt eingeübt hat, nicht überleben. Dieses Phänomen stellt auch die Gründe für den Sprachtod des Deutschen im Riesengebirge, dar: Viele der im Riesengebirge verbliebenen Deutschen haben anscheinend ausschließlich Tschechisch mit ihren Kindern gesprochen.“ (Nützel, Anmerkungen zur soziolinguistischen Lage der schlesischen Mundarten im Riesengebirge, S.74)

Hinzuzufügen ist, dass nach der Aussiedlung und nach dem Wegzug vieler Deutscher in den 1960er Jahren, die Deutschen oft eine tschechische Partnerin oder einen tschechischen Partner heirateten. In Anbetracht der Unterdrückung der deutschen Sprache lag es dann nahe, dass auch in der Familie tschechisch gesprochen wurde.

Auf einen wichtigen Aspekt machten mich mehrere Gesprächspartnerinnen und –partner aufmerksam. Deutsch galt nach dem Zweiten Weltkrieg als die Sprache der Faschisten und war dementsprechend verpönt, obwohl viele der in Schatzlar verbliebenen Deutschen ausgewiesene Antifaschisten waren: „Die älteren Deutschen auf der Grube konnten überhaupt nicht tschechisch. Die haben immer nur deutsch geredet. Meine Tochter war auf der Grube in der Personalaufnahme. Wenn die alten Leute zu ihr kamen, haben sie deutsch gesprochen. Da haben sie die Vorgesetzten angefahren – sie mussten tschechisch sprechen. Jetzt mussten die Deutschen mit ihren schlechten Tschechischkenntnissen mit meiner Tochter, deren Muttersprache auch Deutsch war, tschechisch sprechen. Da hat sie manchmal geweint, weil ihr die Männer, die im Bergwerk schufteten, leid getan haben.“

1989

Nach dem Fall des Eisernen Vorhangs änderte sich mit der wiedergewonnenen Reisefreiheit die Einstellung der Jungen. Als sie merkten, dass Deutschkenntnisse nützlich sein können, bedauerten sie die Vernachlässigung der deutschen Sprache in der Familie. Eine Gesprächspartnerin erzählte mir: „Als die Kinder älter waren, sind sie zu mir gekommen und haben gesagt: „Babi, warum hast du uns nicht Deutsch beigebracht, als wir klein waren?“ Ich hatte es damals versucht, aber sie haben dann immer tschechisch geantwortet. Da habe ich es sein lassen.“

Mit Humor nahm es ein Schatzlarer, der versuchte, seine Enkelkinder mit einem Gedicht von der Einfachheit der deutschen Sprache zu überzeugen: „Dobrý ist gut, klobouk je Hut, slanina je Speck, hovno je Dreck, sedlák je Bauer, kyselý je sauer,...“ Für eine Weitergabe des Deutschen auf muttersprachlichem Niveau war es jedoch schon zu spät.

### **13. Überwindung der Grenzen durch Schmuggel**

„Jedoch, so rechtschaffen er im Grunde seines Wesens ist, verlockt ihn nicht selten die Gelegenheit, der Grundobrigkeit heimlich ein Stück Wild wegzuschießen, und mit Leidenschaft betreibt er das Paschen.“ (Demuth, Der politische Bezirk Trautenau, S.12)

Eine Grenze trennt nicht nur, sondern zieht oft Menschen an, die eine Grenze überwinden, um Lebensmittel, Gegenstände, Menschen oder auch geheime Unterlagen auf die andere Seite zu schmuggeln, weil sie selbst oder ihre Leute davon in irgendeiner Weise profitieren. Girtler spricht in diesem Zusammenhang von sozialem Rebellentum: „Schmuggeln wird daher nicht als Verbrechen gesehen, sondern als eine Tat, mit der man sich gegen die „Ungerechtigkeit“ des Staates wehrt.“ (Girtler, Abenteuer Grenze, S.193)

Im Falle von Schatzlar spielte der Schmuggel vor allem in der Zeit der ersten tschechoslowakischen Republik und des Reichsgaus Sudetenland bzw. des Protektorats eine Rolle. „Im Protektorat blühte der Schwarzhandel,“ meinte ein Schatzlarer.

Eine gebürtige Krinsdorferin erinnert sich an Schmuggelware, die sie zu Weihnachten 1944 geschenkt bekam und die von tschechischen Tagespendlern in den Sudetengau mitgebracht worden war: „Im Krieg gab es Lebensmittelschmuggel nach Schatzlar und Parschnitz usw. Vom Protektorat hierher. Im Jahr 1944 hab ich zu Weihnachten mein erstes Paar Filzstiefel bekommen, weiße. Vorher hatte ich nur ein paar Schuhe, die sind von einem Tag auf den anderen gar nicht ausgetrocknet. Meine Großeltern waren beide in

Gabersdorf bei der Spinnerei als Meister beschäftigt. Die hatten auch tschechische Arbeiter von Eipel und von Hertyn und von Schwadowitz, die einiges über die Grenze des Protektorats schmuggelten. Von solchen hatten die Großeltern die Stiefel für mich. Und mein Vater hatte drei Brüder in Krinsdorf. Zu denen sind wir marschiert – der Zug hatte noch keine Haltestelle – dann hat´s angefangen zu regnen, zuhause hatte ich Papier an den Füßen. Die neuen Schuhe hatten sich aufgelöst. Wir haben´s gleich in den Ofen geschmissen. Das haben die dort gemacht, viel Geld dabei verdient.“

Auch die Bauden im Gebirge eigneten sich ob ihrer Entlegenheit für Schwarzhandel und Schmuggel: Zigaretten wurden gegen Alkohol getauscht u. ä. Wie mir ein gebürtiger Lampersdorfer berichtete, versuchte man auch Skizzen und Pläne der tschechoslowakischen Befestigungsanlagen vor dem Münchner Abkommen in das Deutsche Reich zu schmuggeln.

Nach dem Krieg, als mit der Aussiedlung begonnen wurde, betrieb man wiederum eine Art von Schmuggel. Die Deutschen, die mit einer Aussiedlung rechneten (einige meinten allerdings, nach einer Beruhigung der Lage wieder zurückkommen zu können), brachten ihre Wertgegenstände, die sie eigentlich hätten abgeben müssen, zu Leuten, die bleiben durften. Kmoníček berichtet von einer Frau mit österreichischer Staatsbürgerschaft (also nicht *Hitlerdeutschlands*), die Deutsche mit schweren Koffern empfing. Solche Fälle waren offensichtlich keine Seltenheit, denn die Abteilung Finanzwache Königshaus/Královec konnte in kurzer Zeit über fünf Kg Gold, fast 35 Kg Silber und andere Wertgegenstände sicherstellen. (Vgl. Kmoníček, *Návrat domů. Proměny pohraničí severovýchodních Čech v letech 1945-48*, S.90f.)

Wie mir ein Gesprächspartner erzählte, dürfte es einigen Leuten auch gelungen sein, die Sachen erfolgreich zu verstecken: „Im Sommer 1946 klopfte es ans Fenster meiner Tante – das war ihr Sohn, mein Cousin. Er holte geheim ihren Schmuck.“

Eine andere Möglichkeit wenigstens Teile des Vermögens zu retten, bestand darin, möglichst schnell diverse Gegenstände zu verkaufen, um dann das Geld nach Deutschland, in die neue Heimat, zu schmuggeln. Auch mit amerikanischen Soldaten sollen laut Bericht Kmoníček (allerdings aus antiamerikanischer Sicht) Geschäfte gemacht worden sein (vgl. Kmoníček, *Návrat domů. Proměny pohraničí severovýchodních Čech v letech 1945-48*, S.91).

## 14. *Künstlerkolonie nach der Aussiedlung*

Von Schatzlar über den Berg Rehorn/Rýchory gelangt man auf dem Alten Eisenweg (*stará železná cesta* - der jetzigen tschechisch-polnischen Grenze) und dann auf dem Alten Zollweg (*stará celní cesta*) nach Albendorf/Albeřice. Auf diesem Weg holten früher die Bauern mit ihren Fuhrwerken Kohle aus Schatzlar, um die Kalköfen in Albendorf zu beheizen. Noch heute erinnert ein zu einem Museum umgebauter Kalkofen an die Kalkerzeugung.

Albendorf stammt auf jeden Fall aus der Zeit vor dem Zuzug der *Schwazer*, vermutlich aus dem 14. Jahrhundert, womit es eine der ältesten Siedlungen des östlichen Riesengebirges darstellt. Deutsche Siedler gründeten es als Hufendorf: „Das im Tal gelegene Hufendorf wurde von einem Beamten – Lokator – künstlich in einzelne, rechtwinklig zur Achse, dem Albendorfer Bach, liegende Hufe aufgeteilt. Unten am Wasserlauf befand sich der Garten mit Anwesen, darüber waren Felder, an sie schlossen Wiesen und am Kamm ein Waldgrundstück an. Der Landwirt war somit in allen Belangen Selbstversorger.“ (Klimeš, Krajina Krkonoš, o.S., Kap.6.2) Dadurch unterscheidet sich Albendorf von anderen Siedlungen im Riesengebirge, die später entstanden, jedoch nicht als Hufendorf angelegt wurden, sondern aus einzelnen, verstreuten Höfen bestanden (Streusiedlungen).

Die intensive Landwirtschaft endete in Albendorf und Umgebung schlagartig mit der Aussiedlung der Deutschen, für die leerstehenden Bauernhäuser des entlegenen Hufendorfes fanden sich zunächst keine Interessenten. Sie schienen den Städtern auch als Wochenendhäuser ihrer Abgeschiedenheit wegen unattraktiv, zumal die Anbindung an das öffentliche Verkehrsnetz schlechter und die Motorisierung geringer als heute waren. Daher wandte sich der Fond für Nationaleigentum an das Syndikat tschechoslowakischer Schriftsteller, dessen Mitglieder unter mehreren Orten Albendorf auswählten, um dort ein Schriftstellerdorf zu gründen. (Vgl. Veselý výlet, Winter 2011/35, S.4)

Insgesamt verschlug es 32 Schriftsteller in das Dorf, allerdings wurde das Schriftstellersyndikat im Jahre 1948 verboten, und einige dem Regime unliebsame Schriftsteller durften nicht mehr publizieren. Wegen der aufwendigen Instandhaltungsarbeiten gaben zwar einige ihren Zweitwohnsitz wieder auf, andere wie Jaroslav Andrejs, Adolf Branald oder Zbyněk Havlíček blieben und retteten damit die Häuser vor dem Verfall und das Dorf vor dem Untergang: „All die Genannten bewahrten in Horní Albeřice nicht nur für ihre Kinder, sondern auch für die Besucher ein Stück Kulturlandschaft mit schmucken Häusern, die sie in nahezu gleichem Zustand

konserviert haben, in dem sie diese damals übernommen hatten. Dies wäre beim normalen Gang der Dinge, also ohne Folgen des 2. Weltkrieges kaum der Fall gewesen.“ (Veselý výlet, Winter 2011/35, S.4)



Abbildung 14: Die Hufen in Albendorf/Albeřice sind noch zu erkennen. Rechts hinten: die Schneekoppe.

Auch in anderen Dörfern ist es sogenannten Wochenendhäuslern, wie die Riesengebirgswissenschaftler den tschechischen Begriff *chalupáři* übersetzen, zu verdanken, dass ein Teil der alten Bausubstanz überdauerte, während beispielsweise von der Blockhäuserzeile in Schatzlar nur zwei Häuser blieben. Die Landwirtschaft aber endete nach 1945. So lassen sich zwar auf einer aktuellen Ablichtung Albendorfs noch die ursprünglichen Hufen erkennen, doch von der traditionellen Landwirtschaft, dem Vereinsleben der Dörfer, ihren Geschäften und Schulen blieb nichts mehr. Pavel Klimeš fasst die Entwicklung zusammen und führt anschauliches Zahlenmaterial an: „Die Aussiedlung der Alteingesessenen hatte die Entwurzelung der kleinen Wohnorte zur Folge, die man bis heute nicht überwinden konnte. Die heutige Gemeinde Ober Marschendorf setzt sich aus acht früher selbstständigen Orten zusammen. Im Jahr 1930

lebten in Marschendorf III 220 Einwohner, in Marschendorf IV 745, in Dunkeltal 484, in Nieder Albendorf 186 und in Ober Albendorf 272, in Nieder Kolbendorf 150 und in Ober Kolbendorf 180 und im Dörregrund 105 ständige Einwohner. Insgesamt also 2342 Menschen, während im Jahre 2006 auf dem gleichen Gebiet 1040 Bürger leben. Die früher selbstständigen Orte verschwanden als autonome Objekte. Der abgebildete Ort Ober Albendorf hat nur einen einzigen ständig wohnhaften Einwohner, im benachbarten Ort Ober Kolbendorf leben sieben Menschen in drei Gebäuden. [...] Der Bevölkerungsrückgang ist auch für den Verfall der Landschaft verantwortlich.“ (Klimeš, Krajina Krkonoš, o.S., Kap.6.2)

So wurden die großen Wiesenflächen des Dörregrundes/Suchý Důl bis zur früheren Maxhütte, der heutigen Rýchorská bouda mit Fichten aufgeforstet, wodurch nicht nur große landwirtschaftlich nutzbare Flächen mit einer besonderen Vegetation verloren gingen, sondern auch die Möglichkeit einer modernen Nutzung als Skigebiet unterbunden wurde. Also waren viele Gebäude nach der Aussiedlung dem Verfall preisgegeben, etliche Dörfer gingen unter, auch kam es zu Zerstörungen und Vandalenakten. Orte der Erinnerung wie Friedhöfe verfielen oder wurden wie im Falle Spindelmühles im Jahre 1976 aufgelassen, wobei die Grabsteine der Steinmetzschule in Hořice zukamen (vgl. Klimeš, Krajina Krkonoš, o.S., Kap.6.15). Ebenso investierte man zu wenig in den Erhalt der großen Bauden im Riesengebirge, wodurch viele dieser markanten Denkmäler des Tourismus nach der Wende nicht gerettet werden konnten. Andere Bauden brannten ab und wurden nicht wiederaufgebaut. (Siehe Kapitel Bauden)

Zu den *chalupáři*, den Leuten mit einem Zweitwohnsitz auf dem Land, gehörte übrigens auch der im Jahre 2011 verstorbene Schriftsteller Václav Havel, der zunächst als Dissident und später als Präsident die politische Szene der Tschechoslowakei bzw. Tschechiens prägte. Er besaß ein Wochenendhaus in Hrádeček (vormals Silberstein) bei Vlčice/Wildschütz einige Kilometer von Trutnov/Trautenau entfernt, wo er seine Lungenprobleme lindern konnte. Hrádeček empfand Havel als sein existentielles Zuhause (idnes, 5.November 2010), das er über vierzig Jahre bei jeder Gelegenheit aufsuchte, weshalb ihn die Stadt Trutnov/Trautenau zum Ehrenbürger ernannte (vgl. [http://hradec.idnes.cz/hradec-je-muj-existencialni-domov- rekl-cerstvy-trutnovan-vaclav-havel-14m-/Hradec-zpravy.aspx?c=A101105\\_151305\\_hradec-zpravy\\_klu](http://hradec.idnes.cz/hradec-je-muj-existencialni-domov- rekl-cerstvy-trutnovan-vaclav-havel-14m-/Hradec-zpravy.aspx?c=A101105_151305_hradec-zpravy_klu)). Außerdem arbeitete Havel im Jahre 1974 in der Brauerei in Trutnov/Trautenau, wo er Inspiration für seine Vaněk-Trilogie fand.

## 15. Na prodej – for sale – te huur

Da in Schatzlar die deutschen Bergarbeiter nicht ausgesiedelt wurden und somit eine größere Kontinuität als in anderen Orten der Grenzregion gegeben war, erhielten sich einige bemerkenswerte Gebäude, auch die beiden Friedhöfe sind gepflegt. Die Kirche wurde auf Initiative eines ausgewanderten Deutschen innen renoviert, die Fassade harrt noch einer Renovierung. Vom Umgang der kommunistischen Machthaber ab 1948 mit dem architektonischen Erbe in Schatzlar berichtete mir der Direktor des städtischen Museums: „Es ist sehr viel verloren gegangen. Auch viele Details: Die Verzierungen an den Häusern wurden weggekratzt. Die Zeile mit den Blockhäusern an der Hauptstraße, die man auf alten Ansichtskarten sehen kann, ist weg. Eines der Häuser wurde mit Hilfe von Spezialisten neu aufgebaut und beherbergt eine Pension, für ein weiteres fehlt das Geld.“



Abbildung 15: Zwei traditionelle Blockhäuser in Schatzlar – Reste einer ganzen Häuserzeile.

Auch für die Rote Kolonie, die in der Hochzeit des Steinkohleabbaus den Bergmannsfamilien eine Bleibe bot und zum Teil unverändert bis heute steht, verfällt zusehends, da sich keine Investoren für eine denkmalereische Sanierung finden. Dies hängt mit den strukturellen Problemen der tschechisch-polnischen Grenzregion zusammen, der die Öffnung der Grenze und der EU-Beitritt Polens und Tschechiens sowie die Euregio Glacensis für Schatzlar und Umgebung nicht die gewünschten Impulse gebracht haben. In einer Situationsanalyse führt Wilam einige schwache Seiten der tschechisch-polnischen Grenzregion an, die auf Schatzlar zutreffen:

- Keine Anbindung an das Autobahnnetz
- Eine schwache Nutzung des Tourismuspotentials
- Ein hohes Maß an Arbeitslosigkeit.

(Vgl. Wilam, Situační analýza českého pohraničí, S.122). Dem stehen Stärken wie die landschaftliche Schönheit, genügend Arbeitskräfte und das Potential des Tourismus, das bislang nicht innovativ genutzt wurde, gegenüber. So stehen die größeren Hotels in Schatzlar mit einer Ausnahme leer, nur private Zimmer- und Appartementsvermieter können im Winter von tschechischen und polnischen Skiurlaubern profitieren.



*Abbildung 16: An der Hausmauer in Schatzlar lässt sich noch die deutschsprachige Aufschrift Kaffeehaus erkennen. Wie viele andere Objekte steht es zum Verkauf.*

Ein Impuls könnte langfristig von holländischen Urlaubsgästen kommen, die seit mehr als einem Jahrzehnt Immobilien im Riesengebirge und auch in der Schatzlarer Umgebung (Lampersdorf, Krinsdorf,...) erwerben. Dabei handelt es sich oft um junge Leute, die ein altes Blockhaus als Investition für die Zukunft kaufen und nach einer Sanierung mittels holländischer Reisebüros an Landsleute vermieten wollen. Auch Pensionisten, die einen Teil ihres Lebensabends in der abgeschiedenen Natur verbringen wollen, gehören zu den Käufern.

## Ausblick

Die Kulturlandschaft des Riesengebirges und die alten Industriestädte an seinem Fuße litten unter den umwälzenden Veränderungen ab 1945:

- Aussiedlung der Deutschen
- Reform der Landwirtschaft
- Verstaatlichung
- Missglückte Überführungen in Privatbesitz nach 1989

In Anbetracht der gravierenden Folgen ist es interessant, wie sich in den letzten Jahren ein neues Bewusstsein für das Erbe der Grenzregion entwickelt hat. Der tschechische Kulturwissenschaftler Petr Mikšíček schildert seine erste Begegnung mit Deutschen, als er durch das Lausitzer Gebirge/Lužické hory wanderte: „Auf dem Gipfel des Hvozdu erblickte ich eine kleine Gruppe von Deutschen, wie sie Richtung Böhmen zeigten und alle Gebirge, Berge und Städte beschrieben, und ich wusste überhaupt nicht, worüber sie sprachen. Sie sprachen alle deutschen Bezeichnungen wie Donnerberg (Milešovka), Niemes (Mimoň), Roll (Ralsko) oder Reichenberg (Liberec) aus. Hier fiel mir auf, dass sie das alles wirklich kennen, und das sogar aus eigener Erfahrung. Dass das diese Sudetendeutschen wären? Ich begann, mich deshalb für die Ortsbezeichnungen in beiden Sprachen zu interessieren und sie zu vergleichen. Ich sagte mir, dass es eigentlich interessant ist, dass die Deutschen eigene Bezeichnungen für unsere Berge haben. Die Sudetendeutschen lebten hier lange, und so gaben sie rechtschaffen der Landschaft Namen. Ich habe das Gefühl, dass beide Seiten sehen und ein anderes Land benennen. Trotzdem aber verbindet uns diese zweisprachige, schizophrene Landschaft.“ (Mikšíček, *Sudetská pout', aneb, Waldgang*, S. 12)

Abseits der Diskussionen in den Medien (siehe Kap. Rübezahl) wurde ein neues Interesse an den ehemals von Deutschen besiedelten Gebieten und ihren früheren Bewohnern wach, das eine differenzierte Sicht auf die in einigen Medien abwertend als *sudeťáci* bezeichneten Deutschen zur Folge hatte. Neben der aufklärenden Arbeit der Informationszentren, Museen (beispielsweise des Schatzlarers) und den Aktivitäten der Verwaltung des Riesengebirgsnationalparks KRNAP gab es in den letzten Jahren auch Projekte jüngerer Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler. So stellte die Bürgerinitiative Antikomplex (Občanské sdružení Antikomplex – hnutí proti xenofobii)

eine Wanderausstellung zusammen, bei der alte Landschaftsaufnahmen des „Sudetenlandes“ aktuellen gegenüber gestellt wurden, wodurch der Niedergang der Kulturlandschaft, der Untergang von Dörfern und der Verfall von Gebäuden sichtbar gemacht werden konnte. Im Klappentext des Begleitbuches zu der Ausstellung drückt das Autorenkollektiv seine Motivation folgendermaßen aus: „Außerdem verlor sich die enge Beziehung der Bewohner zum Ort, zur Gemeinschaft (diese gab es hier eigentlich nach der Umsiedlung überhaupt nicht) und zur Umgebung. Es gingen ungefähr 3.000 Gemeinden, Gemeindeteile und Einzelgehöfte unter, es wurden alle sogenannten Kleinstbauernhöfe geschlossen (Familienbetriebe bis zu einer Größe von fünf Hektar, deren es im Grenzgebiet etwa 350000 gab), womit sich das Aussehen des Sudetenlandes und gleichzeitig die Beziehung der dortigen Menschen zum Land und zur Landschaft völlig veränderte. Um die verlassenen Grundstücke in staatlicher Hand kümmerte sich niemand, und so verlor sich nach und nach der größte Teil der landschaftlichen Werke unserer Vorfahren, der Sudetendeutschen. [...]

Wie aus der oben angeführten Statistik hervorgeht, betrifft die Umsiedlung der Sudetendeutschen im Grunde uns alle. Umso paradoxer ist es, dass man über dieses große Experiment kurze Zeit später nicht mehr sprechen durfte. Heute können wir dies wieder. Nach unserer Meinung sind aber in der gegenwärtigen politischen Gesellschaft nur sehr wenige Menschen dazu fähig, diese Situation realistisch oder wenigstens ein bisschen selbstkritisch zu bewerten.“ (Zmizelé Sudety, Klappentext)



## 2. Schatzlar und Umgebung

### Lage der Stadt

Die Stadt Schatzlar liegt in einer Seehöhe von ungefähr 600 m am Fuße des Rehorngebirges/Rýchory, das die östlichste Erhebung des Riesengebirges/Krkonoše mit über 1000 m darstellt (Quetschenstein/Kutná mit der Rehornbaude/Rýchorský bouda in 1001 m Seehöhe): „Der östlichste Theil des Kolbenkammes [...] bildet einen der bemerkenswertesten Theile des Riesengebirges, den Rehorn, ein 10 km langes und 8 km breites elliptisches Bergmassiv, welches im Hoferbusch 1033m, im Quetschensteine 1001m erreicht und seine Zweige nach allen Richtungen hin entsendet.“ (Demuth, Der politische Bezirk Trautenau, S.19)

Bildet das Riesengebirge im Westen ein natürliches Hindernis, folgen im Norden zum heutigen Polen einige Hügel, an denen die Grenze verläuft, und im Osten das Rabengebirge/Vraní hory mit dem Spitzberg/Královecký špičák (881 m).

### Riesengebirge - Krkonoše

„Seine Lage zwischen Böhmen, Schlesien und der Lausitz – drei der schönsten und gesegnetsten Provinzen Europas – deren vorzüglichere Hälften man von seinem Rücken aus beinahe mit zwei Blicken übersehen kann: Seine Form und beträchtliche Höhe, die obgleich untergeordnet der majestätischen Größe und Erhabenheit der Alpen, dennoch in dieser Hinsicht wieder alle anderen Gebirge im nördlichen Europa um ein Bedeutendes hinter sich lässt; die überraschende Menge und Größe seiner Manufaktur- und gewerblichen Ortschaften, über denen der heitere Genius einer ewigregen Betriebsamkeit schwebt: die erstaunliche Bevölkerung dieser Thäler endlich, die nur in wenigen Gegenden unseres Welttheils ihres Gleichen findet, und die vielseitig interessanten Zustände und Verhältnisse dieses Volkes unter einander: über alles dieses aber die Fülle einer herrlichen Natur, die im ergreifenden Contraste mit den überall sichtbaren Spuren menschlicher Cultur und Betriebsamkeit, im Raume weniger Quadratmeilen einen vorher gar nicht geahnten Reichthum an großen, die Seele erhebenden Szenen vor den Blicken des Beschauers entfaltet – alle diese Vorzüge geben dem Riesengebirge vor anderen Bergketten Deutschlands, insofern dieselben nicht mehr als unmittelbare Theile der Alpen angesehen werden können, unstreitig den ersten Rang.“ (Hoser, Das Riesengebirge und

seine Bewohner, S.III.) So fasst der Gelehrte Josef Karl Hoser im Jahre 1841 die Faszination des Riesengebirges, die der Gegensatz von schroffer Natur und einer durch Holz-, Landwirtschaft und Industrie von Menschen veränderten Landschaft ausmacht, zusammen. Fabrikanlagen mit ihren Schloten, Halden der Gruben und Industrieanlagen standen am Fuße der Berge, auf denen bis vor einigen Jahrzehnten neben dem Fremdenverkehr die Baudenwirtschaften betrieben wurden. Heute stehen viele Industriebetriebe still und die Fabrikhallen leer. Die Nutzung der Gebirgslandschaft konzentriert sich nun auf den Fremdenverkehr. Der Wandel der Landschaft und ihre Gegensätze kommen in dieser Arbeit wiederholt zur Sprache (Kapitel Grenze, Kapitel Bruchlinien, Kapitel Bauden).

Das Riesengebirge ist das höchste Gebirge Tschechiens und bildet die Staatsgrenze zu Polen in Nord- und Ostböhmen (Grenz- oder Schlesischer Kamm). Tschechisch heißt das Riesengebirge Krkonoše. Schneider leitet den tschechischen Namen von den Pilgern her, die bis in das 18. Jahrhundert bis aus Mělník „ins Riesengebirge zu den Quellen der Elbe wallfahrten, „um daselbst schwarze Hähne nach uraltem Brauch fliegen zu lassen, damit die bösen Geister nicht durch Überschwemmungen ihre Felder verwüsten.“ Mitgebrachte Hennen wurden getötet, ins Wasser geworfen, mitgebrachte Geschirre mit Wasser gefüllt, im Walde und besonders im Rübezahlgarten wurden Kräuter gesucht. Mit dem Wasser wurde daheim das kranke Vieh gewaschen, die Kräuter ins Futter gemischt. Auch wurden mit letzteren die Ställe ausgeräuchert „um Glück und Segen zu haben.““ (Schneider, Die Geschichte der Deutschen Ostböhmens, S.4. Schneider zitiert dabei aus Grohmann: Sagen aus Böhmen. Prag 1863.)

Aus *korka* für Henne und *nossati* für tragen denkt Schneider das Wort Krkonoše zusammengesetzt. Wenn auch diese Erklärung wahrscheinlich nicht zutrifft, so weist sie auf die Sagen, die mit dem Riesengebirge verbunden sind, hin. Nach Schwarz leitet sich der Name jedoch von dem altschechischen \**krka* mit der Bedeutung Knieholzträger bzw. Knieholzberg her (vgl. Schwarz, Die Ortsnamen der Sudetenländer als Geschichtsquelle, S.95). Den deutschen Namen sieht Schneider wieder in Zusammenhang mit einer Sage: das Riesengebirge als Heimat des Riesen Rübezahl (vgl. Schwarz, Die Ortsnamen der Sudetenländer als Geschichtsquelle, S.7).

## Gründung und Name Schatzlars

In der Region zählt Schatzlar neben Trautenau/Trutnov, Königinhof/Dvůr Králové und Arnau/Hostinné zu den ältesten Siedlungen. Der Name Schatzlar bezeichnete ursprünglich nur das Schloss (1334 belegt), die Siedlung unterhalb desselben hieß Bornfloß (1367 als *Brunfluss*, 1399 als *Pornfloss* belegt), das nach Schwarz Brunnenbach bedeutet (vgl. Schwarz, Ortsnamen, S.122. Heute wird dieser alte Name als Bezeichnung eines Musikfestivals in Bober nahe Schatzlar verwendet). Später entwickelte sich dieser Name zu Bernstadt, und es besteht möglicherweise ein Zusammenhang zwischen dem Namen und dem Bären im Wappen der Stadt Schatzlar. Zu der Entstehung des Namens Schatzlar meint Schwarz: „Im zweiten Teil von Schatzlar wird gern das ahd. *lār* „Niederlassung“ gesucht, das in Glosar, Fritzlär u. a. auftaucht. Nach Schnetz bedeutet das ahd. *lār* „Weide“, nach E. Schröder ist *hlār* zum griech. *λήρος* „Los, Anteil“ zu stellen, besonders in der Bedeutung „ausgeloster Teil an der Weide“. Das Wort ist in Nordwestdeutschland heimisch und bald abgekommen, das Auftreten im Riesengebirge könnte nur auf Übertragung beruhen. Es gibt aber daneben noch viele Namen auf *-ler*, wo *-ari* dem lat. *-arium* entspricht und durch auf *-l* auslautende Wörter zu *-ler* erweitert worden ist. Bei der Zusammensetzung mit *Schatz* und der Beschränkung auf einen Burgnamen könnte schließlich an *Schätzler* = mhd. *schatzære*, *schetzere* „Schatz-, Geldsammler, Schätzer“ gedacht werden. Wenn die Suche nach Bodenschätzen in diesem Teil des Riesengebirges erst später aufgenommen worden sein sollte, wäre der Name in die ältere Zeit zu stellen und mit weniger Zuversicht zu den Bergbaunamen einzuordnen.“ Schwarz, Ortsnamen, S.123) Dem Thema Bergbau werden wir uns unten widmen (Kapitel Bergbau). Eine andere Erklärung für die Herkunft des Ortsnamen Schatzlar liefert Peithner im Zusammenhang mit Raubrittern im 16. Jahrhundert, die 1523 von der königlichen Armee geschlagen wurden: „Erst damals scheint der Name Schatzlar statt Bärenstadtl entstanden zu sein, denn das Wort „lar“ im Dialekt heißt: leer. Der Sage nach fand man den vermuteten Schatz „lar“, leer.“ (Peithner, Schatzlar und das östliche Riesengebirge, S.11. Schneider berichtet über das Raubrittertum: „Für das Jahr 1523 wird ein solcher Überfall von der Schatzlarer Burg aus hart vor den Mauern Trautenaus zwischen Wildschütz und Weigelsdorf an Juden verübt, woher heute noch die Flurbezeichnung Judengrund rührt.“ (Schneider, Die Geschichte der Deutschen Ostböhmens, S.40) Die Gründung der Burg und der Zuzug von Siedlern, die sich unterhalb der Burg ihre Behausungen bauten, ist auf die přemyslidische Politik der sogenannten äußeren

Kolonisation (im Gegensatz zur inneren Kolonisation im Landesinneren) der böhmischen Länder im 13. Jahrhundert zurückzuführen. Hierbei wurden vor allem deutsche Siedler in das Land gerufen, um es urbar zu machen und die Grenzregion zu besiedeln und abzusichern. Von da her rührte die bis 1945/46 erhalten gebliebene Dichotomie deutschbesiedeltes Grenzland und tschechischbesiedeltes Innenland (mit Ausnahme der deutschen Sprachinseln und der deutschen Bevölkerungsanteile in größeren Städten im Landesinneren). Im Falle von Schatzlar verdankten die Burg und Siedlungen in der Nachbarschaft ihre Gründung dem Handelsweg (zemská Slezská stezka) von Böhmen nach Breslau, der an der Landesgrenze bei dem Pass zwischen dem Riesengebirge und Rabengebirge durch die Burg geschützt wurde:

„Die Einsenkung zwischen dem Rehorn und Rabengebirge heißt der Liebauer oder Königshainer Pass und gehört zu den wichtigsten Landesthoren Böhmens, das schon frühzeitig mit Grenz- oder Waldwächtern besetzt war.“ (Demuth, Der politische Bezirk Trautenau, S.21) Tatsächlich erwies sich der Weg von Schlesien über Schatzlar und Umgebung in das Landesinnere in der Geschichte als für feindliches Eindringen geeignet, wie die preußischen Angriffe im 18. Jahrhundert oder der Einmarsch der Soldaten des Deutschen Reiches 1938 zeigten, aber auch die Hussiten und im 30-jährigen Krieg die Schweden hatten hier gewütet.

#### Geschichte der Burg und der Stadt

Nachdem das Riesengebirge kolonisiert worden war, erfuhr Bornfloss bzw. Schatzlar Ende der 1530er Jahre einen Aufschwung unter der Herrschaft Christoph von Gendorf (Kryštof z Gendorfu), den man der Metallgewinnung und der Glaserzeugung verdankte. Einige Jahre später, 1570, stieß man auf die Steinkohle, die dann mehr als 400 Jahre vielen Bewohner ihre Existenzgrundlage bot, wobei die wirtschaftliche Bedeutung des Abbaus in den ersten Jahrzehnten nicht allzu groß war (siehe Kapitel Bergbau). Nach der Eroberung durch die Schweden im Jahre 1635 erhielt Schatzlar zwei Privilegien: die Garantie von Schadenersatz und das Recht auf drei Jahrmärkte. In dieser Zeit übernahmen die Jesuiten des Hauses der heiligen Anna aus Wien die Herrschaft, die bis zu der Auflösung des Ordens im Jahre 1778 ein Kolleg betrieben. Sie hinterließen in Form barocker Architektur ihre Spuren in Schatzlar: Die Mariensäule auf dem Ringplatz stammt von Jiří Pacák, einem Schüler Matthias Bernhard Brauns, der in Ostböhmen die berühmten Statuen in Kuks und Nové Město nad Metují schuf. Die Kirche zur Allerheiligsten Dreifaltigkeit wurde barockisiert, die figuralen Verzierungen des Altars

sind ebenfalls ein Werk Pacáks. Auch die ehemalige Grenzburg, die hundert Jahre unbewohnt war, wurde in ein Barockschloss umgebaut. (Vgl. Mikroregion Žacléřsko, hrsg. v. Svazek obcí Žacléřsko; Domky v Žacléři dokládají zručnost předků (Die Häuser in Schatzlar zeugen von der Geschicklichkeit der Vorfahren; üs. v. R.S.) in: Mladá Fronta dnes, Jg.9, Nr.291, 12.12.1998 (Příloha Východní Čechy))



*Abbildung 17: Seit der Wende war kein Eigentümer in der Lage, das Schloss Schatzlar zu renovieren. Nun bemüht sich die Stadt, das mächtige Bauwerk vor dem Verfall zu retten.*

Von der ursprünglichen Burg blieben bis heute die gotischen Keller und Teile der Befestigung erhalten. Außerdem fanden sich in den Lauben Barockelemente, die jedoch am Ende des 18. Jahrhunderts klassizistisch geprägter Architektur weichen mussten. Aus dieser Zeit stammen das Rathaus und das Pfarrhaus. Auch der ursprüngliche Grundriss der Stadt einer zweireihig an einer Straße angelegten Siedlung (Die reihenförmige Dorfanlage lässt sich nach Schneider in Trautenau, Schatzlar, Braunau, Starkstadt und Hohenebelbe erkennen. Hinter den Rückseiten betrieb man Ackerbau. Vgl. Schneider, Die Geschichte der Deutschen Ostböhmens, S.31) erfuhr eine Erweiterung als Folge des wirtschaftlichen Aufstiegs.

Aus dem Beginn des 17. Jahrhunderts stammten die Holzhäuser entlang der Hauptstraße (Komenského), von denen jedoch nur noch ein originales und ein nachgebautes erhalten sind. Dabei handelte es sich um Blockhäuser, die mit großem Zimmermannsgeschick ohne Nägel gebaut wurden und denen ein auf vier Holzsäulen gestütztes Vordach charakteristisch war. Einige dieser mit Schnitzereien versehenen Säulen kann man im

städtischen Museum besichtigen. Der Großteil dieser typischen Häuser fiel vor allem der Stadterneuerung in den 1950er Jahren und danach zum Opfer. Im Jahre 1900 wurde mit der Roten Kolonie ein Backsteinbau zum Zwecke der Unterbringung der Bergarbeiter am Ortsende Schatzlars nahe den Steinkohlegruben errichtet (siehe Kapitel Bergwerk). Auch die Expansion der anderen Industriebetriebe (Flachsspinnerei, Porzellanfabrik) hatte den Bau von Arbeitersiedlungen zur Folge. So ließ beispielweise der Industrielle Wihard für seine Textilarbeiter die Kolonie Fünfhäuser in unmittelbarer Nähe der Flachsspinnerei bauen. Diese Neubauten für die Arbeiter bildeten einen Gegenpol zu den Häusern am Hauptplatz und in seiner Umgebung, in denen die Bürger wohnten. Nach 1948 wurden weitere, komfortablere Siedlungen für die Bergarbeiter gebaut, sodass ein großer Teil des Schatzlarer Wohnbaus von den Unternehmungen der Industriebetriebe herrührt. Mit den Neubauten nach dem Zweiten Weltkrieg (tlws. Plattenbauten) und Schrebergartensiedlungen auf den umliegenden Hängen erhielt Schatzlar sein heutiges Aussehen. Darüber hinaus zeugen das ehemalige Kulturhaus und die großzügig ausgebaute Schule von den Ambitionen der Bergbaustadt in der Ersten Republik und in der kommunistischen Ära.



*Abbildung 18: Das noch nicht renovierte Blockhaus mit Vordach harrt seiner Renovierung.*

## Umgebung

Die Stadt Schatzlar umfasst heute auch die ehemals selbständigen Gemeinden Bober/Bohr, Schwarzwasser/Černá Voda, Brettgrund/Prkenný Důl und Rehorn/Rýchory. Zu dem Schatzlarer Gebiet – in Fremdenverkehrsbroschüren als Mikroregion Schatzlar (Mikroregion Žacléř) bezeichnet – gehören die Gemeinden Bernsdorf/Bernartice, Lampersdorf/Lampertice, Königshan/Královec, Goldenöls/Zlatá Olešnice und Krinsdorf/Křenov. Die Dörfer Wernsdorf/Verněřovice und Glasendorf/Sklenářovice sind nach der Vertreibung/Aussiedlung der deutschen Bevölkerung untergegangen.

### 1. Industrie

Die heutzutage schlechte wirtschaftliche Lage in Schatzlar lässt nicht vermuten, dass hier früher auf relativ engem Raume viele Betriebe angesiedelt waren, die zum Teil nach der Wende im Jahre 1989 und zum Teil auch schon früher geschlossen werden mussten. Grund für die Fülle an Industriebetrieben war das Vorhandensein wichtiger Rohstoffe und Energieträger wie Wasser, Holz, Quarzit, Kohle und Kaolin. Außerdem wurde seit dem Mittelalter Flachs, der in Spinnereien verarbeitet wurde, angebaut.

Einige Firmen hatten vor dem Zweiten Weltkrieg auf beiden Seiten der Grenze, also in Ostböhmen und Schlesien, Fabriken. Und viele Arbeiter pendelten aus den Dörfern an der Grenze wie dem schlesischen Kunzendorf täglich zu Fuß auf die Grube oder in die anderen Fabriken nach Schatzlar, Lampersdorf etc., wie auch in umgekehrter Richtung Arbeiter aus der Schatzlarer Umgebung beispielsweise in einer der Liebauer Fabriken in Schlesien arbeiteten. Bis 1945 fand also ein reger Grenzverkehr (wobei die Grenze von 1938 bis 1945 nicht existierte) statt. Die junge Generation kennt heute nur die gespenstisch anmutenden Industrieruinen, die ungenutzt dem Verfall preisgegeben sind. Für die ältere Generation stellen sie ein trauriges Zeugnis des Niedergangs der Industrie und eine Erinnerung an das rege Treiben dar, als praktisch jeder Bewohner in seinem Wohnort oder einem Nachbarort auch Arbeit fand und nicht wie heute täglich mit dem Autobus oder dem PKW nach Trautenau pendeln muss.

#### Flachsspinnerei

In Schatzlar gab es also eine Flachsspinnerei, die bis 1992 als Teil der Firma Texlen (heute noch in Trautenau/Trutnov) in Betrieb war, und bei der einige meiner Gesprächspartnerinnen gearbeitet hatten. Feist, der sich in einer Arbeit aus dem Jahre

1927 mit der ostböhmischen Leinenindustrie von Trautenau auseinandersetzt, meint, dass bereits Přemysl Ottokar I. deutsche Spinner von der Nordseeküste nach Nord- und Ostböhmen, sowie nach Nordmähren geholt hatte (vgl. Feist, Die ostböhmische Leinenindustrie von Trautenau, S.10). Die Luxemburger setzten diese Politik fort, vor allem Karl IV. förderte die Leinenindustrie, indem er im Jahre 1350 flämische Weber, die für ihr Geschick bekannt waren, im Riesengebirge ansiedelte. Zum Zentrum entwickelte sich Trautenau, wo 1595 die Weberzunft, 1753 die k. k.

Gebirgshandels societät ins Leben gerufen und 70 Jahre später eine Leinenmanufaktur durch Johann Faltis aus Wölsdorf bei Hohenebel/Vrchlabí errichtet wurde. (vgl. Feist, Die ostböhmische Leinenindustrie, S.16. Bereits 1834 hatte Faltis in Pottendorf bei Wien die erste mechanische Flachsspinnerei errichtet. Damit wollte er in Konkurrenz mit den Importen von englischen und schlesischen Maschinengarnen treten (ebda.).

Faltis kaufte im Jahre 1836 in Jungbucht/Mladé Buky bei Trautenau eine Mühle mit Wasserkraft, die er zur ersten mechanisch angetriebenen Flachsspinnerei ausbauen ließ. Dem großen Nachteil der kontinentalen Lage mit großer Entfernung zu Ost-, Nordsee und Adria standen für die Textilindustrie im Riesengebirgsvorland natürliche Vorzüge (Wasserkraft, Steinkohlevorkommen, günstige klimatische Bedingungen für den Flachsanzbau, Holzbestände) sowie die lange Tradition der Flachsverarbeitung und bestehende Absatzbeziehungen gegenüber (vgl. Feist, Die ostböhmische Leinenindustrie, S.8ff.). In den Jahren 1859 bis 1864 ließ Johann Faltis die größte Flachsspinnerei auf dem europäischen Kontinent errichten. Andere Unternehmer, die die Textilindustrie in Trautenau und Umgebung ausbauten, waren Alois Haase, Franz Kluge, Maximilian Walzel und Josef Etrich, dessen Sohn Ignaz technische Neuerungen an den Textilmaschinen entwickelte und auch Präsident der in den 1870er Jahren gegründeten Textilbörse in Trautenau war (über seinen Sohn Igo, den Erfinder der Etrich-Taube, siehe unten). Trautenau und Umgebung entwickelte sich zum bedeutendsten Flachsgebiet Böhmens. (Vgl. Historie zpracování lnu v Krkonoších a v Podkrkonoší (Die Geschichte der Flachsverarbeitung im Riesengebirge und Riesengebirgsvorland), S.23)

An dieser Stelle sei auf die elenden Lebensbedingungen der Textilarbeiter vor den sozialen Errungenschaften des 20. Jahrhunderts hingewiesen. Krejci beschreibt ihre Situation: „Frauen- und Kinderarbeit bei überlanger Arbeitszeit und Schundlöhnen in den Spinnereien und Webereien des Aupatales und in ganz Ostböhmen in den siebziger und achtziger Jahren des neunzehnten Jahrhunderts zeigen nur eine Seite des

unermesslichen Elends, dem die Textilarbeiter unterworfen waren. Denn ebenso schädlich und schändlich wie Arbeitszeit und Lohn in der Textilindustrie waren die Wohnungs- und damit auch die Gesundheitsverhältnisse jener Zeit. [...] Die Einwohnerzahl der Stadt Trautenau hatte sich von 1860 bis 1885 verdoppelt, der Häuserzuwachs betrug im gleichen Zeitraum nur 17 Prozent. Die Textilarbeiter wohnten meistens in Massenquartieren, und dass unter diesen Wohnungsverhältnissen selbst die primitivsten Voraussetzungen für den Schutz der Gesundheit fehlten, ist nicht weiter verständlich zu machen. Unter den erwachsenen Textilarbeitern grassierte die Tuberkulose und holte ihre Opfer, kaum dass diese das vierzigste Lebensjahr erreicht hatten. „In Zimmern, in denen für drei bis vier Raum oder kaum hinreichend Raum ist“, so berichtet der damalige *Stadtarzt von Trautenau*, dem Mittelpunkt der ostböhmischen Textilindustrie, „werden 18 bis 20 Personen zusammengepfercht, wodurch Brutstätten von Krankheiten und Lastern entstehen... Erkrankt in einer solchen Höhle so ein unglückliches Geschöpf, so ist für dasselbe kein Platz mehr, und man setzt es ruhig vor die Türe.““ (Krejci, Franz: *Das Aupatal im Riesengebirge und seine Textilarbeiter um die Jahrhundertwende*, S.22)

Derartige Zustände herrschten wohl in vielen Städten, in denen im Zuge der Industrialisierung Fabriken und damit Arbeitsplätze entstanden waren, doch stand im Riesengebirge und seinem Vorland das Elend der Arbeiterschaft in krassem Gegensatz zu den Reizen der Landschaft, die mehr und mehr Touristen in dieses Gebiet lockten (siehe Kapitel Bauden). Die Arbeiterschaft revoltierte oder streikte hin und wieder gegen die Bedingungen, war aber auf der anderen Seite von den noch so geringen Löhnen abhängig. In den Textilfabriken lagen unter den Unternehmern ausgetauschte *schwarze Listen* auf, die politisch aktive Arbeiter auflisteten, welche nicht mehr angestellt wurden. Vielen von ihnen blieb nur die Auswanderung nach Deutschland oder Amerika (Krejci, *Das Aupatal im Riesengebirge*, S.42). Der schlesische Dramatiker Gerhart Hauptmann (Nobelpreis 1912), der in Ober Salzbrunn (heute Szczawno-Zdrój/Polen) geboren wurde und ab dem Jahre 1901 in Agnetendorf (Jagniątków – im Gerhart-Hauptmann-Haus ist eine kleine Ausstellung untergebracht) auf der anderen Seite des Riesengebirges lebte, verewigte die Not der Textilarbeiter und den Aufstand von 1844 in seinem Drama *Die Weber*. Die schlechten Lebensbedingungen hatten eine hohe Kindersterblichkeit, eine geringe Lebenserwartung, Alkoholsucht und Selbstmord zur Folge. Krejci, der auf die Idealisierung der Spinnerin als Figur in der deutschen Literatur verweist, stellt diesem Bild die traurige Realität gegenüber: „Die Spinnerin des Aupatales ist noch nicht in die Literatur eingegangen, obzwar sie unendliche Opfer auf sich nahm, damit die

Textilindustrie Österreichs und später der Tschechoslowakei Weltruhm erlangte, das Nationaleinkommen des Staates wesentlich vergrößerte und damit der Wirtschaft wertvolle Dienste leistete. Außerhalb der Fabrikmauern war sie ein verachtetes „Feinsaalweib“, von dem man wusste, dass es mit hochgeschürztem Rock und nackten Beinen, durchnässt und durchschwitzt von oben bis unten, tagsüber in Schmutz und Wasser und meist mit wunden Händen an der Maschine stand, nicht gut roch und in diesen Kleidern nicht gar so selten Ungeziefer herumkroch. Denn die heißen, dampfigen Spinnssäle waren Brutstätten von allerhand Ungetier, das sich auch in die Kleidung der Spinnerinnen verirrte, da diese über keinerlei Ankleide- oder Waschräume verfügten, sondern nur den Platz an der Maschine hatten, an dem sie auch Kleidung und ihre karge Nahrung verwahrten.“ (Krejci, Das Aupatal im Riesengebirge, S.31) Den Beginn der maschinellen Produktion in der Schatzlarer Spinnerei führte nach Wolf/Smutný Franz Gaberle, der an der Kohleförderung beteiligt war und für die Dampfmaschinen Kohle zu günstigen Konditionen beziehen konnte, ein (vgl. Wolf/Smutný, Spojené přádelny Inu a textilní závody G. A. Buhl syn, Žaclěř 1847-1946, S.3). Außerdem wurde die Fabrik am nördlichen Ende der Stadt in der Nähe des Georgschachtes gebaut. Da vor allem der Transport den Preis der Kohle bestimmte, konnten so die Energiekosten niedrig gehalten werden. Im Jahre 1875 ging die Spinnerei in den Besitz von Hugo Wihard, der mit seinem Bruder Friedrich auch eine Spinnerei in Liebau – also einige Kilometer entfernt im reichsdeutschen Schlesien – betrieb, über. In der Zeit des Zweiten Weltkriegs gehörte die Flachsspinnerei zu den Vereinigten Flachsspinnereien und Textilbetrieben G. A. Buhl. Jüdische Frauen aus Polen und Ungarn, die in einer Holzbaracke auf dem Fabriksgrund untergebracht waren, und belgische Frauen mussten in diesen Jahren Zwangsarbeit verrichten. Nach einer zeitweiligen Einstellung des Betriebs zu Kriegsende wurde die Fabrik im Jahre 1946 in das Národní podnik České Inářské textilní závody v Trutnově (Staatsunternehmen Tschechische Textilbetriebe in Trautenau) eingegliedert und verstaatlicht. Später nannte sich die Firma Texlen (*len* ist das tschechische Wort für Flachs, Leinen), deren Fabriken in Trautenau noch heute produzieren, während das Schatzlarer Werk im Jahre 1992 stillgelegt wurde.

## Steinkohle

In Schatzlar bzw. Lampersdorf – die Orte trennen nur einige Meter – lagen die Steinkohlegruben, die 1992 die Förderung einstellten. Auf den Bergbau werde ich gesondert im Kapitel Bergwerk eingehen.



*Abbildung 19: Die Grube, das Steinkohlebergwerk in Schatzlar, stellte den Untertagabbau im Jahre 1992 ein.*

## Glas

Der Name des nach dem Zweiten Weltkrieg untergegangenen Dorfes Glasendorf weist auf eine lange Tradition der Glasherstellung in der Schatzlarer Region hin. In Krinsdorf bestand eine Glashütte, die im Jahre 1561 abbrannte, und nach dem Wiederaufbau bis 1821 Glas produzierte.

Im 19. Jahrhundert machte sich die Unternehmerfamilie Breit um die Glasindustrie verdient. Augustin Breit ließ im Jahre 1846 eine Glasfabrik in Dunkelthal erbauen, welche bis zu einer Hochwasserkatastrophe 1897 Kristallgläser und Luxusartikel, die in die ganze Welt exportiert wurden, erzeugte. Die Glashütte in Bober war aufgrund reicher Quarzitfunde, auf die man im Zuge der Bergbautätigkeit stieß, im Jahre 1846 von dem

Herrschaftsbesitzer Pulpan von Feldstein gegründet worden. Unter ihrem neuen Besitzer Franz Breit, der der oben genannten Glasarbeiterfamilie entstammte, wuchs die Glashütte zu einem großen Industriebetrieb und belieferte die Gablonzer Glasindustrie mit Rohglas. Der letzte Besitzer der Fabrik war der Industrielle Riedel, dessen Nachfahren nach der Vertreibung 1945/46 die Tradition der Glaserzeugung in Tirol weiterführten und heute weltweit Qualitätsgläser verkaufen. (Vgl. Peithner, Schatzlar und das östliche Riesengebirge, S.33 und Demuth, Der politische Bezirk Trautenau, S.123ff)

## Papier

Die Papiererzeugung konnte in Brettgrund auf eine lange Tradition zurückblicken. Bis in das Jahr 1864 stellte die Firma Politzer Schreibpapier, das in den umliegenden Schulen verwendet wurde, her. Später produzierte man in Brettgrund Packpapier und Dachpappe. Auch im nahen Krinsdorf bestand bis zu einem vernichtenden Brand im Jahre 1889 eine Fabrik für Packpapiere (Firma Sattler & Comp.). In der weiteren Umgebung (Trautenau, Jungbuch, Marschendorf,...) gab es weitere Papierfabriken. (Vgl. Demuth, Der politische Bezirk Trautenau, S.114ff)

## Holz

Ein wichtiger Rohstoff, den das Riesengebirge in großen Mengen bot und heute noch bietet, war und ist das Holz. Die intensive Holzwirtschaft hob im 16. Jahrhundert an, als sich die Kuttenberger Silberbergwerke des Mangels an Grubenholz und Holzkohle wegen in einer Krise befanden. Man suchte nach verkehrstechnisch günstigen Holzvorkommen und entschied sich für das Holz aus dem Riesengebirge. Die Holzfäller und –flößer holte man zu diesem Zweck aus den Alpenländern, vor allem aus Tirol. Zwei Experten, die Tiroler Hans Gauden und Paul Laghner, organisierten diese Unternehmung. Durch die intensive Tätigkeit veränderte sich das Aussehen des Riesengebirges innerhalb von wenigen Jahrzehnten radikal – an die Stelle der dichten Wälder traten gerodete Flächen. Die Tiroler, ihrer Herkunft wegen Schwazer oder Schwazhauer genannt, bauten Klausen (Stauedeiche), mittels derer das Holz in die Aupa bzw. in die Elbe getriftet werden konnte. So gelangte das Holz in die Gegend von Kolín, von wo es nach Kuttenberg transportiert wurde. Nach dem Fällen lag die Arbeit der Holzknechte darin, das Holz zu den Flößplätzen zuzurücken (zu transportieren), wofür man sich der sogenannten Hörnerschlitten bediente. Ein solcher Hörnerschlitten – ein Symbol der

Holzarbeit im Riesengebirge – bestand aus zwei geraden, vorne aufwärts gekrümmten, oben und unten gleich weit entfernten Hörnern, zwischen denen der Zurücker seinen Platz fand. Mit seinen vorwärts gehaltenen Füßen bestimmte er die Fahrtrichtung. Um die Geschwindigkeit zu drosseln wurden Holzkolben nachgeschleift, außerdem konnten zum Bremsen an den Vorderteilen der Kufen befestigte Ketten herabgelassen werden. Für den Einsatz der Hörnerschlitten mussten die Zurücker ausreichenden Schnee abwarten, erst dann verfügten sie über die notwendige Schlittenbahn. Das Holz lag dann an den Flößplätzen bis die einsetzende Schneeschmelze die Gebirgswässer anschwellen ließ und das Flößen ermöglichte.

Viele Holzarbeiter machten sich sesshaft und stiegen mit der Zeit auf die Landwirtschaft (Kapitel Bauden) um. Mit diesen Tirolern setzte daher die Besiedelung der höheren Regionen des Riesengebirges ein. Heute noch zeugen manche Namen von der Tiroler Herkunft, sprachlich jedoch assimilierten sie sich.



Abbildung 20: Die gekreuzten Initialen des Besitzers waren das Markenzeichen der Porzellanfabrik in Schatzlar.

Die frühere Porzellanfabrik Pohl, die heute noch als Keramtech existiert und Industriekeramik herstellt, bildet das letzte Relikt der großen Industriebetriebe in diesem Gebiet. Peithner schreibt über die von Heinrich bzw. Reinhold Pohl im Jahre 1878 gegründete Fabrik, nach der die anschließende Erhebung von den Einheimischen Pohlberg genannt wird: „Die Pohls stammen aus Agnetendorf in Schlesien und wurden sehr erfolgreiche Industrielle. Für die Tüchtigkeit der dortigen Menschen ist es bezeichnend, dass auch Pohl aus dem Arbeiterstande hervorging, und es zum Großindustriellen brachte. Auch einige Brüder von Reinhold Pohl haben sich in Böhmen ebenfalls zu namhaften Porzellanfabrikanten hervorgetan. Reinhold Pohl zog sich, alt

geworden, nach Trautenau zurück, wo er hochbetagt starb. Sein Bruder Theodor führte das Unternehmen weiter und spezialisierte sich auf die Erzeugung von Elektroporzellan, das in ganz Europa einen vorzüglichen Ruf hatte. Als großzügiger Industrieller hat er als einer der Ersten ein Forschungslaboratorium eingerichtet, das ihm auch großen Nutzen einbrachte. Der nächste Besitzer war sein Sohn Theodor, der als akademisch gebildeter Ingenieur die Tradition seines Vaters fortsetzte.“ (Vgl. Peithner, Schatzlar und das östliche Riesengebirge, S.33f) Ursprünglich hatte man Knöpfe, Puppen und Kinderspielwaren erzeugt, später Porzellanfiguren (vgl. Demuth, S.124), von denen mancher Schatzlarer heute noch ein Exemplar besitzt. Die unter Theodor Pohl eingeführte Produktion von Elektroporzellan umfasste Verteiler, Sicherungen, Fassungen und ab 1921 auch Hochspannungsisolatoren. Außerdem entwickelte man den Kunststoff Thepolit, dessen Name auf den Fabriksbesitzer verweist. Im Jahre 1945 wurde der Betrieb konfisziert und verstaatlicht, um weiterhin Industrieorzellan zu erzeugen. Nach der Privatisierung im Jahre 1994 übernahm die Gesellschaft Keramtech die Anlage. Ein Nachfahre der Gründerfamilie Pohl besucht Schatzlar immer wieder und freut sich darüber, in welchem gutem Zustand die neu renovierte Fabrik ist und vor allem, dass sie im Gegensatz zu anderen Betrieben nach wie vor produziert.

## 2. Persönlichkeiten in und aus Schatzlar und Umgebung

Comenius

Abschied von seiner Heimat musste der Pädagoge und Philosoph Johannes Amos Comenius (1592 in Südmähren bis 1670 in Amsterdam), nach dem die Hauptstraße Schatzlars Komenského benannt ist, hier nehmen. Als Anhänger und Bischof der Böhmisches Brüdergemeinde (einer Glaubensgemeinschaft nach urchristlichem Vorbild) musste Comenius im Jahre 1628 in die polnische Stadt Leszno / Lissa emigrieren, wo auch andere böhmische Brüder Zuflucht fanden. In den Auseinandersetzungen um den Glauben trennte die Grenze die Wahrheiten – das Maß an Toleranz war jenseits höher als diesseits. Dies nutzten später auch die Salzburger Exulanten und im 19. Jahrhundert die Zillerthaler *Inklinanten*, um ihrem protestantischen Glauben treu zu bleiben.



Abbildung 21: In Schatzlar wird an mehreren Stellen Comenius' gedacht.

Ihre neue Heimat war Preußen, deren Könige die Protestanten einluden (vgl. Kapitel Grenze). Derselbe König Friedrich Wilhelm I., der 1731/32 Tausende Salzburger aufgenommen hatte, lud im Jahre 1737 Mitglieder der Böhmisches Brüdergemeinde in

die Nähe Berlins ein. Dort gründeten sie das Dorf Böhmisches-Rixdorf, wo bis Anfang des 20. Jahrhunderts Veranstaltungen in tschechischer Sprache abgehalten wurden. Heute ist es üblich, dass tschechische Politiker im Rahmen von Berlin-Besuchen in diese Siedlung geführt werden. (Vgl. <http://sga.euweb.cz/002/debata/holinkova-002.htm> - Zugriff am 2. August 2017)

## Josef Jarosch

Josef Jarosch wurde im Jahre 1837 im Saazer Land geboren. Nach Studien in Saaz und Prag zog er 1860 nach Wien, wo er sich zunächst literarisch und journalistisch betätigte. Nach drei Jahren wechselte er in den militärischen Stand. In der Gerichtsbarkeit tätig stieg er bereits

1864 zum Oberleutnant beim 47. Infanterieregiment auf. Nach der Abschaffung der Regimentsgerichte wurde Jarosch nach Agram/Zagreb versetzt, allerdings dürften ihm gesundheitliche Probleme zu schaffen gemacht haben, weshalb er als Hauptmann aus der Armee austrat. In der Hoffnung an der Höhenluft am südöstlichen Zipfel des Riesengebirges zu genesen, ließ er sich als kaiserlich-königlicher Notar in Schatzlar nieder.

Unter dem Pseudonym Alfred Waldau wirkte er schriftstellerisch. Einerseits schrieb er selbst, andererseits übersetzte er aus dem Tschechischen in seine deutsche Muttersprache. Darin ist wohl sein großes Verdienst zu sehen. In seinem Nachruf schätzte der tschechische Schriftsteller und Journalist Jan Neruda Waldaus Leistungen als Übersetzer und damit Mittler zwischen den Kulturen weit höher als jene Josefs Wenzigs oder Siegfried Kappers ein. Alfred Waldau übersetzte vor allem Werke der tschechischen Volkspoesie, Lieder und Gedichte, aber auch die von Erben, Nĕmcová u.a. erzählten Volksmärchen. Außerdem finden sich ausgewählte Gedichte Karel Hynek Máchas und Lieder des Handschriftenfälschers Václav Hanka, den Waldau besonders schätzte, unter seinen Übersetzungen. (Hanka wollte mit seinen Fälschungen der Königinhofer und Grünberger Handschriften (*rukopis královédvorský a zelenohorský*) eine Lücke in der tschechischen Literaturgeschichte füllen. Bei der Aufdeckung der Fälschungen machte sich übrigens der spätere erste Präsident der Tschechoslowakei – Masaryk - unbeliebt, da er von Anfang an die Echtheit bezweifelte.) „Wenn einer von den čechischen Sängern der Auszeichnung würdig ist, daß seine Liederklänge auch außerhalb der heimathlichen Gefilde, in dem großen, herrlichen deutschen Dichterwalde gehört und

geliebt werden, so darf er gewiß diese Ehre für sich in Anspruch nehmen,“ schrieb Waldau im Vorwort zu Hankas Liedern.

Neruda beurteilte Waldaus Arbeit folgendermaßen: „Die Übersetzungen Jaroschs zeichnen sich durch ihren dichterischen Wert aus. In die Sprache und den tschechischen Geist eindringend hinterließ er makellose Übersetzungen unserer Kunst- und Volkspoesie.“ (zitiert nach Gimpl, Stimmen der Böhmen in Tanzliedern. Alfred Waldau, S.124)

Beachtenswert ist auch Waldaus Studie *Böhmische Nationaltänze. Culturstudie* (drei Bücher; in den Jahren 1859, 1860 und 1861 in Prag erschienen), mit welcher er eine Pionierleistung auf dem Gebiet der Kulturgeschichtsschreibung erbrachte, die ähnliche Werke, die bis dahin von tschechischer Seite erschienen waren, bei weitem übertraf (vgl. Gimpl, Stimmen der Böhmen in Tanzliedern. Alfred Waldau, S.163f.).

Josef Jarosch starb in verhältnismäßig jungem Alter am 2. Februar 1882.

Im Jahre 1991 erteilten gebürtige Schatzlarer, die nun in Deutschland leben, den Auftrag, das Grab zu renovieren. Den Grabstein ziert eine Aufschrift, die Waldau kurz vor seinem Tod gedichtet haben dürfte. Man fand sie im Nachlass und ließ sie in den Stein meißeln:

„Du kleines Blatt vom Großen  
Lebensbaum, zur Erde wehst du nieder,  
zum ewigen Schläfe ohne  
Traum, - es sieht dich  
niemand wieder.“

Wahrscheinlich war es ein Zufall, der Jarosch nach Schatzlar verschlagen hatte, doch sehe ich in seinem Schaffen, das sich um Verständigung zwischen Tschechen und Deutschen bemühte, durchaus eine Parallele zu dem friedlichen Zusammenleben der beiden Nationen in diesem Teil Böhmens, wie es in dieser Arbeit später zur Sprache kommen wird.

Franz Grundmann

„In Brettgrund bei Schatzlar, am Fuße der „Maxhütte“, wurde Franz Grundmann am 3. Oktober 1863 geboren,“ schrieb Max Hoffmann in seiner Einführung zu Grundmanns Erzählband *Aus ´m Schleiferlandl* (Prag 1928). Grundmann verfasste viele seiner Erzählungen in der Riesengebirgsmundart und befasste sich darin mit dem Leben der

Arbeiter und Handwerker seiner Heimat. Das Schleiferlandl (von Glasschleifer) bezeichnet das Isergebirge, wohin es Grundmann nach seiner Glasschleiferlehre und Walz verschlagen hatte. Er gehört zu den Schriftstellern, die sich durch ihr Schaffen sozial engagierten und damit versuchten, auf das Elend der Arbeiterschaft aufmerksam zu machen. Außerdem gab Grundmann die Zeitschrift Rübzahl heraus.

### Illner und Etrich

Als Mechaniker und Pilot von Igo Etrich (1879 Oberaltstadt – 1967 Salzburg) kam Karl Illner (1877 Schatzlar - 1935 Wien) nach Wien bzw. Wiener Neustadt, wo auf dem Steinfeld ein Flugplatz errichtet worden war. Etrich, in Oberaltstadt/Trautenau (Hořejší bzw. heute Horní Staré Město/Trutnov) geborener Sohn eines Textilfabrikanten, hatte sich bald für die Fliegerei zu interessieren begonnen und war in die Fußstapfen Otto Lilienthals getreten. Nach ersten Versuchen mit dem Motorflugzeug Etrich 1 und dem Praterspatz erfolgte am 11. September

1910 der nächste: „Unter allgemeiner Spannung stieg Adolf Warchalowski mit dem Autobiplan „Vindobona“ und Karl Illner mit dem Etrich-Monoplan „Möve“ auf. Man sah deutlich, wie schwer beide Piloten gegen die Windböen zu kämpfen hatten, und das Publikum anerkannte die Unerschrockenheit dieser Aviatiker. Doch das Unternehmen war zu gefährlich und Illner gab es nach 22 Sekunden auf.“ (Neue Freie Presse, 12. September 1910, S.6)

Doch nur einige Wochen später schafften Illner und Etrich den Sprung auf das Titelblatt der Presse: „Illner ist heute von Wien nach Horn und zurück geflogen. Das ist der erste österreichische Überlandflug. Wenn jetzt von den Luftschiffen gesprochen wird und von den gewaltigen Fortschritten in der Kunst und in der Technik des Fliegens, so wird nach den Erfolgen des heutigen Tages der österreichische Name nicht mehr unbekannt sein. Heute ist ein Ruhmestag der österreichischen Technik. Die österreichische Luftschiffahrt ist wurzelecht, sie saugt ihre besten Leistungen aus heimatlichen Grund und Boden und hat lange, bevor kühne Männer an die praktische Umwertung der Theorie schritten, die Wissenschaft des Fliegens durch mathematische Formeln und Berechnungen, durch Versuche im Kleinen gemeistert und das große Problem des menschlichen Fluges theoretisch gelöst.“ (Neue Freie Presse, 11. Oktober 1910, S.1) Für den ersten österreichischen Überlandflug erhielten Illner und Etrich 20.000 Kronen Preisgeld, da man die Strecke in weniger als 24 Stunden zurückgelegt hatte. Den Motor für die Etrich IV „Taube“ hatte übrigens der gebürtige Maffersdorfer (nahe Reichenberg,

tschechisch Vratislavice bzw. Liberec) Ferdinand Porsche, der bei Austro Daimler in Wiener Neustadt arbeitete, zur Verfügung gestellt. (Vgl.

<http://www.austrianwings.info/2010/09/karl-illner-ein-osterreichischer-flugpionier/> – Zugriff am 4. August 2017)

Etrich gründete im Jahre 1912 die Etrich-Flieger-Werke im schlesischen Liebau (Lubawka) wenige Kilometer hinter Schatzlar, die später nach Briest an der Havel übersiedelten und dort Kriegsflugzeuge herstellten. Die Fabrik wurde 1918 zerstört, weshalb Etrich nach Trautenau in die väterliche Textilfabrik zurückkehrte. Sie wurde 1945 enteignet, Etrich fand in Salzburg eine neue Heimat, wo er nach seinem Tod 1967 ein Ehrengrab erhielt. (Vgl. <http://www.amateurflugzeugbau.at/club/igoetr.html> – Zugriff am 4. August 2017)

Karl Illner wurde am Grinzinger Friedhof in Wien beigesetzt. Im 22. Wiener Gemeindebezirk trägt eine Straße seinen Namen. In Horn, wo im Jahre 2010 eine Sonderausstellung zum ersten österreichischen Überlandflug stattfand, steht ein Gedenkstein.

## Josef Čapek

Der in Hronov geborene Josef Čapek (1887 in Hronov bis 1945 im Konzentrationslager Bergen-Belsen), Bruder des international berühmteren Karel Čapek (der übrigens mit Gerhart Hauptmann bekannt war), wuchs in der kleinen Stadt Malé Svatoňovice/Schwadowitz jenseits der früheren Sprachgrenze auf. In Schwadowitz wurde wie in Schatzlar Bergbau betrieben, zwischen den beiden Städten gab es Kontakte, die zum Beispiel den sogenannten Austausch zur Folge hatten. Dabei wurde ein deutsches Kind für ein Jahr oder einen kürzeren Zeitraum an eine Schule im tschechischsprachigen Teil geschickt und umgekehrt, um die andere Sprache zu erlernen. Auf diese Tradition, die schon in der Monarchie existierte, gehe ich im Kapitel Grenze genauer ein.

Josef Čapek kam für ein Jahr nach Schatzlar an die deutsche Bürgerschule, um für den Besuch der deutschsprachigen Weberfachschole in Hoheneibe/Vrchlabí gerüstet zu sein. Er war ein Multitalent: Schriftsteller, Maler, Photograph und Illustrator. Vor allem als Maler kubistischen Stils erregte Čapek in der Tschechoslowakei Aufsehen, weshalb ihm zu Ehren eine Straße in Schatzlar benannt wurde. Bekannt und beliebt ist heute noch sein Kinderbuch „Povídání o pejskovi a kočičce“ („Erzählen über das Hündchen und das Kätzchen“). Josef Čapek kam im KZ ums Leben.

Emil Schwantner (1890 – 1956)

In Königshan/Královec an der tschechisch-polnischen Grenze wurde der Bildhauer Emil Schwantner geboren, der 1905 in die Modelleurwerkstatt der Porzellanfabrik in Schatzlar eintrat und von ihrem Besitzer Theodor Pohl ein Stipendium für ein Studium an der Teplitz- Schönauer Keramikschule (Teplice-Šanov). Für die Porzellanfabrik entwarf er Rübezahl- und Tiergestalten. Größere Werke waren das *Totentanz* genannte, den Opfer des Ersten Weltkriegs gewidmete Denkmal, das in der Zeit Hitlers zerstört wurde, und das Grabmal für den sozialdemokratischen Politiker Wilhelm Kiesewetter in Trautenau, das im Jahre 1993 von Vandalen zerstört, jedoch vor einigen Jahren wieder aufgebaut wurde. (Vgl. <http://m.trutnov.cz/nase-mesto/emil-schwantner> - abgerufen am 4. August 2012)



*Abbildung 22: Emil Schwantners Rübezahl-Darstellung, von der Porzellanfabrik Pohl in Schatzlar hergestellt.*

### 3. Gewährspersonen aus Schatzlar

Um das Leben der Schatzlarer Deutschen zu veranschaulichen, seien hier drei Lebensläufe dargestellt:

#### a) Der Lebenslauf von Frau F.

Frau F. stammte aus einer echten Bergmannsfamilie: Die Männer der Familie waren alle Bergleute: ihr Vater, der Großvater des Mannes (aus Lampersdorf), der Schwiegervater und ihr Mann, der Steiger war, – alle arbeiteten in der Schatzlarer Kohlengrube.

#### Eltern und Großeltern – Papier, Textil und Kohle

Der Großvater von Frau F. war bei der Papierfabrik Reimann in Brettgrund Kutscher. In Brettgrund wurde vermutlich seit dem 16. Jahrhundert Papier geschöpft. Im Zuge der Modernisierung verfügte die Papierfabrik 1876 über das größte Wasserrad Böhmens, mit dem Energie aus dem Weiseltbach gewonnen wurde. Der spätere Inhaber William Reimann entwickelte in seinem Stammwerk in Breslau die Dachteerpappe und erwarb im Jahre 1873 die Fabrik in Brettgrund, unterhalb von Schatzlar, vom Liqueurfabrikanten Ignaz Löwit. Die Produkte wurden, als die Bahnstrecke Trautenau – Schatzlar fertiggestellt war, mit Pferdefuhrwerken zum Bahnhof gebracht. (Vgl. Weber, Geschichte und Technik der Papierherstellung, S. 365ff.)

Der Großvater von Frau F. siedelte sich dann im benachbarten Krinsdorf an, wo Frau F.s Vater aufwuchs. Später ging er täglich von Krinsdorf nach Schatzlar auf die Grube.

Mütterlicherseits stammte die Familie aus Mährisch Schönberg. Die Großeltern waren nach Komarno gezogen, um in einer Textilfabrik zu arbeiten, von wo sie später in die neue Textilfabrik in Gabersdorf bei Trautenau versetzt wurden. Dorthin übersiedelte dann der Vater Frau F.s, um die Tochter der Textilarbeiter zu ehelichen.

#### Kindheit und Jugend

Frau F. wurde im Jahre 1926 in Gabersdorf geboren. Nach Schatzlar zog sie erst, als ihre Familie im Jahre 1928 eine Wohnung in der Roten Kolonie erhielt. Frau F. besuchte fünf Jahre lang die sogenannte Fliegerschule hinter der Roten Kolonie, danach die

Bürgerschule. Übrigens verdiente sie bereits als Kind ihr erstes Geld, indem sie mit anderen Kindern in den Wald nach Kolbendorf ging, um für die Liqueurfabrik Löwit Beeren zu sammeln. Die Frau des verstorbenen Inhabers musste 1938 Schatzlar verlassen, der Betrieb wurde arisiert.

1938 sollte sie ein Jahr auf Tausch nach Schwadowitz gehen, um die tschechische Sprache zu erlernen. Sie wohnte bei einer tschechischen Familie, im Gegenzug kam ein tschechischer Bub zu ihren Eltern nach Schatzlar. Der Aufenthalt dauerte allerdings nur drei Wochen und nicht wie geplant ein Jahr, denn dann kam die Zeit des Protektorats.

### Schulbesuch während des Krieges

Ein Jahr ging sie dann in die Familienschule (Haushaltsschule) in Trautenau. Die Direktorin Seidel war vom Potenzial der jungen Dame überzeugt und überredete sie, eine höhere Ausbildung anzustreben, „aber mein Vater ist nicht bei der Partei (NSDAP) gewesen – wir waren Sozialdemokraten, schon immer.“ Es klappte dann aber doch, da der Bürgermeister ein sehr gutes Führungszeugnis über den Vater schrieb. Frau F. musste dann in ein Lager ins Isergebirge zur Auslese, wo sie geprüft wurde. Sie bestand und wurde sofort in den zweiten Jahrgang der Lehrerbildungsanstalt in Reichenberg aufgenommen. Vier Jahre studierte sie in Reichenberg, wo sie privat wohnte, doch Anfang März 1945 wurde Reichenberg bombardiert. Frau F. musste nach Hause fahren: „Einige Wochen später ist dann ein Telegramm gekommen, dass am 18. April die Matura sein wird. Wir sind hingekommen, mussten vom Zug direkt zu den Prüfungen. Nach drei Tagen mussten wir wegen der Bomben wieder heim. Und drei Tage später musste ich noch zum Arbeitsdienst in ein tschechisches Dorf bei Brünn einrücken. Nach einer Woche waren die Russen da, also musste ich wieder zurück.“

### Die harte Nachkriegszeit

Nach dem Krieg musste sie als deutsche Antifaschistin eine rote Binde tragen (im Gegensatz zu der weißen Binde mit dem N für Němec): „Wirklicher Vorteil war das keiner. Wir durften nur bis acht Uhr hinaus, nicht ins Kino. Unser Konto war auch gesperrt.“ Die Binden blieben bis 1947.

Die Großeltern mussten 1945 ihre Wohnung in Gabersdorf verlassen, sie „wurden ausgesiedelt“. Ein Jahr lang wohnten sie in den sogenannten Judenbaracken nächst der

Gabersdorfer Textilfabrik, wo nach dem Krieg deutsche Sträflinge untergebracht waren, und mussten in der Spinnerei arbeiten. Die Familie versuchte ihnen zu helfen und suchte darum an, dass die Großeltern wenigstens in ihrer Wohnung bleiben konnten, doch das wollte der Großvater nicht. „Wir wollen euch nicht auf der Tasche liegen,“ zitiert Frau F. ihren Großvater. Und so kamen die Großeltern in ein Sammellager nach Altstadt (Trautenau), von dort nach Stralsund an die Ostsee. Erst im Jahre 1954 durfte die Mutter von Frau F. ihre Eltern besuchen.

Frau F.s Familie wollte damals eigentlich auch aussiedeln, ihre sozialdemokratischen Eltern sollten in die Ostzone Deutschlands kommen, doch bald stellte sich heraus, dass man die deutschen Bergleute auf der Grube brauchte. Die Familie musste bleiben: „Wir hatten alles vorbereitet, wir wollten fahren, aber dann haben sie uns nicht lassen.“ Erst als Frau F. 1947 ihren Mann heiratete, konnte die Familie 3000 Kronen vom Konto für die Hochzeit abheben: „Wir hatten ja nichts. Ich bin dann in die Spinnerei gegangen, mein Mann ins Bergwerk. Uns hat man ja 25% vom Lohn abgezogen, den Bergleuten unter Tag nicht. Und am Wochenende mussten wir umsonst arbeiten.“ Für die Deutschen war es eine harte Zeit, denn die Vorgesetzten waren nun Tschechen, die ihre Position ausnützten: „Die erste Zeit haben sie uns schikaniert, wo sie konnten. Der ganz niedrige Stand hat an uns den Zorn ausgelassen, auch weil wir Bildung hatten. Zwei Arbeiter haben sich wegen der Schikanen sogar umgebracht.“ Ungefähr fünf Jahre lang arbeitete Frau F. in der Spinnerei.

#### Bergmannswitwe

Da die junge Familie eine eigene Wohnung erhielt, zog sie 1951 aus der Roten Kolonie aus.

Im Jahre 1952 verunfallte der Mann von Frau F. in der Grube tödlich. Ein Jahr lang erhielt sie keine Rente, weshalb sie sich dazu entschloss, arbeiten zu gehen. Als Brigade (Ferialjob) fing sie am Bergwerk an und gab in der Kantine die Vespers aus. Nach sechs Wochen verschaffte ihr der Direktor eine andere Stelle: Sie arbeitete fortan in der Kanzlei, obwohl sie nicht perfekt Tschechisch, das nun Amtssprache war, konnte.

Im Jahre 1968 erwog Frau F. ernsthaft auszuwandern: „Damals sind viele gegangen. Man konnte alles mitnehmen. Den Personalausweis musste man zurückgeben und zahlen. Und die Schule für meine Tochter hätte ich bezahlen müssen. Mein Schwager hatte uns schon die Papiere verschafft, wir hatten schon alles. Aber meine Eltern wollten dann doch nicht

gehen und so bin ich hier geblieben, ich wollte sie auf ihre alten Tage auch nicht allein lassen. Die Tochter hatte ja auch ihren Freund da, das war ein Tscheche.“  
Im Jahre 1982 ging Frau F. in Pension.

## b) Lebenslauf von Herrn (und Frau) F.

### Großeltern und Eltern

Einer tschechischen Familie entstammte die Mutter von Herrn F. Sie wurde in Radovanice bei Mährisch Ostrau geboren.

Die Familie seiner Mutter ist wegen der Arbeit immerzu übersiedelt. Sie waren u. a. in Rumänien, danach im Ruhrgebiet. Die Großeltern wollten dann nach Amerika, doch als die Oma in Hamburg das Schiff gesehen hat, hat sie gesagt: „Fahrt allein!“

So landete die Familie in Lampersdorf.

Der Vater, geboren im Jahre 1905, stammte aus Schatzlar und war Bergmann: „Der wohnte beim Hof, das waren die ersten Häuser von Schatzlar. Der Papa, der Großvater und der Onkel Franz, der im Krieg Pilot bei der deutschen Wehrmacht war. Den haben sie abgeschossen bei Stalingrad.“

Die Eltern von Herrn F. lernten sich kennen, heirateten und wohnten zunächst in der Weißen Kolonie, die der Grube gehörte. Später zogen die Eltern in die Rote Kolonie, die große Bergmannssiedlung in Schatzlar, wo Herr F. zu *Oustermontich* des Jahres 1937 geboren wurde. Er besuchte acht Jahre lang die Schule in Schatzlar: „Das hat mir gereicht. Dann bin ich auf die Grube.“

An ein tragisches Ereignis nach Kriegsende kann sich Herr F. noch genau erinnern: „Mein Vater hat die herumliegenden Waffen entsorgt. Da ist so ein großer Haufen Waffen gelegen: Kulometen, Patronen, Pistolen. Die älteren Kerle, was waren, der Zelený Edgar, Efler Walter usw. Der Zelený hat eine Pistole genommen, mit der man Signalraketen abschießen kann. Er versuchte sie aufzuziehen, hat es aber nicht weiter gebracht zum Einzwacken. Dann ist sie losgegangen, an mir vorbei und dem Herrn Schwabe in den Bauch. Der ist in den Graben gefallen, und der Bauch ist explodiert. Meine Mutter hat grade zum Fenster rausgeschuckt. Der Herr Schwabe ist dann gestorben.“

Nachdem die Deutschen ausgesiedelt worden waren, konnte sich die Familie die freigewordene Nachbarswohnung dazunehmen. Man brach eine Wand durch und hatte nun vier Zimmer: „Das war dann groß und schön. Zwei Schuppen haben wir für die Kohle gehabt. Am schönsten war die Pawlatsche.“

In der Schule lernte er seine Frau kennen, die vor ihm saß: „Der Unterschied war: Sie hat lauter Einser gehabt, ich Vierer und Fünfer...“ Mit 19 Jahren heirateten sie – „Ich bin weggerannt vor ihr, aber sie hat mich eingeholt. Die Arbeitskollegen haben mich gefragt,

wie die Hochzeitsnacht war. Ich hab gesagt: Drei Mal! Und die Kollegen: Schwindel uns nicht an! Und ich: Dreimal...bin ich eingeschlafen,“ scherzt Herr F.

#### Die Familie der Frau

Ihr Großvater war ein Wiener Tscheche, der zunächst Wache in Schönbrunn stand – eine Photographie hängt im Wohnzimmer des Ehepaars. Später versuchte er sich in der Erzeugung von Perlmutterknöpfen, die Firma überlebte wirtschaftliche Schwierigkeiten jedoch nicht. Er heiratete eine Tschechin aus Tábor, die in Wien als Dienstmädchen arbeitete. Sie übersiedelten nach Böhmen, erst in die Gegend von Reichenberg, dann nach Praskačka bei Königgrätz. Schließlich wurde der Großvater Bahnhofsvorstand von Lampersdorf. Als er in Pension ging, baute er das Haus, in dem das Ehepaar F. heute noch mit ihrem Sohn, dessen Frau und deren Kindern wohnt.

Der andere Großvater kam aus einer deutschen Karlsbader Hotelierfamilie, die das Hotel Jägerhaus besaß, wo „Grafen, Mohammedaner und reiche Afrikaner einkehrten, wenn sie Kur machten“. 1945 wurde der Großvater enteignet und nach Stralsund ausgesiedelt. Das Innenministerium übernahm das Jägerhaus. Der Sohn, der Vater von Frau F., war bereits vorher nach Schatzlar gezogen und arbeitete in der Porzellanfabrik Pohl. Und so kam Frau F. 1937 in Schatzlar auf die Welt.

Nach der Schulzeit arbeitete sie im Krankenhaus.

#### Arbeit auf der Grube

Herr F. heiratete im Jahre 1956 Frau F. und zog aus der Roten Kolonie zu ihr. In der Arbeit besuchte er auf dem Weg zum Steiger und Obersteiger Weiterbildungen in Kladno und Königgrätz – Schussmeister, Rutschmeister. Im Alter von 48 Jahren musste Herr F. krankheitsbedingt von der Grube in das Dispatching wechseln: „Da habe ich Blut gespuckt. Ich war dann sechs Wochen im Krankenhaus in Trautenau, hab ich Teilrente bekommen und war im Dispatching. Da musstest du die Grube kennen, jeden Meter. Das war schwierig, weil dann schon die Gefangenen da waren, die Muklové.“ (Mehr zu den *Muklové* im Kapitel Bergwerk)

## Pension

Herr F. blieb in seiner Pension aktiv. Ich traf ihn einige Male bei der sogenannten Maxhütte, als er im Winter mit den Langlaufskiern hinaufging, dort ein Bier trank und danach geschickt in den Kurven von einem auf den anderen Ski umsteigend hinunterfuhr. Herr F. nannte mir oben auf dem Rehorn die Namen aller von dort aus sichtbaren Gipfel des Riesengebirges auf Tschechisch und auf Deutsch. Begeistert erzählt er mir von vielen Bergtouren ins Riesengebirge und Vorfällen.

Im Garten von Herrn und Frau F. steht ein Kaninchenstall, wie er früher auch in der Roten Kolonie gestanden haben mag. Daneben befindet sich ein Glashaus, in dem Gurken und Paradeiser gepflanzt werden. In Reih und Glied stehen auch noch zehn Obstbäume im Garten, Arbeit für das pensionierte Ehepaar gibt es genug.

c) Lebenslauf von Herrn H.

Herr H. wurde 1928 in Schatzlar geboren. Seine Familie lebte seit 1792 in der Gegend: der Urgroßvater war Bergmann, der Großvater war Bergmann. Der Vater rückte 1910 in die österreichische Armee ein (die österreichische Uniform hob er auf, bis er sie 1945 aufgrund einer gesetzlichen Bestimmung abgeben musste), danach diente er beim tschechoslowakischen Militär, bei dem auch viele Deutsche waren. Als Kind wurde Herr H. des Öfteren mitgenommen, wenn sich die deutschen Soldaten trafen, plauderten und sangen. Im Stammbblatt der tschechoslowakischen Armee, das mir Herr H. zeigte, waren auch alle militärischen Leistungen bei der österreichischen Armee eingetragen. 1937 wurde der Vater aus der tschechoslowakischen Armee entlassen. Später übernahm die deutsche Wehrmacht den Soldaten.

Der Vater sprach übrigens auch gut Tschechisch, da er 1903 die Schule unterbrochen hatte, um ein Jahr auf Tausch im tschechischen Sprachgebiet zu verbringen. Die Frau, die der Vater heiratete, war eine aus Hohenmaut (Výsoké Mýto) stammende Tschechin, die aber sehr gut Deutsch sprach. Herr H. entstammte also einer *Mischehe*: „Wir haben in beiden Sprachen konvertiert. Mein Vater war in der Hinsicht gerecht. Meine Eltern waren ja auch Österreicher an und für sich, denn Böhmen hat ja zum Kaisertum Österreich-Ungarn gehört.“

#### Schulzeit

Herr H. besuchte die Wirtschaftsoberschule (Handelsakademie) in Trautenau, die allerdings gegen Ende des Jahres 1944 geschlossen und in ein Militärlazarett umfunktioniert wurde. Er wurde zum Arbeitsdienst eingezogen, sein Bruder musste in der Waffenindustrie arbeiten, da er untauglich war.

Die Mutter von Herrn H. war als Tschechin im Protektorat geblieben, bekam aber keine Schwierigkeiten: „Einmal sind zwei Frauen zu meiner Mutter gekommen, sie solle der NS- Frauenschaft beitreten. Da hat mein Vater gesagt: „Nein, meine Frau ist Tschechin.“ Das ist gerecht. Man sollte sich nicht so exponieren. Obwohl man natürlich freiwillig überall Mitglied sein kann. Meine Mutter konnte während der deutschen Zeit noch die tschechische Zeitschrift *Vlasta* beziehen. Mein Vater sprach mit meiner Mutter deutsch und tschechisch, in der deutschen Zeit mehr deutsch, in Hohenmaut im tschechischen Gebiet hauptsächlich tschechisch, hier deutsch.“

## Nachkriegszeit

Direkt nach dem Krieg schickte die Mutter Herrn H. zu einem Verwandten nach Göding, denn sie wusste, dass die Lage nun heikel war und wollte sicher gehen, dass ihrem Sohn nichts passierte.

Als Herr H. zurückkam, musste er auf der Grube arbeiten. Sein Vater kam erst 1947 nach Schatzlar zurück, da er in russische Gefangenschaft geraten war. Die Geschwister des Vaters, die schon verheiratet waren, wurden mit 25 kg Gepäck ausgesiedelt.

In den Jahren 1951 bis 1953 kam Herr H. in ein Arbeitslager (statt zum Militär) – *pomocné technické prapory*, wo es viele Deutsche gab. Nach 26 Monaten kehrte er nach Schatzlar und auf die Grube zurück. Durch die unermüdlichen Bemühungen seiner Mutter konnte er nach zwei Jahren in das Internat in Trautenau gehen. Nachdem er die Matura bestanden hatte, arbeitete er auf dem Finanzamt.

## Spätes Studium

Danach studierte Herr H. Recht an der Karlsuniversität in Prag, geriet aber wegen politischer Aussagen in Schwierigkeiten. Er verlor seine Stelle auf dem Finanzamt, auch ein Ausschluss vom Studium wurde erwogen. Nach zwei Jahren Wartezeit ließ man Herrn H. in Anbetracht seiner guten Noten weiterstudieren, sodass er 1973 promovieren konnte. Beruflich brachte ihm dieser Studienabschluss jedoch nichts: Er musste zunächst in der Montage bei einer Firma in Pradubitz, später als Lagerhalter in Königgrätz arbeiten. Schließlich landete Herr H. als Übersetzer bei einer Firma in Prag, die Mitarbeiter aus Deutschland hatte.

Eine Geschichte mit einem Bezug zu Österreich, die zeigt, wie es um die Freiheit in der Tschechoslowakei bestellt war, wollte mir Herr H. noch unbedingt erzählen: „Ein Verwandter mütterlicherseits schrieb dem Franz Muri in Österreich in einem persönlichen Brief in deutscher Sprache, dass die Zeitung Vorwärts oder so nicht wahrheitsgemäß über die Zustände in der Tschechoslowakei berichtet, dass dort Lügen stehen. Franz Muri hat nichts anderes getan, als den Brief der tschechischen Polizei zu übergeben. Und denselben Brief hat er dem französischen Generalsekretär geschrieben. Da ist er von der geheimen Staatspolizei verhaftet worden und zu 36 Monaten verurteilt worden. Er ist gesessen. Nach dem Umsturz hat er eine Entschädigung bekommen.“



### 3. Bruchlinien der Geschichte

Im Folgenden sollen die Ereignisse, die die Geschichte des heutigen Tschechien mit sich brachte, in Beziehung zu der Situation der Deutschen in Schatzlar gebracht werden. Dabei stütze ich mich auf die Aussagen meiner ältesten Gesprächspartner, die die Erste Tschechoslowakische Republik bewusst miterlebten oder in dieser Zeit geboren wurden.

#### 1. Erste Tschechoslowakische Republik

Am 28. Oktober 1918 wurde in Prag der neue Staat Tschechoslowakei (Československo) proklamiert.

Die Lage in der Zwischenkriegszeit hatte sich nach den Anschlussambitionen an Österreich bzw. Autonomiebestrebungen der Deutschen in der neugegründeten Tschechoslowakei beruhigt. In Schatzlar lebte eine deutsche Mehrheit und eine tschechische Minderheit. Diese Tschechen waren entweder als Beamte oder als Arbeiter (Bergbau, Industriebetriebe) in die Grenzregion gekommen, für deren Kinder eine tschechische Schule gebaut wurde. Diese Tschechen bezeichnete man mit einem Begriff aus dem 19. Jahrhundert zum Teil als *hraničáři*, das sich vom tschechischen Wort für Grenze ableitet und mit Grenzler übersetzt werden kann (vgl. Arburg, Osídlování, S.132). Den Beamten, die nach der Gründung der Tschechoslowakei in die deutsch besiedelten Grenzregionen geschickt wurden, begegnete man zunächst überwiegend mit Misstrauen und Argwohn. Ein Grund dafür war die Einstellung zu der untergegangenen Donaumonarchie, die seitens der Deutschen noch als Heimatland angesehen wurde, während für viele Tschechen – dies galt vor allem für jene aus Böhmen, weniger für die aus Mähren stammenden - die tschechoslowakische Republik mit ihrer Souveränität und Unabhängigkeit von Wien, das (wieder) gewonnene Heimatland darstellte. Hier treffen wir wieder auf die zwei Narrative der beiden Völker, die eben dieselbe Geschichte sehr unterschiedlich erzählen. Im Ersten Weltkrieg hatten die Deutschen noch für Österreich-Ungarn gekämpft, aber zumindest ein großer Teil der Tschechen spätestens im Verlauf des Krieges patriotische Gefühle entwickelt, die sich gegen die Habsburger, Wien und die Donaumonarchie richteten. Zu diesen unterschiedlichen Einstellungen, die sich in einer Distanz zur Tschechoslowakei seitens der Deutschen manifestierten, erzählte mir ein betagter Holzarbeiter, der in den Bergen wohnte: „Ins Riesengebirge zu uns ist ein neuer Briefträger gekommen. Der war aus Südböhmen und hatte hier, weil er als Legionär

gekämpft hatte, als Belohnung einen Grund bekommen. Mein Vater hat gehört, dass der Mann für die Tschechoslowakei und gegen Österreich-Ungarn gekämpft hatte. Da hat mein Vater zu dem Briefträger gesagt: „Sie sind ein Deserteur, Sie Häusel!““ Im Zusammenleben und näheren Kennenlernen besserte sich aber das Verhältnis, die Tschechen integrierten sich gut (siehe unten): „Der Briefträger war ein sehr guter Mensch. Das haben wir dann gemerkt. Er hat sich später eine Witwe genommen, deren Mann im Krieg geblieben war.“

Die meisten Tschechen erlernten die deutsche Sprache, um sich am Arbeitsplatz verständigen zu können. Dies konnte die Assimilation der nächsten Generation zur Folge haben. Wie mir eine Gesprächspartnerin berichtete, konnten die Söhne tschechischer Eltern, die sie persönlich kannte, ihre Muttersprache nur noch wenig.

## 2. Rot und braun in den 1930er Jahren

An anhaltende Spannungen zwischen Deutschen und Tschechen erinnerten sich also die alten Schatzlarer nicht. Sehr wohl gab es Spannungen zwischen Kommunisten, Sozialdemokraten und den Anhängern der erstarkenden Sudetendeutschen Heimatfront Konrad Henleins (ab 1935 Sudetendeutsche Partei), die von der NSDAP im Deutschen Reich abhing. Für die sozialdemokratisch und kommunistisch gesinnten Menschen war das Verhältnis zu den Tschechen weit weniger gespannt als gegenüber den nationalsozialistisch gesinnten Deutschen. Eine Dame aus einer traditionell sozialdemokratisch gesinnten Familie, die damals ca. 10 Jahre alt war, schilderte hiezu: „Wir, die Roten - wie man zu den Sozialdemokraten sagte -, hatten beim Heidelbusch – das ist der Wald beim Krankenhaus – am 1.Mai das Treffen. Wir haben an der Kreuzung Schatzlar – Lampersdorf - Königshan auf die Lampersdorfer und die Königshaner gewartet und sind dann mit der Bergmannskapelle raufmarschiert. Und die Nazi, also die von der Sudetendeutschen Partei, gingen am Pohlberg, wo heute Vietnamesen ein Geschäft haben unter der Porzellanfabrik. Dort war das Gasthaus „Die Stadt Wien“. In dem Haus haben die Angestellten von der Porzellanfabrik gewohnt und unten war das Gasthaus. Und bei der *Stadt Wien* hatten die Henlein-Anhänger Fahnen über die Straße gespannt mit dem SdP-Schriftzug. Die älteren Burschen von uns haben uns aufgehetzt: „Wer nicht auf die Fahne spuckt, kriegt dann keine Bewirtung.“ Die haben gegeneinander gehetzt, die Parteien. Die Bergleute waren rot, die Angestellten der Porzellanfabrik Nazi. Da sind

1938 viele zum Freikorps übergelaufen. Die Bergleute waren Rote oder Kommunisten, die hatten die Roten Falken und den ATUS-Verein. Als Kinder haben wir schon gehetzt. 1938 sind viele Nazi über die Grenze mit Familie nach Oppau usw. und sind dann erst zurückkommen. Da waren wenig Kinder in unserer Schule.“

### 3. In Erwartung der „Befreiung“

Die Stimmung unter der Schatzlarer Bevölkerung war im Jahre 1938 vor dem Einmarsch der deutschen Truppen gegen einen Verbleib bei der Tschechoslowakei und für einen Anschluss an das Deutsche Reich. Die Mobilisierung der tschechoslowakischen Armee, die ihre Stellungen im Grenzgebiet und eben auch am Rande des Riesengebirges in den massiven Betonbunkeranlagen bezog, verstärkte das Misstrauen gegen die Tschechoslowakei: Zwar hatte sich nach den ersten Jahren in der tschechoslowakischen Republik die Lage normalisiert, dennoch fühlte man sich kulturell und sprachlich dem Deutschen Reich verbunden. Eine gewisse Rolle in dieser Problematik dürften auch die Staatssymbole wie die neue Fahne und der Name des Staates gespielt haben, wie einer meiner Gesprächspartner bemerkte: Der Name Tschechoslowakei stand für ein Land der Tschechen und Slowaken, die Deutschen kamen darin nicht vor. Die Hervorhebung des slawischen Elements führte durch die Symbole des neuen Staates nicht zu der wünschenswerten Identifikation der Deutschen mit der Tschechoslowakei.

Durch die Versprechungen des Deutschen Reichs, das bessere Lebensbedingungen in Aussicht stellte, verlor die Tschechoslowakei ihre Anziehungskraft. Die Deutschen im Grenzgebiet identifizierten sich kaum mehr mit diesem Staat. Ein Teil der Deutschen zog es nun sogar vor, in das benachbarte reichsdeutsche Schlesien zu ziehen oder aber unmittelbar an der Grenze der Dinge zu harren, um im Falle eines bewaffneten Konflikts auf die andere Seite der Grenze zu flüchten. Der deutsche Soldat Kurt Berkner, der auf deutscher Seite im Einsatz war, berichtete in seinen Aufzeichnungen, einer Art Tagebuch, von seinen Eindrücken. In einem schlesischen Dorf einige Kilometer von der deutsch-tschechoslowakischen Grenze entfernt traf er auf geflohene Deutsche aus der Tschechoslowakei, die seine Truppe begeistert mit „Heil Hitler“ empfingen (vgl. Berkner, S.23). Einer dieser *Volksgenossen* war ein Bauer aus Hohenelbe (Vrchlabí) im Riesengebirge. Er erzählte ihm von Schikanen der tschechoslowakischen Ämter, denen er als Anhänger der Sudetendeutschen Partei Konrad Henleins ausgesetzt war. Bereits in der ersten Mobilisierungsphase im Frühling 1938 wurden ihm zwei für die Feldarbeit

wichtige Pferde weggenommen, außerdem wurde sein Haus wiederholt durchsucht. Deshalb schickte er zunächst seine Frau und seine Tochter in das Grenzdorf Königshan (Královec), von wo aus es nur ein kurzes Stück nach Deutschland war. Sein Sohn flüchtete nach Deutschland. Nur der Bauer selbst blieb auf seinem Grund, weil er sein Vieh nicht verlassen wollte. Eines Tages kamen tschechische Gendarmen, um seinen Sohn in die Armee zu holen. Da er nicht mehr zuhause war, galt er in ihren Augen als Deserteur und Landesverräter. Darüber erbost schlugen sie den Vater nieder. Nun sah der Bauer – in der Angst vor weiteren Besuchen – nur noch einen Ausweg: er rannte davon, bat benachbarte Bauern darum, auf sein Vieh zu sorgen. Aus der Weite sah er, wie tatsächlich drei Männer in Uniform mit einem Lastwagen vor seinem Hof hielten und eintraten, um ihn zu suchen. In der Nacht machte sich der Mann auf den Weg Richtung Spindlerbauden und entkam den Grenzwächtern knapp. Erst als er bereits über der Grenze war, entdeckten sie ihn und beschossen ihn, aber irgendwie erreichte er völlig erschöpft die andere Seite (vgl. Berkner, S.23f). Diese Erzählung unterstreicht, wie groß die Spannungen zwischen Deutschen und Tschechen in dieser Phase waren.



Abbildung 23: Gedenktafel am Zollhaus bei den Grenzbauden / Pomezní boudy: „In diesen Räumen kam es am 20.9.1938 zu einem blutigen Überfall von Nazis bei der gewaltsamen Besetzung des Grenzgebietes der ČSR im Gebiet des Riesengebirges. Bei der Verteidigung des Zollhauses fiel Wachtmeister Eduard Šiman.“

#### 4. Die Tschechen nach dem Münchner Abkommen

In dem Sammelband „Die Beneš-Dekrete“ fasst Maria Wirth die Folgen des Münchner Abkommens zusammen: „Im Münchner Abkommen vom 29. und 30. September 1938 wurde zwischen dem Deutschen Reich, Italien, Frankreich und England der „Anschluss“ der überwiegend von Deutschen (2,806.000 Deutsche und 719.000 Tschechen und Slowaken) bewohnten Randgebiete der ČSR an das Deutsche Reich beschlossen und ab 1. Oktober durchgeführt. Gleichzeitig trat die Tschechoslowakei unter dem Diktat von „München“ das Gebiet Teschen sowie einige Grenzgemeinden der Nordslowakei mit etwa 200.000 EinwohnerInnen an Polen ab. [...] Über eine Million TschechInnen und SlowakInnen gerieten unter deutsche, ungarische und polnische Herrschaft. Zwischen Eger und Troppau wurde der Reichsgau Sudetenland geschaffen, Südmähren wurde an den Reichsgau Niederdonau angeschlossen, wodurch insgesamt bis zu 400.000 Tschechen von Flucht, Abwanderung und Umsiedlung in den tschechoslowakischen Rumpfstaat betroffen waren, während etwa 300.000 Tschechen im Gebiet des Deutschen Reiches blieben. Andererseits verblieben mit den Prager, Iglauer, Brüner und Karpatendeutschen rund 400.000 Deutsche in der Zweiten Tschechoslowakischen Republik.

[...] Im März 1939 brach Hitler das Münchner Abkommen, marschierte in die Rest-Tschechoslowakei ein und setzte mit der Separation der Slowakei, der militärischen Besetzung der Tschechei und der Errichtung des „Reichsprotectorats Böhmen und Mähren“ den letzten Schritt zur Liquidation der Tschechoslowakei.“ (Wirth, S.213f.)

Die Frage, wie bedrohlich die Lage für die tschechischen Schatzlarer nach dem Münchner Abkommen war, ist sehr heikel. An dieser Stelle muss ich betonen, dass ich, wie bereits in der Einleitung dieser Arbeit erwähnt, nur die Sicht der Deutschen wiedergebe. Wie die tschechischen Zeitzeugen die Geschehnisse dieser Zeit sehen, kann ich hier nicht behandeln, da dieses schwierige Thema den Rahmen dieser Arbeit sprengen würde. Ich beschränke mich auf die Erwähnung eines Vereins (Kruh občanů České republiky vyhnáných v roce 1938 z pohraničí – Kreis der im Jahre 1938 aus dem Grenzgebiet vertriebenen Bürger der Tschechischen Republik), der sich mit dem Leid, das Tschechen in dieser Zeit zugefügt wurde, beschäftigt. Es existieren zu diesem Thema einige Bücher - z.B. Vyhnaní a život Čechů v pohraničí 1938 – 1945 (Vertreibung und Leben der Tschechen im Grenzgebiet 1938 – 1945), das Berichte tschechischer Zeitzeugen versammelt, die sich jedoch nicht auf Schatzlar beziehen, wo offenbar das

Verhältnis zu den Tschechen besser als in anderen Teilen der Grenzregion war. In dieser Sammlung von Erinnerungen werden von den Tschechen zwei Themen wiederholt angesprochen: das gespannte Verhältnis zu den Deutschen im Jahre 1938 (vor allem nach der Mobilisierung der tschechoslowakischen Armee zum Grenzschutz) und das fluchtartige Verlassen des Wohnortes nach dem Münchner Abkommen. Stellvertretend zitiere ich hier ausschnittsweise zwei Personen, die aus der Gegend des Riesengebirges kamen. Ein Mann aus Hoheneibe (Vrchlabí) berichtete: „Beide Nationalitäten lebten in gutem Einvernehmen bis zum Aufstieg Henleins. Dann wurden unsere Finanzer, Polizei und auch einfache Leute überfallen und sogar ermordet. Hoheneibe hatte ca. 10.000 Einwohner, davon bildeten die Tschechen ungefähr ein Drittel. [...] Nach der Besetzung im Jahre 1938 mussten einige Familien in das Landesinnere aussiedeln, und einen Großteil des Besitzes mussten sie hier lassen. Alles nahmen die Deutschen. Die Tschechen, die nirgendwohin konnten, waren Ausländer. [...] Die Tschechen durften nicht lernen, innerhalb eines Tages wurde alles Tschechische aufgelöst: Firmen, Schulen, Straßennamen usw.“ (Vyhnání, S.116f.; üs. v. R. S.)

Aus Johannisbad (Janské lázně), wohin eine tschechische Familie 1925 zur Errichtung einer tschechischen Pension ins Riesengebirge gezogen war, berichtete eine Frau: „Die Beziehungen zwischen Tschechen und Deutschen in unserem kleinen Städtchen, die bis zu dieser Zeit [der Mobilisierung] freundschaftlich waren, spitzten sich zu. Und unsere Sorgen, was weiter sein wird, wurden größer. [...] Die Deutschen hörten auf, ihre Kinder in die tschechische Schule zu schicken, tschechische Familien brachten die Kinder bereits nach den Ferien zu Verwandten in das Landesinnere und gaben sie dort in die Schule. [...] Eines Tages machten wir einen gemeinsamen Ausflug [mit den wenigen verbliebenen Gästen der Pension; Anm. d. Verfassers] auf die Hofmannbaude, das ist ein schöner Ausflug über den Lobkowicz-Waldweg über den Hang des Schwarzenbergs. Auf einmal erschienen über uns 9 Jagdflugzeuge und kreisten über dem Tal Richtung Schwarzentäl, etwas hier im Riesengebirge Niegesehenes. Der Ausflug war damit verdorben, eine böse Vorahnung ließ uns nach Hause umkehren und die Gäste fuhren noch am selben Tag ab.“ (Vyhnání, S.118; üs. v. R. S.)

Um den neunten Oktober 1938 kamen tschechoslowakische Offiziere und rieten dringend, ins Landesinnere zu ziehen. Die Familie packte fieberhaft ihre Sachen und nutzte den nächsten Transport, um in das Landesinnere zu gelangen (vgl. Vyhnání, S.119ff.).

## 5. Die Aussiedlung der Tschechen aus Sicht der Deutschen

In der Diskussion um Vertreibung bzw. Aussiedlung wird von tschechischer Seite immer wieder ins Treffen geführt, dass der Vertreibung der Deutschen eine Vertreibung der Tschechen aus dem Grenzgebiet vorangegangen war (siehe oben).

Die deutschen Schatzlarer meinen heute, dass es keine Vertreibung oder Verfolgung der Tschechen in dieser Gegend gab: „Von uns aus Schatzlar sind viele Tschechen 1938 nach Schwadowitz ausgesiedelt ins Protektorat. Die konnten alles mitnehmen, und die meisten hatten ja noch Häuser dort. Die sind nach dem ersten Krieg ins Grenzgebiet, die jungen, und dann wieder zurück, eigentlich nach Hause zurück.“

Eine schlesische Deutsche aus Kunzendorf, die im Jahre 1940 nach Schatzlar zog, sagte mir: „Ich habe als Verkäuferin in einem Kolonialwarengeschäft am Bahnhof gearbeitet. Der Geschäftsmann sprach perfekt deutsch, der wollte aber 1939 nicht hier bleiben, weil er Tscheche war: „Ich mach nach Prag.“ Man soll es nicht sagen, aber niemand hat diesen Tschechen etwas weggenommen. Die sagen immer Vergeltung. Das ist doch nicht wahr. Der Mann hat das Haus bezahlt gekriegt – von meiner damaligen Chefin, die dann bis 1945 das Geschäft hatte. 1945 haben sie ihr das Geschäft weggenommen, obwohl sie es bezahlt hatte. Hier ist keiner zu Schaden gekommen oder getötet worden. Was sie im Lande gemacht haben, weiß ich nicht.“

Einige Tschechen nutzten also ihre alten Quartiere, wo meist noch ihre Verwandten wohnten, wenige Kilometer hinter der entstandenen Grenze zwischen dem Reichsgau Sudetenland und dem Protektorat.

Ergänzend sei hier noch ein Schatzlarer zitiert, der aus einer sozialdemokratischen Familie stammte: „Als der Sudetengau angeschlossen wurde, mussten die tschechischen Beamten natürlich gehen, es kamen deutsche Beamte, aber die Arbeiter blieben da. In der Ersten Republik waren von 3800 Einwohner 200 bis 300 Tschechen da, eine Minderheit, Bergarbeiter, einige Beamte. Man hat sie nicht hinausgejagt. Es ist hier kein Gesetz von der deutschen Seite herausgegeben worden, dass sie das Land verlassen müssen. Sie sind freiwillig gegangen, weil sie wussten, dass sie ihren Unterhalt nicht behalten können.“

Die abschließende Bemerkung macht deutlich, dass sich den Tschechen in Schatzlar zwei praktikable Möglichkeiten boten: eine deutsche Identität anzunehmen oder in das tschechische Siedlungsgebiet (Reichsprotektorat Böhmen und Mähren) rückzuwandern: „Im Krieg waren wenig Tschechen da. Die sich nicht zum Deutschtum bekennen wollten, hatten dann nicht viel zu lachen. Wegen der Arbeit sind sie hier geblieben. Aber viele

haben sich zum Deutschtum bekannt. Da gab es welche, die überhaupt nicht deutsch konnten, auf einmal waren sie Deutsche. 45 war dann das Gegenteil.“

## **6. Zeit des Reichsgaus Sudetenland**

Der Anschluss des Sudetenlandes wurde von den Deutschen i. a. begrüßt, auch von den Sozialdemokraten und Kommunisten in Schatzlar, da man sich v. a. eine Verbesserung der wirtschaftlichen und sozialen Lage erhoffte. Dabei ist zu bedenken, dass die Arbeiter des Bergwerks und der anderen Industriebetriebe in sehr einfachen Verhältnissen lebten und einer schweren, gefährlichen Arbeit nachgingen. Beispielsweise mussten in der Roten Kolonie in kleinen Wohnungen unverhältnismäßig viele Menschen wohnen (siehe Kapitel Bergbau).

Eine Zeitzeugin spricht auch das Zusammengehörigkeitsgefühl mit den Reichsdeutschen unabhängig von der politischen Einstellung an: „Der Einmarsch war friedlich. Begeistert waren wir eigentlich nicht – wir waren ja Antifaschisten, aber es war eben deutsch – Hauptsache die Sprache.“

Verbesserungen konnte man auch in der Landwirtschaft erwarten. Der letzte deutsche Baudner (Gebirgsbauer) erzählte, dass seine Familie nach dem Anschluss moderne Geräte für den Ackerbau erhielt, die die Arbeit erleichterten: „Wir haben Rasenmäher und Pumpen zum Düngen bekommen. Das hat uns die Arbeit hier oben sehr erleichtert.“ Trotzdem brachten jene Schatzlarer, die sich politisch nicht mit den Nationalsozialisten identifizierten, manchmal ihre Ablehnung dieser Ideologie zum Ausdruck. Eine Schatzlarerin erzählte aus ihrer Schulzeit in Reichenberg (Liberec): „In Reichenberg der Schuldirektor ist beim Studentenaufstand 18 in Prag um die Hand gekommen. Der war ein verbissener Nazi. Der brauchte nur die Tür aufmachen und ich wusste schon: Jetzt kommst du dran... Der hat mich dauernd das Parteiprogramm gefragt, die 20 Punkte. Ich hab sie nicht und nicht gelernt. Geschichte hat der unterrichtet.

In der Schule mussten wir dann singen: Heute gehört uns Deutschland. Wir haben gesungen: Da hört uns Deutschland – schon hab ich vom Lehrer eine bekommen.“

## 7. **Kriegsausbruch und Folgen**

Der Ausbruch des Krieges änderte die Einstellung vieler Deutschen gegenüber den nationalsozialistischen *Befreiern*. Die Verbesserungen, von denen man zu Beginn profitierte, verblassten angesichts neuer Tatsachen: In umfunktionierten Bauden verpflegte man die Kriegsverwundeten, und viele, die einrückten, kehrten nicht zurück. In der Grube ersetzten Kriegsgefangene jene Bergleute, die eingerückt waren. Auch in den Spinnereien arbeiteten Kriegsgefangene aus England und Frankreich und jüdische Zwangsarbeiterinnen. Als sich die Niederlage der Deutschen abzeichnete, versuchten Eltern ihre Kinder vor dem Einsatz an der Front zu bewahren. Ein Schatzlarer, der damals noch ein Kind war, erzählte mir: „Meine zwei Brüder waren älter, die hätten im Jänner 45 einrücken sollen, aber da war schon Unruhe, da sind sie nicht gegangen. Mein Vater hat gesagt: „Wir werden es riskieren.“ Die, was von dem Jahrgang eingerückt sind, sind nach Brünn, dann an die vordersten Linien zu den Russen, die sind alle weg, gefallen.“

## 8. **Nachkriegszeit – Stigmatisierung und Diskriminierung**

Als die Lage ausweglos schien, verließen die deutschen Soldaten Hals über Kopf Schatzlar. Die Waffen wurden in Straßengräben zurückgelassen und boten Kindern ein gefährliches Spielzeug, wodurch es auch zu tödlichen Unfällen kam. Ein Erlebnis angenehmer Natur schilderte mir ein Schatzlarer: „Vor unserer Haustür stand eine Gulaschkanone. Da hab ich Töpfe mit Butterhonig weggenommen.“

Die Deutschen in der wiedererrichteten Tschechoslowakei waren nach den harten Kriegsjahren mit Erschwernissen und Benachteiligungen konfrontiert. Zur Kenntlichmachung mussten die Deutschen weiße Armbinden mit dem „N“ für Němec/Deutscher tragen, jene, die antifaschistische Gesinnung nachweisen konnten, eine rote Binde, die allerdings kaum Vorteile brachte: „Wir als Antifaschisten hatten rote Binden, die anderen weiße mit dem N. Wir durften nur bis 8 Uhr hinaus, nicht ins Kino usw. Erst ab 1947 hat sich das gelegt.“ Ein ehemaliger Bergmann bestätigte diese Aussage: „Ich habe da noch ein Dokument, auf dem steht, welche Gegenstände wir als Deutsche abgeben mussten. Dort werde ich als Staatsfeind bezeichnet, obwohl ich erst fünf Jahre alt war. Auf der anderen Seite hatten wir den Schutz von der

Kommunistischen Partei, weil mein Onkel sechs Jahre im KZ Sachsenhausen war. Seine Mutter bekam Schutz vor den Gardisten. Aber sonst waren wir Staatsfeinde. Und das, obwohl meine Eltern nicht bei der NS-Partei waren, die waren Sozialdemokraten und im Arbeiterturnverein.“

#### Schrecken durch Rote Garden

Unmittelbar nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges verbreiteten Partisanen für zwei Monate Schrecken in Schatzlar, indem sie mit einem Panzerzug kamen und dort Menschen misshandelten. Eine ältere Dame, die die damaligen Ereignisse bewusst miterlebte, schilderte:

„Die Partisanen waren am 10. oder 12. Mai 45 da, 100 Soldaten. Vor denen waren die Mädels nicht sicher. Die haben die deutschen Mädels und Frauen in den Panzerzug verschleppt und vergewaltigt. Die mussten auch arbeiten gehen von dort aus. Und wenn dann wieder ein Transportzug für die Deutschen, die ausgesiedelt sind, gekommen ist, haben sie die auch ausgesiedelt. Von denen aus dem Panzerzug sind auch viele – die Jugend – dageblieben. Die haben sich da angesiedelt, die Kinder von den Soldaten.“  
Einige Deutsche wurden einfach erschossen. Diese Hinrichtungen fanden im Wald oder in den Bergen statt: „Ich kenne die Stellen. Der Oberförster, seine Frau war Tschechin, ein sehr solider Mann, die Stelle, wo er mit seiner Frau und seiner Schwägerin hingerichtet worden ist, ist bezeichnet gewesen. Das hat ein Deutscher gemacht, der wusste von den Ansässigen, wo. Da war ein Kreuz beim Schloss, doch das schlichte Kreuz mit dem Namen ist jetzt weg. Ich habe es photographiert.“ Eine andere Tötung betraf einen Kriegsrückkehrer: „Der Fess Hannes, vor einigen Jahren in Nürnberg gestorben, war ein Rehorner, ein prima Kerl, guter Sportler. Er ist 1967 ausgezogen. Sein Bruder ist bei der Rückkehr von der Front, als er nach Hause strebte, unter der Hubertus-Baude hingerichtet worden, von einem tschechischen Kommando. Er hat den ganzen Krieg überstanden, zweimal verwundet, kommt nach Hause, ungefähr einen km vor seinem Haus, ist er geschnappt worden. So sind viele hingerichtet worden.“

## Verhältnis zwischen Tschechen und Deutschen

In dieser Zeit des Schreckens zeigte sich aber auch, dass das Verhältnis zwischen Deutschen und Tschechen auf privater Ebene ein gutes sein konnte. Manche Tschechen, die während des Reichsgaus Sudetenland in Schatzlar geblieben waren, nutzten die Gelegenheit, um sich für ihnen erwiesene Dienste in der Kriegszeit zu revanchieren. Eine Gesprächspartnerin erzählte mir, wie sie von tschechischen Nachbarn vor den Partisanen geschützt wurde: „Wir hatten Tschechen im Haus wohnen. Wenn die Frau gehört hat, dass sie kommen, hat sie gesagt:

„Versteck dich.“ Die hat mich nie verraten. Die hatte drei Kinder, die Mutter nur einen Arm. Mein Vater hat die Lebensmittelkarten vertragen im Rayon im Krieg. Die haben immer für die Kinder viel gekriegt und das hat die nie vergessen. Die hat mich nie verraten.“

Genauso allerdings wurden jene, die in der Zeit des Sudetengaus ausfällig gegenüber Tschechen gewesen waren oder sie schikaniert hatten, nicht geschützt. Auch in diesen Fällen erfolgte Revanche: „Die, die im Krieg böse zu ihr gewesen sind, hat sie runter gemacht. Die mussten dann in den Panzerzug und arbeiten. Mein Vater hat immer gesagt, dass man zuerst den Menschen sehen muss, egal welche Nationalität er hat.“

Eine andere Frau, damals noch ein kleines Mädchen, versteckte sich aus Angst eine Woche auf der Hubertusbaude. Und ihr späterer Schwiegervater hatte für den Ernstfall ein Versteck am Niederbusch im Wald ausfindig gemacht, wo man bei Bedrohung Unterschlupf gefunden hätte.

Die Angst, die die Partisanen und die Rote Armee verbreiteten, trieb Menschen auch in den Selbstmord. Von seinem damaligen Nachbarn erzählte mir ein Schatzlarer: „Der Mann war Arzt und hatte so einen großen Ring, in dem Gift war. Er sagte, dass er sich damit umbringt, wenn etwas ist. Im Zug bei der Aussiedlung hat er dann sich und seine Familie vergiftet. Er wusste ja nicht, was mit ihnen passieren wird.“

Auch im Alltag ließ man die Deutschen spüren, dass sie sich als Verlierer nun unterzuordnen hatten. Immer wieder kamen Schikaniierungen vor: „Ich bin mit einer Freundin am Gehsteig bei der Kolonie gegangen. Da kam eine Tschechin und sagte: „Ihr zwei deutschen Schweine geht runter. Für euch ist die Straße.“ Die Freundin war dann in München, die habe ich erst nach 30 Jahren wieder gesehen. Sie hat mich einmal besucht. Wie wir dann dort gegangen sind, haben wir beide dran gedacht.“

Die Schikanen, denen die Deutschen ausgesetzt waren, empfanden auch Tschechen als ungerecht. Der einheimische Tscheche Pavel Klimeš erinnerte sich: „Ich habe selbstverständlich sehr stark wahrgenommen, dass die Deutschen, die hier geblieben sind, es nicht leicht hatten, auch was ihre gesellschaftliche Stellung betrifft. Die Tschechen konnten sich alles erlauben. [...] Schon, dass einer ein Deutscher war, war verdächtig. Soll er doch froh sein, dass er hier bleiben kann, sagte man.“ (Klimeš, Hlavně, S. 202)

### Gegenseitige Hilfe

Von den Lebensmittelkarten, die nach dem Krieg ausgegeben wurden, erhielten die Deutschen weniger als die Tschechen. Doch halfen sich in dieser schweren Zeit Deutsche und Tschechen gegenseitig, wie mir ein gebürtiger Lampersdorfer schilderte: „Beim Tuček konnten wir hinkommen oder beim Zup in Lampersdorf für eine Portion Wurst. Denen hat das Geld gereicht – die hatten ja nur mehr Arbeit mit den Karten. Onkel Edi und Onkel Erdmann sind sonntags immer auf ein Bier gegangen – die Kinder haben immer eine Wurst gekriegt und eine saure Gurke – beim Geld ist es ja nicht draufgestanden, ob es von Tschechen ist oder Deutschen. Beide profitierten.“

### Vernichtung nationalsozialistischer Stücke

Um Schwierigkeiten vorzubeugen, wurden Gegenstände mit nationalsozialistischer Färbung wie Lehrbücher oder Photographien der Führungspersönlichkeiten des nationalsozialistischen Regimes verbrannt.

Eine Schatzlarerin erzählte in diesem Zusammenhang über einen Vorfall, der, nachdem Ruhe eingekehrt war, noch einmal für große Aufregung sorgte: „1948 wurde ein Wilderer erschossen. Von seiner Mutter der Bruder war bei der SS, der war schon ausgesiedelt. Die Wohnungen wurden durchsucht, weil sie die Waffe suchten, die war aber im Wald versteckt. Die Frau kam zu mir und sagte: „Du, ich weiß nicht, wir hatten so ein großes Bild, wo die alle drauf waren: der Hess, der Hitler, die ganze Führung. Wo kann das Bild sein? Wenn die das finden, ist der Teufel los.“ Verzweifelt suchten wir nach dem Bild. Ich hab das Bild dann zum Glück in einer Schublade gefunden. Wir haben sehr viel verbrannt. Wie das mit dem Wilderer Werner war, weil das für eine politische Aktion gehalten wurde, was es aber nicht war. Da hat man wieder sehr Angst gehabt. Wir sollten nicht zur Beerdigung gehen, sind aber doch gegangen. Das wurde streng überwacht, weil die eben gedacht haben, das ist politisch, aber damit hatte das nichts zu tun. Der Junge wollte

Jäger werden, das war nicht möglich. Als Waldarbeiter war er mit einem Kollegen wildern, einer hat den anderen erschossen. Am Martinstag war das, am 11. November 48. Da war wieder schrecklicher Aufruhr in Schatzlar: Die Deutschen... Obwohl es nur ein Wilderer war. Die haben die Waffe gesucht. Der Wilderer ist nicht gleich gestorben, im Spital ließen sie ihm Spritzen geben, dass er aussagen kann, weil die haben die Eltern verdächtigt, seinen Vater. Zuletzt hat er ausgesagt, wo die Waffe versteckt war, weil sie alles auf den Kopf gestellt haben.“ Dieser Vorfall zeigt, dass die brutalen Aktionen direkt nach Kriegsende ihre Wirkung nicht verfehlt hatten. Als Angehörige der deutschen Volksgruppe musste man von nun an aufpassen. Viele hätten es dann vorgezogen, freiwillig auszuwandern, denn ein normales Leben schien ihnen unter den gegebenen Bedingungen unmöglich. Aber es kam anders. (An dieser Stelle sei erwähnt, dass im Zug der stalinistischen Repressionen auch viele Tschechen zu leiden hatten, ihr Eigentum verloren, Berufsverbot erhielten oder sogar inhaftiert wurden.)

## **9. „Wir wollten weg“ - Aussiedlung**

Als die Aussiedlung angelaufen war und sich herausstellte, dass von der deutschen Volksgruppe nur ein kleiner Teil in der Tschechoslowakei zurückbleiben würde, wollten auch viele Deutsche mit der roten Armbinde aussiedeln, obwohl sie unter dem Schutz der tschechoslowakischen Sozialdemokraten standen. Im Normalfall ließ man solche Deutsche unter etwas besseren Bedingungen als jene mit der weißen Armbinde (mit dem Buchstaben N für Němec/Deutscher) auswandern, zumeist in die Ostzone Deutschlands. Da jedoch das Besiedlungsamt für Schatzlar zu wenige tschechische Neusiedler und damit Ersatz für ausgesiedelte Arbeitskräfte v.a. im Bergbau fand, hielt man diese Deutschen zurück. Die Ausreisewilligen – unter dem Eindruck der Schrecken unmittelbar nach Kriegsende - hatten bereits mit dem Verlassen ihrer Heimat gerechnet und sich auf die Übersiedlung ihres beweglichen Besitzes vorbereitet, wie mir eine Dame berichtete: „Wir durften ja nicht hinaus, wegen der Grube haben sie uns nicht hinausgelassen. Wir wollten ja alle aussiedeln, wir hatten alle angesucht gleich 1945, 1946. Wir wollten alle raus. Wir hatten schon alles vorbereitet, Kisten und so, denn wir sollten ja nur 25 Kilo, später schon 75 Kilo mitnehmen. Kartoffelkisten und Säcke mit Namensschildern, das hatten wir alles schon vorbereitet. Aber sie haben uns nicht hinausgelassen wegen der Grube. Die hatten ja keine Leute. Die Kriegsgefangenen waren weg. Die Tschechen wollten da auch nicht arbeiten, die wollten angeben und Meister oder Steiger spielen.

Wir wollten – nicht „heim ins Reich“ – aber bei den Deutschen sein, zu den Deutschen. Ich weiß noch, wie sie meine Großeltern von Gabersdorf ausgesiedelt haben, haben wir gesagt: Wir kommen sowieso bald nach. Wir sind dann doch nicht nachgekommen. Wir waren ja Antifaschisten, mit roten Binden, wir hätten ja viel mehr mitnehmen können.“

#### Zerrissene Familien

Wie in obigem Fall konnte die Aussiedlung auch Familien zerreißen. Über die Aussiedlung ihrer Großeltern erzählte mir die Dame: „Von mir wurden die Großeltern aus Gabersdorf ausgesiedelt. Sie mussten aus der Wohnung. Ein Jahr waren sie in den Judenbaracken, mussten mit über 70 in die Spinnerei. Beide waren Aufseher oder Vorarbeiter – Meisterin – dann haben wir angesucht, dass sie zu uns kommen, aber mein Großvater wollte uns nicht auf der Tasche liegen. Also haben sie sie nach Altstadt in das Sammellager gebracht, von dort kamen sie an die Ostsee nach Stralsund. 1954 durfte meine Mutter zum ersten Mal auf Besuch fahren, ich nicht: nur Eltern zu Kindern oder umgekehrt. 1956 bin ich dann mit meiner Tochter. Dann jedes Jahr Mutter oder ich.“

Eine andere Gesprächspartner meinte rückblickend: „Es war ein Fehler, dass sie nicht alle hinausgeschmissen haben, wie sie es in Schlesien gemacht haben. In Kunzendorf haben sie gefragt: Wollt ihr Polen werden oder Deutsche sein? Wenn ihr keine Polen werdet, dann geht morgen früh der Zug. Deutsche zu Deutschen.“

#### Tschechische Aussiedler

Die Aussiedlung betraf nicht nur Deutsche, sondern auch Tschechen, die einen deutschen Elternteil hatten. Viele von ihnen waren in die Wehrmacht eingezogen worden und mussten nach ihrer Rückkehr ihre Heimat bald wieder verlassen: „Die Tschechen, die in der Roten Kolonie wohnten, sind auf die Grube gegangen. Wir hatten ja auch eine tschechische Schule. Viele kamen aus Příbram. 1938 sind viele von denen ins Protektorat gegangen, aber nicht alle. Die, die da geblieben sind, haben sich ja dann zu den Deutschen bekannt, die meisten. Die waren dann schon aus Mischehen. 1945 war das schlecht für sie, da haben sie auch von denen viele ausgesiedelt.“

Also arbeitete man auf der Grube oder in der Flachsspinnerei, musste dabei aber in den ersten Jahren mit weniger Lohn ausgekommen, da ein Viertel oder sogar die Hälfte abgezogen wurde. Die Sparbücher wurden gesperrt und nur in speziellen Fällen frei

gegeben: „Da haben wir geheiratet. Für das Standesamt konnten wir 3000 Kronen vom gesperrten Konto abheben – sonst war alles gesperrt. Von meinem Mann der Großvater hat überhaupt keine Rente bekommen, erst mit der Staatsbürgerschaft 1948 oder so, deshalb hat mein Mann 300 Kronen monatlich vom Sparbuch für seine Großeltern abzweigen können. Dieser Großvater wohnte in Lampersdorf, war Bergmann, der Vater meines Mannes auch.“

In der Arbeit standen Schikanen auf der Tagesordnung: „Damals waren die Tschechen ekelhaft. Die haben gesagt, jetzt wird es besser gehen, jetzt haben wir lauter Geschulte. Da waren 7 oder 8 Lehrer, zwei haben sich umgebracht, wie sie sie schikaniert haben in der Arbeit. Die erste Zeit haben sie uns schikaniert, wo sie konnten – auch einige Deutsche – der ganz niedrige Stand hat an uns den Zorn ausgelassen, weil wir Bildung hatten.“

## **10. Schließung der deutschen Schulen**

Da nach Kriegsende sofort die deutschen Schulen geschlossen wurden, konnten viele Deutsche die Schule nicht abschließen. Schon gar nicht konnten sie ihren Weg zu einer höheren Bildung, den ihre Eltern für sie vorgesehen hatten, fortsetzen. Für die tschechischen Schulen mangelte es an Sprachkenntnissen.

Über einen seiner Brüder erzählte mir ein Schatzlarer: „Aber wie der Krieg zu Ende war, durften wir Deutsche nichts lernen mehr, und da hat er müssen gleich auf die Grube gehen. Gleich 45 ist er auf die Grube gegangen. Und der andere Bruder hat die Wirtschaft übernommen. Wir haben ja fünf Kühe gehabt, einen Ochsen zum Ziehen, Kälber.“

Ein anderer landete letztendlich auch im Bergwerk: „Ich bin vier Jahre in Lampersdorf in die Volksschule gegangen, dann dreieinhalb Jahre in die Bürgerschule gegenüber von dem Kaufladen, wo der Kindergarten jetzt ist. Dann kam 1945, Umsturz, dann gab es für Deutsche weiter keine Schule. Ich hab wohl das Halbjahreszeugnis bekommen, aber Abschlusszeugnis von der achten Klasse hab ich keins. Mein Vater wollte, dass ich nicht auf die Grube gehe – die Grube ist das letzte. Lieber etwas anderes machen, auf die Grube ist immer noch Zeit. Mein Vater versuchte daher etwas anderes: Er hatte einen Kollegen in Schwarzwasser, der hatte zwei Kühe – dort wollte er mich hingeben, dass ich wenigstens genug zu essen hab. Wir hatten ja deutsche Karten, da gabs nicht so viel drauf. Einen Tag, bevor ich antreten sollte, sind die Russen gekommen und haben dem

lieben Mann eine Kuh geholt oder alle beide. So konnte er die Verantwortung für mich nicht übernehmen.“

Durch die Umwälzungen war also der Bildungsweg unterbrochen und abgebrochen, ein Aufstieg ausgeschlossen. Was blieb, war die Arbeit auf der Grube. Für die Deutschen blieb also weder die Wahl des Wohnorts (Aussiedlung nach Deutschland oder Bleiben in der Tschechoslowakei) noch die Wahl der Ausbildung bzw. des Berufs.

Die Arbeit auf der Grube hatte andererseits den Vorteil, dass man bei der Familie bleiben konnte und nicht in das Landesinnere umgesiedelt wurde: „Mein Vater kannte den Verwalter der Grube: „Wenn der Sohn auf der Grube ist, ist er sicher, muss er nicht ins Land hinein.“ Am 3. Juli habe ich angefangen am Schacht, mit kurzen Hosen und Kniestrümpfen.“ In anderen Teilen der Grenzregionen versuchte der Staat die Assimilation der verbliebenen Deutschen zu beschleunigen, indem man sie zersiedelte. Sie lebten dann auf das Landesinnere verteilt und hatten kaum Möglichkeiten, ihre Muttersprache zu pflegen.

## 11. Goldgräber

Die alten Goldgräber

Die nach der Aussiedlung der Deutschen leerstehenden Gebäude lockten Leute aus dem Landesinneren an, die die Häuser nach wertvollen und brauchbaren Gegenständen durchsuchten und ausräumten. Doch bevor ich auf diese Problematik eingehe, möchte ich mich der historischen Dimension des Begriffs Goldgräber oder auf Tschechisch – auch die Deutschen verwenden meist den tschechischen Begriff – *zlatokopové* zuwenden. Das Riesengebirge lockte bereits im Mittelalter Abenteurer und Bergleute an, die hier nach edlen Metallen schürften. So erzählt die Geschichte, dass seit Anfang des 14. Jahrhunderts Welsche, also Italiener, durch ganz Europa zogen, um Edelsteine und andere wertvolle Materialien für die Florentiner Mosaikkunst und die Venezianische Glaserzeugung zu sammeln. Diese Suche verschlug sie auch in das Riesengebirge. Dass diese Leute wagemutige Abenteurer gewesen sein mussten, versteht sich von selbst, war doch das Riesengebirge damals eine unwegsame, nahezu undurchdringliche Wildnis. (Siehe auch Kapitel Bergwerk) Offensichtlich wurden die Welschen oder Walen fündig. Um ihre Wege zu kennzeichnen und dadurch sicher zurückzugelangen, hinterließen sie Markierungen. Diese dienten auch bei der nächsten Suche als

Orientierungshilfe. Auf der polnischen Seite des Riesengebirges erhielten sich solche Wegweiser und Markierungen bis heute (vgl. Lokvenc, S.19)

Eine Chronik – die des Trautenauers Simon Hüttel – setzte den Anfang der Goldsuche im Gebiet des Rehorns, des Hausberges von Schatzlar, sogar noch früher, nämlich an der Wende des ersten zum zweiten Jahrtausend, an. Belegt ist ein echtes Goldfieber erst in der Regierungszeit des Hauptmanns Christoph von Gendorf, als Gold vom Rehorn für die Prager Münze verwendet wurde (vgl. Tichý, S.24).

Die abenteuerlichen Goldgräber – vor allem die welschen - waren den Einheimischen suspekt, denn sie trugen eine andere Kleidung und sprachen eine andere Sprache. Sie waren Fremde, die Wertvolles aus dem Riesengebirge mitnahmen und wieder verschwanden.

### Die neuen Goldgräber

Und damit kehre ich zu der Lage in der Grenzregion zur Zeit der Aussiedlung der Deutschen zurück, denn dort verhielten sich einige Leute nicht unähnlich den Goldgräbern von damals.

In der Nachkriegs-tschechoslowakei erfuhr man auch im Landesinneren von den Vorgängen in der Grenzregion (abgesehen davon wurden auch im Landesinneren Deutsche ausgesiedelt). Das führte zu Überlegungen, in diese Region zu ziehen, da die Fabriken noch standen und Arbeitsplätze garantierten, es rief aber auch Profiteure – Aussiedlungsgewinnler – auf den Plan, die die Situation ausnutzten.

An dieser Stelle möchte ich zunächst eine Tschechin zitieren, deren Erinnerungen ich in einem Buch fand (Sudetské osudy – Sudetenschicksale). Eva Novotná stammt aus einer tschechischorientierten Mischehe. Ihre Familie verließ die Heimatstadt Petzer (Pec pod Sněžkou) vor dem Einmarsch der deutschen Truppen, kehrte aber nach dem Krieg zurück. Über die Goldgräber erzählt sie: „In dieser Zeit sind solche Piraten hierher gekommen, die wirklich geplündert haben. Sie sind tatsächlich mit Aktentaschen gekommen und mit vollen Lastwagen abgefahren. Und dann ist noch eine zweite Welle von Leuten gekommen, die sich die besten Häuser genommen haben. Aber wenn du das so beobachtest, dort gab es wenig familiäres Glück. Die Mama hat gesagt, dass diese Häuser verflucht sind.“ (Sudetské osudy, S.68)

Das heißt, dass auch die tschechischen Einheimischen, die zurückwanderten, das Verhalten ihrer Landsleute missbilligten. Sie kannten die früheren Besitzer der Gegenstände, die im großen Stil abtransportiert wurden. Das Treiben der Goldgräber

trug zu einer negativen Einstellung der Bewohner in der Grenzregion gegenüber den Tschechen aus dem Landesinneren bei.

Auch in Schatzlar hörte man von den Beutezügen, jedoch in der Stadt selbst war man davon nicht betroffen. Offensichtlich – so meinten einige Schatzlarer – waren hier zu viele Deutsche verblieben. Außerdem standen größere, reichere und leichter erreichbare Städte zur Wahl.

„Bei uns hat es die Goldgräber nicht so gegeben. Anderswo schon, aber hier nicht. Wir haben aber viel davon gehört,“ meinte ein ehemaliger Bergmann.

Unangenehm waren die Plünderungen später für die neuen Siedler, die in die Grenzregion kamen, um die leerstehenden Häuser zu beziehen, denn sie fanden sie nicht nur unbewohnt, sondern auch leergeräumt vor.

## 12. Osídlování – die Neubesiedlung der Grenzregion

„Die Vereinfachung und Lösung der Frage nationaler Minderheiten verfestigte die innenpolitische Situation unseres Staates sehr. Die Besiedlung der Grenzregion durch das tschechische und slowakische arbeitende Volk war ein großes historisches Werk von gesamtstaatlicher Bedeutung,“ schrieb im Jahre 1961 der tschechische Historiker Husa in seiner Geschichte der Tschechoslowakei (Husa, Dějiny Československa, S.421; üs. v. R. S.). Weiter heißt es dort: „Daran beteiligten sich auch viele Tschechen und Slowaken, die auf Einladung der Regierung aus dem Ausland zurückkehrten, wohin sie in Zeiten des Kapitalismus gezwungen waren zu gehen, um ihren Lebensunterhalt zu verdienen. Mit dem Abschub der zahlreichen deutschen kapitalistischen Bourgeoisie änderte sich die Klassenstruktur der Bevölkerung in der Grenzregion bedeutend. Zehntausende tschechische und slowakische Landlose und Kleinbauern bekamen in der Grenzregion Boden und wirtschaftliche Einrichtungen.“ (Husa, Dějiny Československa, S.421; üs.v.Verf.) Die ideologische Färbung der Geschichte Husas ist offensichtlich, trotzdem finden wir in diesem kurzen Ausschnitt drei wichtige Tatsachen, die einen großen Einfluss auf die Grenzregion hatten:

- Nationale Homogenität nach offizieller Meinung – die Realität sah anders aus. De iure existierte die deutsche Minderheit nicht.
- Abschub, Aussiedlung oder Vertreibung der Deutschen aus der Grenzregion. Damit änderte sich jedenfalls die Bevölkerungsstruktur.

- Wiederbesiedlung der Grenzregion. Viele Tschechen und Slowaken, aber auch andere erhielten in der Grenzregion eine neue Heimat.

Houžvička fasste die Umwälzungen in der tschechischen Grenzregion und ihre Folgen später so zusammen: „Ganz allgemein charakterisiert die Grenzregion die periphere Lage im Verhältnis zum Zentrum, spezifische, natürliche und klimatische Bedingungen, aber auch eine durch den Austausch der Bevölkerung verursachte soziokulturelle Diskontinuität, die eine Folge des Abschubs der deutschsprachigen Bevölkerung der Grenzregion nach dem 2. Weltkrieg war. Die umfangreichen Verschiebungen der Bevölkerung verbunden mit der Neubesiedelung der Grenzgebiete führten zu einer bedeutenden Deformation der Migrationsprozesse, was nachteilige Auswirkungen einerseits auf die Bevölkerungsstruktur und –dichte der Grenzgebiete hatte, andererseits bildete es eine weniger günstige Sozial- und Bildungsstruktur. Das gilt (jedoch) nicht für die ganze tschechische Grenzregion in gleichem Maße.“ (Houžvička, Sudetoněmecká otázka, S.6; üs. v. R. S.)

#### Neubesiedelung und sozialer Wandel

Die bereits in den letzten Jahren des Zweiten Weltkriegs beschlossene Aussiedlung der meisten Deutschen zwang die Verantwortlichen Maßnahmen zu setzen, um dem dadurch entstandenen Arbeitskräftemangel in der Grenzregion entgegenzuwirken. Daher entschloss man sich in großem Maße Tschechen, aber auch andere Slawen anzusiedeln, wodurch der Weiterbetrieb der Industrie garantiert werden sollte. Bei den Neusiedlern handelte es sich um Tschechen aus dem Innenland und aus dem Ausland (Wolhynien-Tschechen, Wiener Tschechen, Tschechen aus dem Glatzer Land, die aus Polen abgeschobenen sogenannten Moravci (vgl. Kastner, Osidlování českého pohraničí od května 1945, S.13)), Slowaken, aber auch Rumänen. Auf die Herkunftsgebiete der Neusiedler, die nach Schatzlar kamen, gehe ich weiter unten ein.

Nach Houžvička kamen bereits im Laufe des Zweiten Weltkriegs tschechische Arbeiter aus dem Protektorat in die Grenzregion, den Reichsgau Sudetenland, da das Einrücken vieler Deutscher aus diesem Gebiet einen Mangel an Arbeitskräften verursachte. Aus diesem Grund setzt Houžvička die von ihm als Proletarisierung (proletarizace) bezeichnete Entwicklung bereits zu Beginn der 1940er Jahre an. Der Abschub der deutschen Bewohner und die Neubesiedlung setzte die soziale Umstrukturierung fort (vgl. Houžvička, Sudetoněmecká otázka, S.8).

Wichtig ist die Bemerkung Houžvičky, dass die Umstrukturierung der Grenzregion nicht überall im selben Ausmaß vor sich ging, denn gerade in Schatzlar mussten verhältnismäßig viele Deutsche bleiben, um den Betrieb in der Steinkohlengrube aufrecht zu halten. Daher kam es nicht zu einem nahezu totalen Austausch der Bevölkerung von 1945 bis 1948 wie in anderen Gebieten, speziell an der tschechoslowakisch-deutschen Grenze.

Das Interesse neuer Siedler an Schatzlar war gering, da sie die schwere Arbeit im Bergwerk und die verhältnismäßig hohe Lage Schatzlars abschreckte. Daher arbeiteten auch 1946 in manchen Betrieben nur Deutsche, in anderen lag der Anteil tschechischer Arbeiter bei 11% bis 27%, weshalb die regionale Presse darauf verwies, dass in der Schatzlarer Region noch viel Arbeit bezüglich Neubesiedlung warte (vgl. Kmoníček, *Návrat domů*, S.106). So lebten

1946 in der Region 27% Tschechen, die sich auf bestimmte Orte konzentrierten: in Bober waren es 40%, in Rehorn – also in hoher Lage mit landwirtschaftlicher Nutzung – nur 3%. Insgesamt wurden jedoch auch in Schatzlar viele Menschen neuangesiedelt, wie mir meine Gesprächspartner berichteten. Die Erinnerung daran ist noch lebendig. Aus diesen Erinnerungen geht hervor, dass die Ankunft tschechischer oder slowakischer Menschen oft mit dem sofortigen Auszug deutscher Familien aus ihren Häusern verbunden war. Ein gebürtiger Lampersdorfer, der später in Schatzlar lebte, beobachtete folgendes Geschehen als Kind: „Ich war Augenzeuge bei Haselbachs, die hatten zwei Söhne, Siegfried und Herrmann, die waren so alt wie ich. Die Frau Haselbach hat Mittagessen gemacht, da kamen die Neuen – sie war noch nicht fertig mit dem Mittagessen, 25 Kilo packen und weg. In 20 Minuten, konnten nicht mehr zu Mittag essen. Die, was gekommen sind, das waren Slowaken, die haben sich hingesetzt, das Mittagessen fertiggemacht und gegessen.“ Die Aussiedlung kam also für diese Familie überraschend, von staatlicher Seite stand durchaus ein System dahinter. Dieses Beispiel verdeutlicht, dass der Staat an einer möglichst raschen Neubesiedlung der Grenzregion interessiert war. Tatsächlich wurden beide Vorgänge von mehreren staatlichen Stellen zentral und als Gesamtkaktion geplant und durchgeführt (vgl. Vonarburg, *Osídlování*, S.7f.). Und ein Haus oder eine Wohnung konnte erst bezogen werden, wenn die deutschen Bewohner ausgezogen waren, auch wenn Auszug und Einzug der Familien am selben Tag durchgeführt werden mussten. Beide Vorgänge sollten nach den Plänen in den ersten beiden Nachkriegsjahren abgeschlossen sein – Gottwald erklärte am 28. Oktober 1946 den Abschub der Deutschen für beendet (vgl. Kmoníček, *Návrat domů*, S.105).

## Verhältnis zu den neuen Siedlern

Die neuen Siedler übernahmen nach Kriegsende die Geschäfte und Betriebe: „Mit der Aktentasche sind welche gekommen und haben die Geschäfte übernommen. Das Elektrogeschäft, die Glaserei, Molkerei, Modewaren.“ Oft kam es vor, dass Tschechen, die vor 1939 von Schatzlar weggezogen waren, zurückkehrten. Die Kriegszeit hatten sie beispielsweise in Schwadowitz, wo auch eine Grube existierte und das unmittelbar hinter der Grenze des Sudetengaus mit dem Protektorat – also der Sprachgrenze – lag, verbracht. Da diese Tschechen in vielen Fällen Verwandte in Schwadowitz hatten, war dieser Umzug nicht allzu aufwendig. Nach dem Krieg konnten sie zurückkehren, zum Teil waren ihre Eltern auch in Schatzlar geblieben.

Im Großen und Ganzen dürfte das Zusammenleben von Anfang an relativ gut funktioniert haben, obwohl viele ältere Schatzlarer des Tschechischen nicht mächtig waren: „Wir können uns eigentlich nicht beklagen. Wir durften ja nicht sehr viel reden. Das, was wir im Geschäft gebraucht haben, die paar Worte konnten wir ja. Meine Eltern nicht, die sind nicht einkaufen gegangen. Und von den Tschechen konnte niemand deutsch (ironisch) – später dann konnten sie schon. Zum Beispiel ein Modegeschäft gehörte bis 1945 gewissen Nowotnys – das waren Deutsche als Geschäftsleute. Nach dem Krieg hießen die Besitzer wieder Novotný – das waren aber Tschechen. Das waren sehr nette Leute. Wir haben 47 geheiratet und wir hatten ja nichts. Die Frau aus dem Modehaus hat mir wollen ihr Brautkleid borgen. Also wir können eigentlich nicht viel sagen. Aber viel haben wir uns mit ihnen auch nicht abgegeben. In der Arbeit war es schlimmer, da hatten wir den Abzug, 25%.“

Ein anderer Schatzlarer bestätigte dies: „Mit dem Begriff zlatokopové – dass die Leute so reich geworden wären, das war hier nicht. Bei uns hat man diesen Begriff nicht so gehört. Wir haben immer gesagt: die Hergelaufenen. Die Geschäfte übernommen: Drogerie und Elektrogeschäft, also, die haben sich bemüht, deutsch zu reden, gleich von Anfang an. Die haben eingesehen, dass wir nicht schlecht sind, denn wir haben bezahlt – nicht wie die Zigeuner. Nach dem Krieg gab es ja nichts, wir mussten Front (Schlange) stehen. Und die haben uns gesteckt, wann Ware kommt. Da sind wir ja dann zwei Nächte da gestanden, im Auto gesessen für eine Waschmaschine für die Enkel bei der Heirat. Wir haben uns abgewechselt, alle sechs Stunden. Dann haben sie zehn Stück gebracht Waschmaschinen, Fernseher,... Geld hatten die Leute, aber keine Ware – jetzt ist es umgekehrt.“

Mit der Zeit freundete man sich mit den neuen Nachbarn an, man ging am Abend fort – und es wurde auch geheiratet: „Meine Tochter hat ja auch einen Tschechen geheiratet. Die Großeltern sind in der Ersten Republik da gewesen, dann sind sie auch nach Schwadowitz, dann sind sie zurückgekommen nach Bober.“

Ein ehemaliger Bergmann erzählte mir, dass auch Rumänen in die Gegend, vor allem nach Lampersdorf, kamen: „Die Rumänen waren viel besser als die Slowaken. Die sind von Deva gekommen, dort sind Kohlenwerke – das waren wenigstens Bergleute, die haben sich auf der Grube ausgekannt. Die haben sich mehr mit den Deutschen befreundet als die Slowaken, die es hier gut haben wollten und große Bauern spielen wollten.“

Die neuen Siedler brachten auch Traditionen aus ihrer Heimat mit: „Michalik haben die geheißen, mit den Enkelkindern habe ich mich befreundet – das war auch ein Gasthaus mit Kegelbahn, die war sogar gedeckt. Die hatten ein Harmonium, mit einer Münze hat es gespielt. Brot haben sie alleine gebacken, das waren sie gewöhnt aus der Slowakei, er ist dort gesessen und hat mit einem Säbel Speck geschnitten. Zu Weihnachten sind sie mit dem Schlitten und zwei Pferden in Schafspelzen zur Kirche...“

### 13. Beziehungslosigkeit und Untergang

Die Aussiedlung und Neubesiedlung führte zu einer Störung des sozialen Gefüges, in großen Teilen sogar zu einer totalen Liquidierung aller bisherigen sozialen Bindungen, aber auch zum Verlust alter Traditionen und Bräuche, zu einem Verlust der Bedeutung der Kirche, die von früheren Kirchgängern aus Vorsicht gemieden wurde. An die Stelle der alten deutschen Kultur trat eine neue, vom Regime gesteuerte Kultur. Nun wurde nicht nur der 1. Mai gefeiert, sondern auch der 9. Mai, der Internationale Frauentag, die Oktoberrevolution. Im Falle von Schatzlar kam es in diesem Punkte in den 1970er Jahren gleichsam zu einer Verbindung von alter und neuer Tradition, richtete sich doch der Kulturverband tschechoslowakischer Bürger deutscher Nationalität nach diesen Feiertagen, um die deutsche Kultur zu pflegen (siehe Kapitel Kulturverband).

Viele Menschen ohne Beziehung zur Landschaft bewohnten nun das Riesengebirge und die Schatzlarer Umgebung. So schilderte ein gebürtiger Lampersdorfer: „In Lampersdorf – das haben wir mit dem Papa gezählt – haben sie 70 Häuser weggerissen. Die sind in die Häuser gezogen, haben es devastiert, dann haben sie wieder etwas anderes gekriegt. Oder sie haben in die Slowakei Dreschmaschinen, Ziegel von den Häusern geschickt, Landmaschinen, in den 50er Jahren. Es waren zlatokopové. Die dachten, dass sie auf der Grube weiß Gott wie Geld verdienen, dann sind sie wieder weg. Wenig haben ausgehalten. Wie Zigeuner – was kaputt gemacht und wieder anderes Haus. Jedes zweite Haus war ja leer.“

Die Dörfer Glasendorf/Sklenářovice und Wernersdorf oder Wernsdorf/Vernířovice in der Nähe von Schatzlar verschwanden völlig. Die Häuser wurden zertört oder abgebaut, um das Baumaterial anderswo zu verwenden. Auf den Wiesen von Wernersdorf erinnern Obstbäume und Steine daran, dass früher Menschen dort lebten. Von diesen Wiesen genießt man eine gute Aussicht auf Schatzlar: „Der Blick auf Schloss Schatzlar bleibt malerisch, auch wenn es selbst nicht mehr zu sehen ist. Die früheren Bewohner haben sich auch um die Qualität der Aussicht gekümmert und so die Umgebung der dominanten Bauten gepflegt. Heute fehlt es wahrscheinlich an Zeit, Kraft und wahrscheinlich auch am Gefühl für die Landschaft. In den Tälern haben sich die Wälder ausgebreitet, denn die Weiden braucht man nicht mehr zur Ernährung. Die Einwohner Schatzlars leben heute von den Touristen, arbeiten in der örtlichen Porzellanfabrik oder haben ihre Arbeit in der nahen Stadt Trautenau gefunden.“ (Zmizelé Sudety/Das verschwundene Sudetenland, S.513)



*Abbildung 24: Schatzlar von dem untergegangenen Dorf Wernsdorf aus photographiert. Links das Schloss Schatzlar. Bei Vergleichen mit alten Bildern kann man v.a. die Zunahme von Wäldern und Abnahme von Feldern und Wiesen.*

Kastner verweist in diesem Zusammenhang darauf, dass es sich dabei nicht um Barbarentum handelte (vgl. Kastner, *Osidlování českého pohraničí*, S.19), wie es vor allem frühere, ausgesiedelte Bewohner beim Besuch der alten Heimat empfinden, sondern der Umgang der neuen Bewohner mit der Landschaft, den Siedlungen und Gebäuden durch deren Beziehungslosigkeit zu der Umgebung erklären ist.

## 14. Zwangsarbeit

Einige Deutsche traf ein noch schlimmeres Los als die, die in Schatzlar blieben und nach den ersten harten Jahren unter verhältnismäßig normalen Umständen leben konnten. Sie mussten Zwangsarbeit verrichten. Um ein solches Schicksal zu beleuchten, gebe ich die Erlebnisse, die mir ein ehemaliger Bergmann erzählte, wieder. Er wurde in Rehorn bei der Weiselt auf dem Berg geboren und verbrachte seine Kindheit auf dem elterlichen Bauernhof.

„Wir haben ja die weiße Binde gehabt. Da war ich bis 46,47. Und 1947 im Herbst kam auf einmal ein Befehl, die brauchen Arbeiter nach Schwadowitz. Dort war auch eine Spinnerei. Da haben sie gesagt, wir müssen gestellt sein bei der Quintenmühle in Rehorn, die kommen mit dem Lastauto hin. Und die Mutter hat geweint: „Wo werden sie dich hinschaffen?“ Ich hab gemeint: „Hab keine Angst, ich werde schon wieder heimkommen.“ Da war der Ernst, der Schlosser war, Baier Walter, der Springer, Mynarik. Vier Kerle waren wir, und sieben oder acht Mädels. Die Mädchen haben sie gefahren nach Kleinschwadowitz, bei einem Gasthaus waren sie im Saal drinnen. Gleich drunten war die Spinnerei. Und uns haben sie gefahren durch Hertyn, hinten hinauf nach Straschkowitz. Dort war ein Haus hinter dem Gasthaus Beneš. Das war ein altes Haus. Am nächsten Tag schauten wir nach Holz und Kohle, weil es schon Oktober war. Dort haben wir ein Jahr gehaust. Dann bekamen wir eine Einladung auf die Polizei SnB (Sbor národní bezpečnosti) in Hertyn. Nach der Arbeit sind wir hingegangen. Da sagten sie: „Nächste Woche Mittwoch müsst ihr gestellt sein nach Joachimsthal für den Transport in Trautenau.““

Ein Verwandter, der beim Arbeitsamt in Trautenau arbeitete, riet, besser die Flucht über die Grenze zu riskieren, als in Joachimsthal (Uranabbau) zu landen. Die Gesundheitsgefährdung, der man in Joachimsthal ausgesetzt war, hatte sich herumgesprochen. Es wurde erzählt, dass es den Arbeitern dort die Finger wegbrennt u.ä. Doch als Herr B. an jenem Mittwoch zu dem vereinbarten Ort kam, war der Transport bereits abgefahren, weshalb seine Familie ihn auf der Grube unterzubringen versuchte: „Da hat der Vater gesagt, schauen wir, dass Du wenigstens auf die Grube kannst gehen. Mein Bruder, der schon drei Jahre auf der Grube war, fragte. Da haben sie gesagt: „Wir können ihn nicht nehmen, weil er für den Transport bestimmt war. Aber wir werden schon was machen. Zwei Kilo Butter.“ Tatsächlich konnte Herr B. wenig später die Arbeit auf der Grube aufnehmen und wiegte sich in Sicherheit. Als er auf Joachimsthal

fast vergessen hatte, kam eines Tages die böse Überraschung: „Eine Woche vor Weihnachten, es hat geschneit, Glatteis war. Ich bin mit dem Bruder vom Berg hinunter in die Frühschicht, wir sind von einem Baum zum anderen nur so gerutscht. Viele kamen gar nicht. Wir sind auf die Grube gekommen, ich habe die Nummer 505 auf der Marke gehabt. Dann sind wir ausgefahren. Da standen zwei SnB- Polizisten und fragten nach meiner Nummer. Ich hab gesagt Nummer 505, und schon haben sie mich gehabt. Damit hab ich nicht mehr gerechnet. Gleich in der Wasche haben sie mich bewacht, ich habe mich angezogen, den Rucksack genommen, gleich auf die Polizei, wo sie heute noch ist. Der Bruder hat das zuhause erzählt – da ist der Vater noch runtergekommen von Rehorn und hat mir noch das Essen gebracht. Den Kehler Ernst haben sie auch geschnappt, der wollte über die Grenze nach Polen. Ich hab mir gedacht: Gott sei Dank bin ich nicht allein, sind wir wieder zwei. Die ganze Nacht auf der Polizei. Dann sind wir mit zwei Polizisten mit Bajonett zum Zug, wie Schwerverbrecher. Ich wusste nicht, wo es hinget, ich dachte mir es schon. Von Trautenau nach Königgrätz, nach Prag. Ich wollte auf die kleine Seite gehen, da haben sie mich begleitet. In Prag mussten wir vom Hauptbahnhof auf den Masaryk-Bahnhof. Die Leute schauten, ich hatte ja noch das Arbeitsgewand an.“

Über mehrere Stationen folgte der Weitertransport nach Joachimsthal: „Wir kamen nach Ostrov nad Ohří, dort war auch ein Kriminal. Sie haben uns im Lager untergebracht wie in Russland. Dort habe ich einen Schulz getroffen, der hat in Trautenbach gewohnt: „Na siehst du, jetzt sehen wir uns wieder.“ Die ganzen Schächte dort haben wir durchgemacht. Im Lager haben wir Wanzen gehabt, aber auf mich sind sie nicht gekommen. Wir waren acht Mann am Zimmer, mitten im Zimmer war der Ofen, was wir gefunden haben, haben wir verheizt. Eine Bude haben sie immer ausgeräumt und desinfiziert, aber es hat nichts genutzt. Dann kam ich nach zwei Jahren nach Horní Slavkov. Bei Ellenbogen. Dort waren lauter Schächte, bei einem Schacht ein Lager, mit Stacheldraht eingezäunt. Alles haben wir durchgemacht. Dort wurde auch Uran abgebaut, das haben alles die Russen gehabt. Bis 1952. In Joachimsthal waren Deutsche und politische Sträflinge interniert. Mit mir waren zwei tschechische Pfarrer.

1953/54 war es schon ein bissl besser, da konnten wir schon rausgehen. Da hieß es, dass es auch im Riesengebirge Gruben gibt, die zu Joachimsthal gehören. Da habe ich immer drauf gedrängt, dass ich hierher kann. Irgendwann ist es dann gelungen. Zuerst Teichwasser, nach Schatzlar konnte ich nicht. Erst 1954 haben sie alles aufgelöst, dann hätten wir alle nach Mähren runter nach Dolní Rožinka unter Brünn gehen sollen, aber

mich hat es immer ins Gebirge gezogen. Dann bin ich nach Schatzlar gekommen und geblieben.“

## **15. Normalisierung**

Nach den schwierigen ersten Nachkriegsjahren normalisierte sich die Lage für die in Schatzlar verbliebenen Deutschen, auch weil man die tschechoslowakische Staatsbürgerschaft erhielt und damit vollwertiger Bürger des Staates wurde, wenn auch von Minderheitenrechten für die Deutschen noch keine Rede sein konnte. Ein gebürtiger Rehorer beurteilte die Politik der verschiedenen Staatsoberhäupter folgendermaßen: „Das war eine schlimme Zeit. 1948 hat es sich gebessert mit Gottwald, da haben wir mehr Rechte gehabt. Bis 1948 war das überhaupt nicht, der Beneš wollte alle Deutschen raus. Der hat ja gesagt: „Kein Taschentuch lasst ihnen, dass sie weinen können.“ Das war ein großer Fehler. „Gebirge brauchen wir nicht“, hat er gesagt, das ganze Grenzgebiet. Ein Schatzlarer meinte: „Der Gottwald hat keinen Unterschied zwischen Deutschen und Tschechen gemacht, was die Arbeit anbelangt – in dieser Sache war er gerecht. Der Beneš hat Unterschiede gemacht. Wie der Gottwald kam, waren auf der Grube die Deutschen Bestarbeiter und haben Auszeichnungen bekommen, das war bei Beneš nicht, der war ein Deutschenhasser, am besten - denk ich - war dann Zápotocký.“

## **16. Freiwillige Aussiedlung in den 1960er Jahren**

In den 1960er Jahren entspannte sich die politische Lage, wodurch sich die Möglichkeit zur Auswanderung bot, die viele Deutsche nutzten. Doch nicht alle schafften es rechtzeitig: „Ich hab ja 1968 auch angesucht, um wegzukommen. Auch in den 50er Jahren haben viele angesucht, die haben dann nach Ostdeutschland gemacht, einige in den Westen. Uns mit den weißen Binden haben sie nicht hinausgelassen. Für die Arbeit waren wir ja gut. 68 wollte ich dann auch, da war es schon zu spät, bis 66 zirka war es möglich. Und die Kinder waren dann auch immer älter. Aber von denen, die ausgesiedelt sind, war nur einer auf einer Grube danach, der Kadlec, im Ruhrgebiet. Alle anderen haben umgebaut.“

Bei einem anderen Schatzlarer verlief es ähnlich: „Wie sie den Kulturverband gegründet haben, lief mein Aussiedlungsverfahren, ich konnte da auch noch

fortmachen. Aber dann kam der Umschwung (1968). Wie ich fast alles beisammen hatte, war die Sperre raus und Schluss war's.“



## 4. Organisationen der Deutschen

Trotz der schwierigen Lage für die Angehörigen der deutschen Minderheit in der Tschechoslowakei gab es bereits in den 1950er Jahren Aktivitäten auf kulturellem Gebiet in Gestalt von Laientheatergruppen, die in ihrer Heimatstadt oder vor versammelten Deutschen im Rahmen eines Gastspiels anderswo auftraten. Auch konnte eine deutschsprachige Zeitung namens *Aufbau und Friede. Das Blatt der deutschen Werktätigen in der ČSSR* herausgegeben werden (dreimal wöchentlich), die zwar mit dem Regime gleichgeschaltet war, aber immerhin in deutscher Sprache informierte. In den 1960er Jahren erfolgte die Umbenennung in *Prager Volkszeitung*.

Das politische Tauwetter in den 1960er Jahren hatte für die deutsche Bevölkerung der Tschechoslowakei vor allem zwei Folgen: Unter bestimmten Bedingungen wurde den Deutschen erlaubt, in die BRD, DDR oder nach Österreich auszuwandern. Man musste direkte Verwandtschaft im Zielland angeben und dem Staat die Ausbildungskosten rückerstatten. Obwohl damit eine relativ große finanzielle Belastung verbunden war, machten viele Deutsche von dieser Möglichkeit Gebrauch, weshalb die Minderheit weiter schrumpfte.

Im Zuge des Prager Frühlings wurden der deutschen Minderheit bestimmte Rechte zugestanden, die bald zu der Gründung einer Organisation, des *Kulturverbands der Bürger deutscher Nationalität*, führten. Diese Organisation wurde auch in der Zeit der *Normalisierung*, d.h. nach dem Einmarsch der Truppen des Warschauer Paktes, geduldet, allerdings nur unter der Bedingung der politischen Konformität.

### 1. KSONN - Kind des Prager Frühlings

Das Verfassungsgesetz Nr. 144/1968, das aus den politischen Reformen des Prager Frühlings hervorgegangen war und das die gesellschaftliche Stellung der Minderheiten garantierte, ermöglichte die Gründung des *Kulturverbandes der Bürger deutscher Nationalität* (KVDB) (Kulturní sdružení občanů německé národnosti ČR (KSNO/KSONN)). Davor hatten sich die Gewerkschaftsorganisation ROH und die Kulturhäuser um die Belange der Deutschen in der Tschechoslowakei gekümmert, koordiniert von den ONV (Okresní národní výbor – Bezirksnationalausschuss) und MNV (Místní národní výbory – Örtlicher Nationalausschuss). Im Zuge der Vorbereitung des oben erwähnten Gesetzes wurde ein Ausschuss zur Gründung einer Organisation der

Minderheit gebildet. Der Gründungskongress musste zunächst wegen der politischen Ereignisse im August des Jahres 1968 verschoben werden, wurde dann aber am 14. Juni 1969 mit der Gründung des *Kulturverbandes der Bürger deutscher Nationalität der ČSR* abgehalten. Es wurden über vierzig Grundorganisationen (GO) in Böhmen gebildet. (Vgl. Rosemarie Knap: *Multikulturelles Prag. Ausschnitte aus Chroniken des Kulturverbandes*) Das hauptsächliche Ziel des Kulturverbandes der Bürger deutscher Nationalität der Tschechischen Republik wurde nach der Wende in der Satzung aus dem Jahre 1993 folgendermaßen formuliert: „Der Verband setzt sich für eine Nationalitätenpolitik ein, die die Wiederfindung und Entfaltung der nationalen Identität der Deutschen Böhmens und des Mährisch-schlesischen Raumes zum Ziele hat sowie deren Durchführung in der Praxis. Es setzt sich ebenfalls für die vollständige Rehabilitierung derjenigen Deutschen ein, die in der Vergangenheit auf dem Gebiet der ČR in irgendeiner Weise verfolgt oder diskriminiert wurden, aber auch für die übrigen Nationalitäten der ČR, denen das gleiche Schicksal widerfuhr.

Der Verband kämpft gegen jegliche Form von Chauvinismus und unterstützt alle Bestrebungen, die das friedliche Zusammenleben aller Völker und Nationalitäten der Welt und ein Vereintes Europa auf der Basis der KSZE-Akte zum Ziel haben.“ (Vgl. Rosemarie Knap: *Multikulturelles Prag. Ausschnitte aus Chroniken des Kulturverbandes*, S.14)

In der Praxis soll dies durch die Mitarbeit an Gesetzen und Regelungen, die Förderung des Deutschunterrichts, die Pflege des kulturellen Erbes (Mundarten, Folklore, historisch wertvolle Objekte) und die Befriedigung der kulturellen und gesellschaftlichen Bedürfnisse der deutschen Bürger (Verbreitung des deutschen Kulturguts, Unterstützung von Autoren und Künstlern, Herausgabe von Publikationen, Zusammenarbeit mit allen deutschen Verbänden der ČR) gewährleistet werden.

#### Der Kulturverband in Schatzlar

Bereits in den 1950er Jahren existierten in der Umgebung drei Laientheatergruppen, die vor Deutschen zuhause oder in anderen Städten auftraten.

An die Gründung einer Organisation, die die Interessen der deutschen Minderheit vertreten sollte, war in den ersten Jahren der kommunistischen Regierung in der Tschechoslowakei nicht zu denken. Ende der 1960er Jahre war es eine Überraschung, dass es zu der Gründung des Kulturverbands kam, zum Ersten, weil viele Deutsche emigriert waren, zum Zweiten, weil Truppen des Warschauer Pakts den Prager Frühling

niedergeschlagen hatten. Mein Gesprächspartner Edwin Marks, der Leiter der Ortsgruppe Schatzlar und bereits seit 1970 Mitglied des Kulturverbands ist, meinte: „Zuerst die Großaussiedlung, dann kamen die Russen – und plötzlich ein deutscher Kulturverband. Das war schon was. Warum das die Regierung gemacht hat, weiß man nicht.“

Doch die Gründung war nur ein erster Schritt, galt es doch nun erst einmal Mitglieder für den Kulturverband zu gewinnen. Schließlich waren die Deutschen nach den Ereignissen der letzten Jahrzehnte und aus Angst vor negativen Konsequenzen eingeschüchtert. Man mied jedwede Exponierung im politisch-gesellschaftlichen Bereich, was die Anwerbung von Mitgliedern erschwerte: „Die ersten Werber haben viele Stunden gemacht. Die Leute waren schüchtern. Sie überlegten und dachten, wenn der dabei ist, dann gehe ich auch. So ist der Verband gewachsen.“ Wichtig waren im Zusammenhang mit der Mitgliederwerbung die ersten Ausflüge, die für Gesprächsstoff sorgten und sich so in den Städten herumsprachen. Von Nachteilen, die aus einer Mitgliedschaft erwachsen wären, weiß keiner meiner Gesprächspartner. Auch die Parteileitung unternahm nichts gegen den Kulturverband: „Bei den großen Festtagen war ja immer jemand - der Bürgermeister oder ein Mann von der Parteileitung, der immer gern kam - der hat gern einen Tropfen gemocht.“

#### Die Größe des Kulturverbands

Die Anzahl der Mitglieder des Kulturverbands sank in den letzten Jahren beträchtlich: „Früher waren 6000 Mitglieder, jetzt 2200 in 30 oder 35 Ordinationen. Es gibt Ordinationen, wo nur noch drei oder vier Leute sind, oben im Erzgebirge, dort haben sie viele Deutsche hinausgehaut, dort sind nur die geblieben, die sie ganz notwendig gebraucht haben. So viel wie hier auf der Grube waren ja in wenigen Orten.“

Zu den Verhältnissen in der Schatzlarer Ortsgruppe sagte Herr Marks: „Ich bin der Vorsitzende der Ordination oder Ortsgruppe, die umschließt Lampersdorf, Bernsdorf, ein paar in Trautenau, die früher in Schatzlar gewohnt haben. 1974 hatten wir den höchsten Stand: 364 Mitglieder, jetzt 118 oder 119. Etwas stirbt immer wieder ab. Obwohl wir keine hohen Beiträge haben, kommen kaum neue Mitglieder.“

#### Aktivitäten

Freilich musste sich die Leitung des Kulturverbands nach der herrschenden politischen Lage richten, um sich nicht selbst zu gefährden. Das hieß zum Beispiel, dass man die großen Veranstaltungen statt an den traditionellen Feiertagen an den kommunistischen

Festtagen abhielt: 25. Februar – Tag der Machtübernahme, Internationaler Frauentag, 1. Mai, 9. Mai, slowakischer Volksaufstand, Große Oktoberrevolution, aber es gab auch eine Weihnachtsfeier. „Wir mussten es machen, wie es geht, denn gegen den Strom kann man nicht schwimmen.“

Außer den oben erwähnten Festtagen gab es den alljährlichen Ball des Kulturverbands im Kulturhaus, bei dem eine große Tombola veranstaltet wurde. Der 20. Ball – als ein Jubiläum – hätte im Jahre 1990 stattfinden sollen. Vorbereitungen hierfür waren bereits getroffen worden, doch musste der Ball schließlich wegen der nach der Wende gestiegenen Saalmiete abgesagt werden, was die Organisatoren heute noch bedauern.

Besonderer Beliebtheit erfreuten sich früher Ausflüge zu Freunden in der DDR. Organisiert wurden sie über den Verband der deutsch-sowjetischen Freundschaft, durch den sich eine enge Partnerschaft mit den Angestellten des Kalibetriebs Zielitz ergab. Jedes zweite Jahr war man im dortigen Ferienheim für einige Tage untergebracht. Verschiedene Aktionen wurden organisiert. Umgekehrt gab es Gegenbesuche des Kalibetriebs in Schatzlar. Hier sorgte der Kulturverband für die Unterbringung und für den reibungslosen Ablauf. Im Rahmen dieser Besuche traten Musikgruppen vom Kalibetrieb oder aber Künstler von anderen Ordinationen des Kulturverbands und Volkskunstgruppen auf. Bei diesen Besuchen setzte der Kulturverband gewissermaßen alle Hebel in Bewegung, um einen angenehmen und reibungslosen Ablauf zu garantieren: „Der Herr Braun war einmal mit dem Kalibetrieb im Gebirge, die waren geschafft am Abend. Viel haben wir in eigener Regie gemacht. Die Betriebsküche hat uns gekocht, wir bezahlten das. Die Künstler haben für ihr Auftreten eine Reise oder einen Ausflug ins Riesengebirge bekommen, dafür haben sie zweimal gespielt, für uns und für die Jungen. Die Leute haben gespendet oder etwas zu essen gegeben.“

Für die Schatzlarer waren diese Aktionen von großer Bedeutung, vor allem wenn man bedenkt, dass sonst kaum Möglichkeiten bestanden, deutschsprachige Kultur zu erleben. „Die Leute waren froh, wenn sie ein deutsches Lied gehört haben,“ meint der Vorsitzende der Grundordination Schatzlar. Nach den politischen Veränderungen des Jahres 1989 endete diese Partnerschaft.

Nach der Wende ergab sich eine Verbindung nach Dillenburg, wo eine gewisse Anzahl ausgewanderter bzw. ausgesiedelter Deutscher lebt. Eine Gruppe kam nach Schatzlar, die von dem Auftritt der Kinder aus dem Lesezirkel überrascht und begeistert waren. Bei dem letzten Besuch aus Dillenburg organisierte man auch einen Ausflug auf die Maxhütte. Um auch die gebrechlichen Personen daran teilhaben zu lassen, besorgte man eine Sondergenehmigung für Geländewagen, die sonst nicht auf dem Gebiet des Nationalparks

Riesengebirge fahren dürfen. Die letzte große Veranstaltung war die Feier des 35-jährigen Bestehens des Kulturverbands im Gasthaus Holub in Schatzlar, zu der auch Mitglieder aus Jungbucht anreisten. Außerdem zeigte die Anwesenheit des Schatzlarer Bürgermeisters Vlasák, wie gut das Verhältnis zu den öffentlichen Stellen auch heute ist. Da das Programm in deutscher Sprache ablief, dolmetschte das jüngste Mitglied für den Bürgermeister, der nicht über ausreichende Deutschkenntnisse verfügte. Das regionale Fernsehen filmte und strahlte Ausschnitte der Feier in einer abendlichen Informationssendung aus.

### Lesezirkel an der Schule

Eine Aktivität, die mit der Arbeit des Kulturverbandes in Schatzlar zusammenhängt, war die Einrichtung eines Lesezirkels an der hiesigen Schule. Dadurch versuchte man, die deutsche Sprache und Kultur an die Kinder, die nun bereits in einem tschechischsprachigen Umfeld aufwuchsen, weiterzugeben. „Die Idee zu dem Lesezirkel entwickelte sich aus der Beschäftigung mit den eigenen Kindern,“ erzählte mir die Gattin des heutigen Vorsitzenden der Ortsgruppe Schatzlar, Frau Marks. Da sie gern mit Kindern arbeitet, wollte sie ihre Aktivität ausweiten. Zunächst durften nur Kinder aus rein deutschen Ehen an dem Lesezirkel teilnehmen, weil offizielle Stellen eine zu starke Belebung des Deutschen vermeiden wollten. Erst später ließ man Kinder aus Mischehen zu, dann auch solche, die nur deutsche Großeltern hatten. Die Beteiligung stieg also mit der Zeit, da es sich herumsprach, dass die Kinder Spaß hatten – ab und zu wurde mit der Ziehharmonika musiziert u. ä.

Da das Deutsche allgemein in der Tschechoslowakei nicht gefördert wurde, war man auf die Unterstützung der Schulleitung bzw. des Lehrkörpers angewiesen. Dabei erwies sich besonders ein Lehrer, Dr. Vladimír Rychlík, als kooperativ. Mit ihm arbeiteten Frau und Herr Marks zusammen. Die Schulleitung unterstützte die Aktivitäten des Lesezirkels und zeigte Verständnis. Von keiner Seite gab es Beschwerden oder Beanstandungen.

Der deutsche Lesezirkel trat einmal pro Monat zusammen. Allerdings nicht im Rahmen des laufenden Unterrichts, sondern danach am Nachmittag, wenn die Kinder frei hatten oder andere Zirkel stattfanden. Höhepunkte in der Arbeit des Lesezirkels bestanden in den öffentlichen Auftritten zu den großen Feiertagen (internationaler Frauentag, Feier zum 9. Mai, Jahresversammlung des Kulturverbands,...), vor denen sich der Zirkel sogar zweimal pro Monat traf. Das Ehepaar Marks begleitete immer eine Klasse drei Jahre lang von der fünften bis zur achten Schulstufe. Die Beteiligung lag bei bis zu zwanzig Kindern. Probleme ergaben sich, wenn beispielsweise acht Kinder am

Lesezirkel teilnahmen, im Klassenzimmer aber weitere zehn oder zwölf Kinder anwesend waren, die nichts zu tun hatten. Den Hauptbestandteil der Stunden des Lesezirkels bildete das Lernen von Gedichten. Der Lehrer Rychlík schrieb die Gedichte, die meist zu den Anlässen der Auftritte passten, auf. Die Leiter des Zirkels schrieben sie dann für die Kinder ab, verteilten sie und erklärten die unbekanntenen Wörter auf Tschechisch, da die Kinder keineswegs über perfekte Deutschkenntnisse verfügten. Zuhause lernten die Kinder dann die Gedichte mit ihren Eltern oder Großeltern auswendig.

Zu den Vorlieben der Kinder meinte Herr Marks: „Am liebsten haben sie solche Sachen wie „Zehn kleine Negerlein“ gelernt, das hat ihnen gefallen. Da haben alle mitgemacht, weil das im Tschechischen ähnlich ist, da haben sie es schon ein bisschen gekannt. Oder ich habe die Ziehharmonika mitgenommen, da haben wir zu Weihnachten „Oh Tannenbaum“ gelernt. Zum Schulschluss haben wir das gemacht, was sie am liebsten hatten.“

Besonders angetan waren die Kinder auch von Rollenspielen, in denen Alltagssituationen (Ankunft am Bahnhof, an der Rezeption u.ä.) nachgespielt wurden. Erschwert wurde die Arbeit im Lesezirkel im Laufe der Jahre durch die sinkenden Deutschkenntnisse der Kinder.

#### Die Auftritte

Der erste Auftritt des Lesezirkels fand im Jahre 1976 zur Feberfeier statt. Dann folgten die oben erwähnten Auftritte zu diversen Feiertagen, insgesamt fünf in einem Jahr.

Nach der Wende wurde der Lesezirkel gelegentlich der Gründung des Begegnungszentrums Trautenau (siehe unten) zu einem Auftritt eingeladen, um ein Rahmenprogramm in deutscher Sprache zu gestalten: „Bei der Gründungsversammlung des Begegnungszentrums in Trautenau sollte jemand etwas mit Kindern machen. Die Deutschlehrerin, die auch Mitglied beim Begegnungszentrum ist, sagte, wir sollen das übernehmen. Das war ein großer Auftritt im Kulturhause. Die Kinder sind auch reichlich beschenkt worden.“

Im Jahre 2003 wurde der Lesezirkel eingestellt, obwohl die Schulleitung die Leiter des Lesezirkels immer gern willkommen heißt. Ein letzter Auftritt fand im Juni 2004 statt, als Besuch aus Deutschland zugegen war: „Dem Herrn Kneifel aus Deutschland hat das Auftreten letztes Mal so gut gefallen – wir machten das Programm vom Muttertage. Die waren überrascht, dass Kinder hier überhaupt noch was machen, dass das noch geht. Die unten [in Deutschland; Anm. R.S.] sind auch nicht über alles informiert oder sind sie eben schlecht informiert. Der Herr Kneifel hat dann den acht Kindern Discmen

geschenkt. Das war das letzte Auftreten der Kinder, weil sie in der letzten Klasse waren. An einem Samstag danach haben wir die ganzen Kinder abgeklappert mit der Deutschlehrerin und dann feierlich die Discmen übergeben. Ein Bericht war sogar in der *Riesengebirgsh Heimat*,“ berichtet das Ehepaar Marks stolz.

#### Die gegenwärtige Lage des Kulturverbands

Etwas wehmütig blickt der Vorsitzende auf die zahlreichen Aktivitäten der vergangenen Jahrzehnte zurück: „Wir haben schon einiges auf den Kopf gestellt. Da war noch ein größerer Elan. Es war mit viel Arbeit und Sorgen verbunden, manchmal mussten wir Urlaub nehmen, wenn das Kaliensemble da war, um aufzuräumen u. ä. So waren wir halt mit kleinen Kräften bemüht, das deutsche Kulturerbe wenigstens ein bisschen zu erhalten. Wir waren schon gut in Schatzlar, aber jetzt ist alles aus.“ Völlig beendet ist Tätigkeit des Kulturverbands jedoch noch nicht – man versucht nach den vorhandenen Möglichkeiten die deutsche Kultur und Sprache zu pflegen und sich um die Mitglieder zu kümmern. Die Führungspersönlichkeiten bemühen sich nach wie vor mit großem Engagement, für die Menschen zu arbeiten. Den Geburtstagskindern schreibt man Glückwünsche, die die Kassierer überbringen, um das Postporto zu sparen. Zu den runden ab 70, ab 80 kommen Vertreter des Kulturverbandes mit einem kleinen Geschenk ins Haus. Zu den Treffen, zum Muttertag, zur Jahresversammlung, werden Kuchen gebacken. Einmal wurde eine Feier für alle Siebzigjährigen organisiert. Ausflüge nach Deutschland werden auch noch organisiert, allerdings immer weniger, da die alten Mitglieder nicht mehr mitkommen können. In Maffersdorf (Vratislavice bei Reichenberg/Liberec) – wie erwähnt Geburtsort des Automobilpioniers Ferdinand Porsche - findet jeden Oktober ein größeres Treffen mit deutschen Tanz- und Musikgruppen für Leute aus dem Riesen- und Isergebirge statt.

#### Desinteresse der Jugend

Die heute ausnahmslos älteren Mitglieder des Kulturverbands in Schatzlar, bei den meisten handelt es sich um Pensionisten, beklagen das Desinteresse der nächsten Generation und der Jugend. Eine Dame in höherem Alter sagte mir, dass ihre Tochter noch Mitglied – mittlerweile das jüngste - sei und sich so wie sie selbst engagiert, indem sie bei der letzten Jahresversammlung die deutsch gehaltenen Reden für den anwesenden Schatzlarer Bürgermeister in das Tschechische übersetzte, doch die Kindeskindestammern aus Mischehen und nehmen keinen Anteil an den Aktivitäten des

Kulturverbands. „Die meisten sind dann Mischehen, die Muttersprache war dann Tschechisch. Dass diese Kinder ein bisschen Deutsch können, verdanken sie den Großeltern.“ Selbst Angehörige der mittleren Generation aus rein deutschen Familien, die perfekt deutsch sprechen und sich mit den Eltern nur in ihrer Muttersprache verständigen, zeigen kein Interesse am Kulturverband.

In einem Gespräch führte ein ca. 65-jähriger gebürtiger Lampersdorfer an, dass auch das in der Schule vermittelte Geschichtsbild eine Rolle spielen dürfte, weshalb die mittlere und jüngere Generation sich nicht im Kulturverband engagiert: „Die haben in der Schule immerzu gegen die Deutschen gelernt: Die Deutschen waren die Kreuzritter – bestialisch, die Kirche wollte nur Geld und war kein Kulturträger usw. Die Hussiten waren das Richtige. Wie ich in die Schule gegangen bin – acht Jahre – hab ich sechs Jahre von den Hussiten gelernt, aber das war eigentlich nur so ein kleiner Abschnitt in der tschechischen Geschichte. Die wollten den Kinder beibringen, dass das lauter Helden waren.“ Um zu verdeutlichen, wie schnell sich das Geschichtsbild unter anderen politischen Vorzeichen ändern kann, ergänzt der Mann noch:

„Früher waren die besten Tschechen die, die gegen die Deutschen gekämpft haben auf der russischen Seite. Jetzt sagen sie im Fernsehen, die besten waren auf der Westfront. Die tun die Leute verblödeln, immerzu.“

Eine andere Dame meinte resignierend: „Schade drum. Die Jugend will nicht, die Alten sterben weg. Bei der öffentlichen Jahresversammlung waren 50 Leute – das ist genug. Aber die kommen auch bloß, wenn sie einen Kaffee kriegen. Wenn nicht draufsteht auf der Einladung „Erfrischung“, kommen sie nicht. Aber von den 30 Kronen Jahresbeitrag können wir keine großen Sprünge machen. Nur bei Veranstaltungen nehmen wir freiwillige Spenden ein, da kommt was zusammen, aber das ist dann weg – Kaffee, Würstchen...“

## **2. Begegnungszentrum Trautenau**

Nach der Wende entstand in Trautenau / Trutnov im Jahre 1992 das Begegnungszentrum (středisko česko-německého porozumění), das an die Landesversammlung der Deutschen in Böhmen, Mähren und Schlesien angeschlossen ist. Sie setzt sich nicht nur für die deutsche Volksgruppe, sondern auch für Kontakte zu den Tschechen Tschechiens ein. Einige Schatzlarer äußerten sich kritisch über das Begegnungszentrum: „In Trautenau waren die meisten Mitglieder Tschechen und da wird fast bloß tschechisch gesprochen,

weil die Deutschen immer weniger werden Das ist schwer. Durch das, dass doch nicht so viele Deutsche waren wie in Schatzlar. Und die Tschechen konnten nicht deutsch, die Deutschen aber tschechisch. Aber es ist schlecht, wenn es ein deutscher Verband ist, und es wird nur tschechisch gesprochen. Das ist dann weiter kein deutscher Verband.“

Eine Dame begründete ihre Mitgliedschaft offen: „Ich bin auch Mitglied. Ich sag Ihnen jetzt ehrlich, warum ich Mitglied bin: Weil wir jedes Jahr Geld kriegen, Weihnachtsgeld (lacht), deswegen bin ich noch dabei. Zuvor war ich überzeugt davon, aber jetzt die letzten drei Jahren, wo ich gesehen hab, was da für ein Unterschied gemacht wird, dass immer dieselben und so. Zu Weihnachten kriegt man 80 Euro aus Deutschland. Da wäre ich schön dumm. Da bezahl ich die 150 Kronen Mitgliedsbeitrag und bekomme das Zehnfache zurück.“

### **3. Städtisches Museum Schatzlar – městské muzeum Žacléř**

Einen wichtigen Beitrag zur Dokumentation der Geschichte Schatzlars und Beleg für ein erwachtes Interesse an dieser Geschichte stellt das städtische Museum Schatzlar am Rýchorské náměstí (Rehorner Platz – Ringplatz der Stadt) dar. Bereits im Jahre 1930 war ein Museum eingerichtet worden, welches jedoch 1945 geschlossen werden musste.

#### Entstehung

Der Impuls für die Wiedererrichtung eines Museum kam von einem nach Ostdeutschland ausgewanderten Schatzlarer namens Bayer. Aufgrund seiner Kontakte war es ihm auch vor

1989 möglich, seiner Heimatstadt regelmäßig Besuche abzustatten. Mit der Zeit reifte die Idee eines Museums heran, doch war daran vor der Wende nicht zu denken. „Wenn, dann wäre ein solches Museum damals sehr tendenziell gewesen. Vor allem die Darstellung der Geschichte der deutschen Bevölkerung wäre nicht in Frage gekommen,“ meinte der Museumsdirektor Daniel Mach, der einer Schatzlarer Bergmannsfamilie entstammt.

In den 1990er Jahren nahmen die Bemühungen konkrete Formen an. Im Jahre 1997 trat der Bürgermeister der Stadt an Mach heran, um die Gestaltung eines Museum zu besprechen. Das Problem lag vorerst im Mangel an Exponaten, dem man durch Aufrufe im städtischen Informationsblatt (*Žacléřský Zpravodaj*) beizukommen versuchte. Dabei stieß man auf großes Echo, was wiederum das Interesse der Bewohner an einem solchen Museum bewies. In verhältnismäßig kurzer Zeit sammelten sich so viele Gegenstände an,

dass die Museumsleitung wenig ankaufen musste. Dazu kamen einige Stücke aus Deutschland, die Herr Bayer mitbrachte.

Im Jahre 1999 wurde das Museum mit seinen vier Abteilungen (Geschichte, Persönlichkeiten, Bergwerk, Lebensweise) eröffnet. Ein Jahr später erhielt man einen neuen Raum für Wechselausstellungen, und zum fünfjährigen Bestehen weitere Räumlichkeiten und noch einen Ausstellungsraum.

Finanziert wird der Betrieb des Museums von der Stadt. Außerdem erhielt man Sponsorgelder von Firmen und Unterstützung vom Kulturministerium, mit dem die Alarmschutzanlage bezahlt werden konnte. Ein kleines Team, das neben Herrn Mach noch Herrn Heidenreich und Frau Fidlerová umfasst, arbeitet mit viel Idealismus an neuen Ausstellungen und Projekten.



Abbildung 25: Gedenktafel im städtischen Museum Schatzlar.

## Konzept, Ziele

Den Schwerpunkt der Dauerausstellung bildet die Geschichte Schatzlars und der Umgebung mit dem Bergwerk als Existenzgrundlage vieler Bewohner. Der Schatzlarer Bürgermeister, der die Errichtung des Museums von Anfang förderte, formulierte das Ziel so: „Diese Ausstellung setzt sich nicht eine Bewertung der Geschichte als Ziel. Es bemüht sich lediglich die Begebenheiten so einzufangen, wie sie passierten. Ich glaube, dass es zu einer Steigerung des Zusammengehörigkeitsgefühls unserer Bürger mit der Stadt und zu einem gesunden Patriotismus beiträgt, und dazu, dass unsere Kinder die Geschichte unserer Stadt weit besser kennen werden, als wir sie kannten.“ (Krkonoše, roč. 32, č. 6 (1999), S.18)

Wichtig sind auch die Wechselausstellungen, die die Einheimischen immer wieder in das Museum locken sollen. In ihrem Rahmen werden Werke von Künstlern aus der Umgebung gezeigt, aber auch Schwerpunktausstellungen zu bestimmten Themen wie etwa Autopioniere im Riesengebirge (2012).

Die Deutschen in Schatzlar äußerten sich ausnahmslos positiv und erfreut über die Arbeit des Museums, vor allem über die Dauerausstellung. In den Gesprächen wurde betont, dass dies dem Umstand zu verdanken sei, dass der Direktor ein Deutscher ist: „Es ist gut, dass es ein Deutscher ist, weil, wenn es ein Tscheche wäre, wäre es nicht objektiv.“ Daher kam es, dass die Schatzlarer viele Exponate beisteuerten, die heute im Museum

besichtigt werden können oder im Lager liegen. Der Direktor des Museums, Daniel Mach, sagte mir in einem Gespräch allerdings, dass sehr viele alte Dokumente und Erinnerungsstücke nach dem Zweiten Weltkrieg vernichtet wurden, weshalb beispielsweise über das Bergwerk wenig Altes vorliegt, das die Jahrhunderte alte Tradition des Bergbaus in dieser Region belegen könnte.

## 5. Bergwerk (Lebenswelt 1)

### 1. Anfänge des Bergbaus in Böhmen

Der Bergbau in Böhmen kann auf eine lange Tradition verweisen. Im Mittelalter waren es gerade deutsche Bergmänner, die zur Erschließung der Bodenschätze von den Grundherren und Königen in das Land gerufen wurden. Im 13. Jahrhundert waren allerdings noch nicht Kohle und Eisenerz gefragt, sondern Edelmetalle. Wichtige Städte, die mit der ersten Blüte des Bergbaus entstanden, waren Kuttenberg (ab 1283 Silbererz; nach Schwarz liegt diesem Ortsnamen das mitteldeutsche *kutte* „Grube“ zugrunde (vgl. Schwarz, Die Ortsnamen der Sudetenländer als Geschichtsquelle, S.119. Von dem deutschen Kuttenberg leitet sich der tschechische Name Kutná hora ab. Veith hingegen leitet den Namen vom tschechischen Verb *kutiti* – ausgraben, nachgraben. Mit *kutten* war also das Umgraben von Halden gemeint, um das noch Vorhandene Erz auszulesen (vgl. Veith, Deutsches Bergwörterbuch, S.308)), Iglau und Deutschbrod. Nachdem diese Gruben nachgelassen hatten, wurde der Bergbau in die Randgebirge verlegt (Erzgebirge, Isergebirge, Lausitzer Gebirge). Im Riesengebirge gab es sogar schon vorher Bergbau. Eine neue Blüte aber erlebte der Bergbau im 16. Jahrhundert, als die Bergleute eben in bis zu diesem Zeitpunkt unbewohnte Gebirgsregionen vordrangen.

#### Joachimstal

Im Erzgebirge wurde Joachimsthal zum Mittelpunkt des Bergbaus. In der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts beschäftigte der Silberbergbau hier rund zehntausend Menschen, rund 250 Tonnen Silber wurden abgebaut – so viel wie in allen sächsischen Bergstädten zusammen (vgl. Kirnbauer, Gesänge aus einer alten Bergstadt, S.16). Das Volk nannte diese Stadt nur Tal (*dōl*), woraus sich die Bezeichnung Taler für die hier geprägten Münzen entwickelte, die heute noch im Dollar (seit 1792 Währung der USA) weiterlebt (vgl. Heilfurth, Bergbau und seine Kultur, S.10; Schwarz, Die Ortsnamen der Sudetenländer als Geschichtsquelle, S.121.). Auch die erste Komponente des Ortsnamen verbreitete sich als polnischer *Joachimik*, als russischer *Jefimok* oder als französischer *Jocondale* (vgl. Kirnbauer, Gesänge aus einer alten Bergstadt, S17).

Später wurde in Joachimsthal/Jáchymov Uran abgebaut – einer meiner Gesprächspartner musste nach dem Krieg Zwangsarbeit in der Uranmine verrichten. Bis zum Ersten

Weltkrieg nahm Joachimstal die Monopolstellung im Uranabbau ein, das Ehepaar Curie bezog für seine Forschungen Erz und Aufbereitungsrückstände von eben dorthier (Heilfurth, Bergbau und seine Kultur, S.10).

## Riesengebirge

Vom Bergbau im Riesengebirge, und hier besonders im östlichen Teil in der Nähe Schatzlars, zeugen einige Orts- und Flurnamen: So in Hermannsseifen, in dem *Seifen* nach Schwarz für „Ablagerung von Mineralien auf der Gebirgsoberfläche, erzführendes Wasser, Gebirgstal“ steht (vgl. Schwarz, Die Ortsnamen der Sudetenländer als Geschichtsquelle, S.127). Der Ortsname Freiheit (in dem tschechischen Namen Svobada nad Úpou wörtlich übersetzt; früher auch im Tschechischen *Vrajt* von Freiheit) weist auf die im 16.Jahrhundert erworbene Bergfreiheit, also das Recht Bergbau zu betreiben, hin. Die Tochter Christophs von Gendorf, Eustachia, erhob Freiheit zu einer Bergstadt. ( Vgl. Schwarz, Die Ortsnamen der Sudetenländer als Geschichtsquelle, S.123)

Außerdem gab es in der Umgebung des heutigen Wintersportorts Petzer/Pec pod Sněžkou im Riesengebirge Bergbau: „Die erbeuteten Erze wurden nach Petzer geschafft und dort in besonderen Arsenikwerken (Gifthütten) geschmolzen.“ (Demuth, Der politische Bezirk Trautenau, S.45)

Aus Kostengründen ging der Bergbau zurück, im 20. Jahrhundert lag der Schwerpunkt im Steinkohleabbau in Schatzlar: „Jetzt [im Jahre 1901 geschrieben; Anm. d. Verf.] ist von diesem versuchten Erzbergbau wenig zu sehen, obwohl man auch in neuerer Zeit beim Josephistollen (am Schatzlarloch) den Schurf erneuerte; der Transport zur Bahn ist eben aus diesen Gebirgsgegenden zu kostspielig.“ (Demuth, Der politische Bezirk Trautenau, S.46) Auch im nächsten Tal mit Albendorf deutet der Flurname „alter Eisenweg“ auf den Transport von Eisen und damit möglicherweise auch auf frühere Eisenbergwerke hin (vgl. Demuth, Der politische Bezirk Trautenau, S.46).

## 2. Walen oder Venetianer

Um das Auftreten und die Tätigkeit der Walen ranken sich viele Sagen, da die ansässige Bevölkerung ob der fremden Sprache und ihrer undurchschaubaren Methoden misstrauisch war. Man schrieb ihnen sogar übernatürliche Kräfte zu.

Die Bezeichnung leitet sich von *walsch* oder *welsch* ab, was auf die Herkunft aus dem romanischen Raum schließen lässt: „Nach der Zeit haben die Deutschen alle Italiener Wahlen genennet, so nach Deutschland gekommen, folglich haben sie auch diesen Namen in Sachsen behalten. Von diesen Leuten können sich wohl viele, als die Bergwerke im vierzehnten Seculo im Gebürge rege worden, allhier eingefunden haben, die das Land durchstrichen, die guten Erze gekennet, solche nach ihrer Art geschmelzet, und dadurch groß Reichthum erworben; man hat sie auch deswegen Landfahrer, oder fahrende Schüller genennet.“ Dies hielt Christian Gottlieb Lehmann in seiner „Nachricht von Wahlen“ im Jahre 1764 fest. Die Walen kamen aus Florenz, Padua, Mailand und Venedig (daher auch die Bezeichnung Venezianer) nach Mitteleuropa, um für das dortige Kunsthandwerk Edelmetalle und Edelsteine zu sammeln. Nach Kirnbauer verweist der Bergname Großvenediger in der Venedigergruppe auf die Tätigkeit der Venetianer in den Alpen (vgl. Altmüller/Kirnbauer, Ein steirisches Walenbüchlein, S.8). Außerdem gibt es (nicht nur) in Tirol viele Sagen über die „Venediger Mandeln“.

Gerade im Riesengebirge dürften die Walen besonders aktiv gewesen sein, wovon Walenbücher und Walenzeichen aus dem 14. und 15. Jahrhundert zeugten (oder auch nicht – siehe unten). Die Walen verfügten über ausgezeichnete Kenntnisse der Gebirge und ihrer Schätze, beobachteten die Natur sehr genau, um in kurzer Zeit möglichst viele edle Stoffe zu sammeln. Dabei nahmen sie das raue Klima und weite Wege auf sich. Dann kehrten sie beispielsweise mit dem gesammelten Kobalt für die Glasproduktion nach Venedig oder mit anderen wertvollen Steinen für die Mosaikkunst nach Florenz zurück. (Vgl. Altmüller/Kirnbauer, Ein steirisches Walenbüchlein, S.7).

## Walenzeichen

Um Fundorte oder den Weg zu denselben zu markieren, meißelten die Walen Zeichen in Felsen und schnitzten sie vermutlich auch in Bäume. Sie lassen sich mit den Zinken der Fahrenden und Ganoven vergleichen, die damit Informationen an Mauern u. ä. weitergaben: „Von speziellem Interesse sind jene Zinken und Inschriften, mit denen Vagabunden und Bettler ihresgleichen anzeigen, wo und wie erfolgreich gebettelt, gegessen und geschlafen werden kann.“ (Girtler, Rotwelsch, S.209)

Dabei handelte es sich um einfache Symbole, die noch Jahrhunderte später Wissenschaftler beschäftigten und zu Diskussionen über die Bedeutung und Echtheit der Walenzeichen führten. Allerdings wurden vermeintliche Walenzeichen als

Vermessungszeichen späteren Ursprungs entlarvt. Auch sind viele dieser Zeichen durch Korrosion, Schlägereien oder bauliche Maßnahmen verloren gegangen.

In der Juniausgabe 1905 der Zeitschrift des deutschen und österreichischen Riesengebirgsvereins „Der Wanderer im Riesengebirge“ hingegen wird stolz von der Rettung eines Felsstückes mit einem Walenzeichen berichtet: „Während des Bahnbaus bei Schreiberhau gelang es den Bemühungen des Hauptvorstandsvorsitzenden, Landesgerichtsrat Seidel, ein mit Walenzeichen versehenes Felsstück beim roten Floß, das sonst der Vernichtung anheimgefallen wäre, zu erhalten. Dasselbe wurde beim Gabelstein, der selbst Walenzeichen trägt, deren bereits in der in der Breslauer Bibliothek befindlichen Handschrift des Antonius Medici aus dem Jahre 1430 Erwähnung geschieht, niedergelegt.“ (Hoehne, Rückblick auf die Entstehung des Riesengebirgs-Vereins sowie auf seine 25jährige Tätigkeit 1880-1905, S.99)

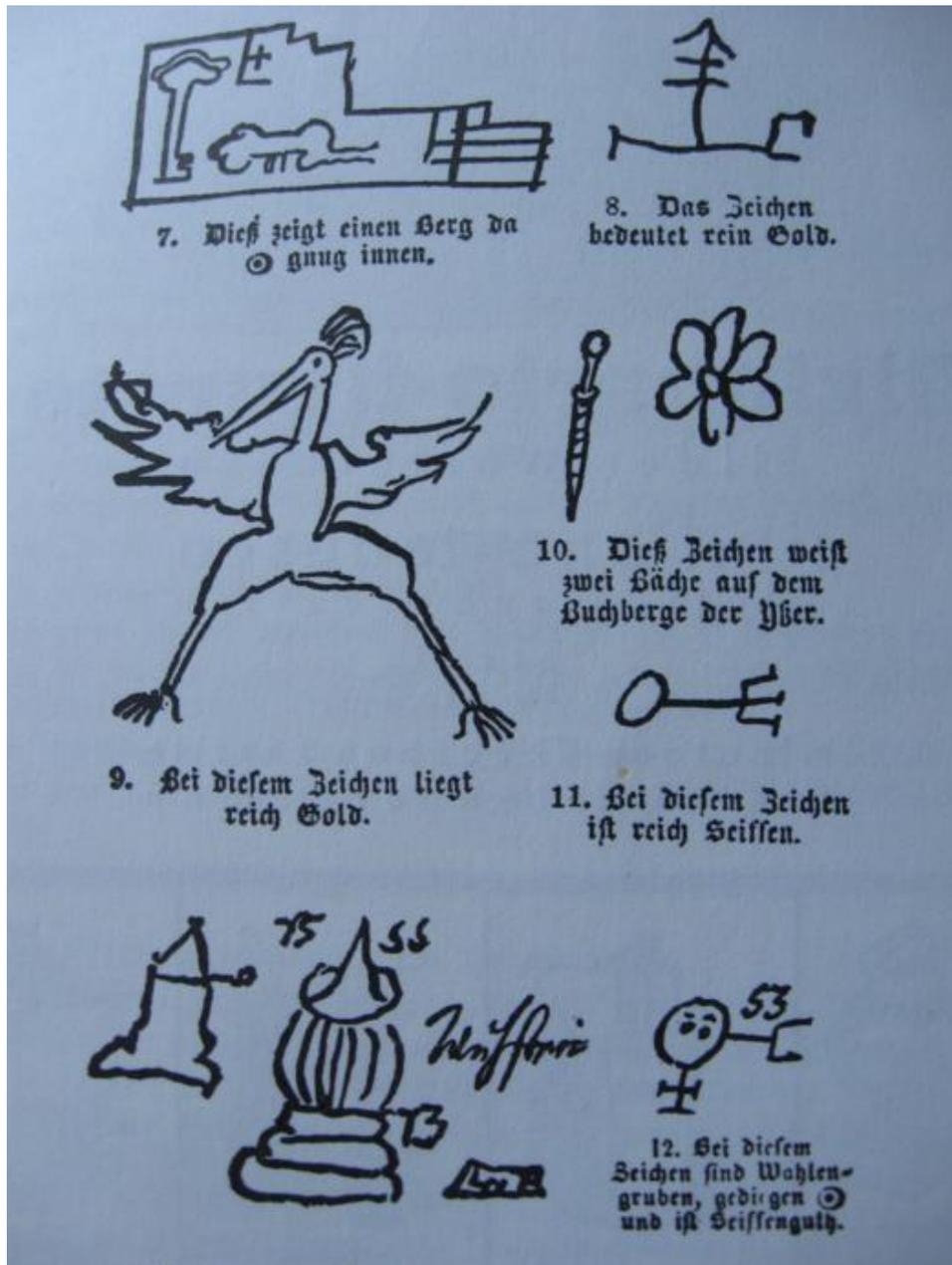


Abbildung 26: Altmüller/Kirnbauer führen diese Walenzeichen aus Sachsen an (Ein steirisches Walenbüchlein, S.80)

## Walenbücher

Die Walen hielten ihre Kenntnisse auch auf Papier fest, woraus die sogenannten Walenbücher entstanden. Sie beschreiben in Abschriften die Fundorte anhand von genauen geographischen Angaben. Das älteste erhaltene Walenbuch des Antonius Wale (bzw. die Abschrift davon ist erhalten) entstand vermutlich um 1470 in Breslau. Er beginnt seine Beschreibung folgendermaßen (die etwas altertümliche Schreibung orientiert sich an der Ausgabe von Jungandreas aus dem Jahre 1938): „In dem namen gotis, amen! Ich, anthonius wale, vor melde gote zcu lobe, manchem armen zcu trosste und meiner zele zcu seligkeit: weme sein mud, hercze und begir stehet noch gutte und noch ere, der froge noch einer stad, di heisset sitte, und vorbas off ein dorff, das heisset waltirsdorff, und sneckendorff, unde fort uff fuitisdorff, unde gehe zcu dem tolen steine den wegk, der do get kegin Ruckirsdorff, und von dem tolin steine off di hoe heide durch einen grunt. Und der grund leit keigen der cleinen heide. Do wert ir gehen durch ein fichtigk, durch ein wind gebirge. Unde wen ir durch das wint gebirge komet, So wert ir findin den valin stein. Do ist an gehawen ein bischoff. So gehe denne off di rechte hant keigen dem mittage wol ein gewende, zo wirt dir czu komen ein grund, der ist nicht langk. Do wirstu sehen off der hœe des grundis einen bom. Der ist alzo gestald unde hot einen ast gleichir weise, alzo einer hette einen arm aus gestracket. Do habe ich, anthonius wale, groß gut undir behaldin, daz sich wol mochtin ir hondirt von neren, weme is got bescheret hette. Und stehet och in dem grunde ein bom, der ist geschaffin alzo ein armbrost flussel. Unde do leit och vil guttis undir begrabin. (...)“

(Boehlich/Jungandreas/Peuckert, Das älteste schlesische Walenbuch, S.1)

Obwohl hinter den Walen viele Fragenzeichen stehen, so können sie doch als Pioniere des Bergbaus in vielen entlegenen Gegenden Mitteleuropas angesehen werden.

### 3. Der Bergbau in Schatzlar und Umgebung

Der Hausberg Schatzlars wurde früher das Goldene oder Güldene Rehorn genannt, was auf den Goldabbau verweist. Dieser ist eng mit Christoph von Gendorf, der als Berghauptmann einen mächtigen Mann im böhmischen Bergbau vorstellte, verbunden. Als solcher zeichnete er für die Leitung des Bergbaubetriebs, der Schmelzhütten und die Beaufsichtigung der Bergmänner verantwortlich. Als Kommissär arbeitete Christoph von Gendorf an der Joachimsthaler Münze mit, 1532 wurde er in den böhmischen Ritterstand erhoben und mit der Reform des Kuttenberger Silberbergwerks und der Neuregelung des böhmischen Münzwesens beauftragt. Im Jahre 1534 belehnte ihn König Ferdinand I., (nach der Schlacht bei Mohacs 1526 König von Böhmen, 1531 Wahl zum römisch-deutschen Kaiser, 1558 bis 1564 Kaiser des Heiligen Römischen Reiches, Grabmal im Prager Veitsdom) mit der Herrschaft Trautenau und erteilte ihm auch die Bergfreiheit für seine Besitzungen. In einem Pfandbrief von Gendorf und Adam Silvar (Zilvar) aus dem Jahre 1542 wird der Nutzen des Bergbaus erwähnt (vgl. Tásler, Krkonošské dolování 7: Dobývání zlata na Rýchorách). Ab der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts entwickelte sich der Goldabbau am Güldenen Rehorn, in der Schatzlarer Umgebung, und hielt sich bis Ende des 18. Jahrhundert. Mit dem Abriss des Pochwerks, in dem die gewonnenen Erze zerkleinert wurden, in Glasendorf (Sklenářovice) zwischen Schatzlar und Freiheit im Jahre 1781 datiert man das Ende der Goldgewinnung in dieser Gegend (vgl. Tásler, Krkonošské dolování 7: Dobývání zlata na Rýchorách). Übrigens ging Glasendorf, das vor 1945 mehr als 200 Einwohner zählte, nach der Aussiedlung der Deutschen unter, die meisten Gebäude wurden zerstört.

#### Kohleabbau

Der Beginn des Kohleabbaus in Schatzlar hängt mit dem Kloster Grüssau/Krzeszów, welches auf der heute polnischen Seite der Grenze etwa 20 Km von Schatzlar entfernt liegt, zusammen. Seit 1292 Zisterzienserkloster (vorher Benediktinerprobstei) entwickelte sich Grüssau zu einem kulturellen Zentrum des Riesengebirges, das auch in das angrenzende Böhmen hineinwirkte. Die Dörfer Berndorf (Schatzlar), Königshan, Lampersdorf und Potschendorf gehörten zu den Besitzungen des Klosters, als Abt Caspar I. Hauser dem Richter Jakob Rabe bewilligte, Erz und Kohle zu suchen und abzubauen (Wander, Das schwarze Gold unserer Erde, S.332). Da die Flöze bis an die Oberfläche

reichten, ging man beim Abbau nicht in die Tiefe und verwendete die Kohle zum Schmieden. Erst in den Jahren 1784 und 1785 wurden zwei Schächte errichtet, und ein Kuttenberger Obersteiger empfahl, „den Stollenbau so rasch wie möglich zu betreiben“ (Wander, Das schwarze Gold unserer Erde, S.334). Einen Aufschwung des Kohleabbaus bewirkte die Entwicklung der Industrie, die mehr und mehr Brennmaterial erforderte. Daher kamen weitere Fachleute und Bergmänner aus Kuttenberg in die Gegend, um die geologischen Bedingungen zu untersuchen (vgl. Mach, Smutné vzpomínání). Mit der Errichtung der ersten zwei Schächte nahm der Steinkohleabbau in einem größeren Ausmaß seinen Anfang. Da die Gruben vom Landeigentum ausgenommen waren, entwickelte sich ein Unternehmer- und Bürgertum, das zu einer Blüte der Stadt führte. Im Jahre 1819 ging der Georgsschacht in Betrieb, es folgten im Laufe der Zeit dreizehn andere Schächte. Der Ritter von Fedelstein vermachte 1842 das größte Schatzlarer Bergbauunternehmen seinem Neffen Baron Silberstein, der bemüht war, die neuesten Technologien einzuführen, um in der Konkurrenz mit der Grube in Schwadowitz bestehen zu können.



*Abbildung 27: Mittlerweile ist der Georgschacht ein Kulturdenkmal, die Grube in Schatzlar stillgelegt.*

Die Qualität der Steinkohle stand Mitte des 19. Jahrhunderts außer Zweifel: „Die Güte der Schatzlarer Kohle ist in dieser Gegend eine bekannte, [...]. Für Rostheizungen ist die Schatzlarer Kohle sehr gesucht; da sie nicht übermäßig backt, hält sie den Rost offen, und macht häufiges Schüren entbehrlich, wodurch viel Heizkraft wirksam bleibt, die bei zu oftmaligem Offenhalten der Heizöffnungen während des Schürens sonst verloren geht; auch gibt selbe zweckmäßig verkocht, reine, feste und für eisenindustrielle Zwecke vortrefflich brauchbare Coaks.

Von der Prager Gasanstalt wurden vor ein paar Jahren größere Versuche mit der Schatzlarer Kohle angestellt, und sie bewährte sich auch als vorzügliche Gaskohle. [...]" (Nachrichten über Privat- und gewerkschaftliche Berg- und Hüttenwerke, IV. Die Kohlenwerke des Freiherrn Adolf von Silberstein bei Schatzlar, Bohdaschin und Kosteletz in Böhmen, S. 123)

Ein Problem bestand im Transport der Steinkohle zu den Abnehmern, weshalb man einen Eisenbahnanschluss plante. In den „Nachrichten über Privat- und gewerkschaftliche Berg- und Hüttenwerke“ wird die Situation folgendermaßen beschrieben: „Es liegt unmittelbar an der Stadt Schatzlar, am südlichen Abhange des Riesengebirges. Die süd-norddeutsche Verbindungsbahn (Reichenberg – Pardubitz) mit den Stationen Josefstadt, Königshof, Mastig und Falgendorf zieht sich in einer Entfernung von 4 bis 5 Stunden vorbei. Die Schwadowitzer Flügelbahn hat auch die Bestimmung, in ihrem weiteren Ausbaue über Königshof nach Schatzlar diesen Steinkohlencomplex in unmittelbare Verbindung mit der südlicheren Umgebung zu bringen. Eine gegenwärtig im Baue begriffene neue Straße von Schatzlar nach Arnau stellt die directe Communication her in die nachbarliche industrielle Gegend von Trautenau, Arnau und Hohenelbe. Die im nächsten Umkreise bestehenden industriellen Etablissements und mehrere andere im Entstehen begriffene sind auf den Verbrauch der Schatzlarer Kohle angewiesen, [...]. Daß bei dem Bezug der mineralischen Brennstoffe nicht der Preis aus der Grube den größten Theil des Bezugspreises im Durchschnitte ausmacht, sondern die Frachtkosten und folglich diese für die Kohlen consumirende Industrie entscheidend sind, ist bekannt genug!“ (Nachrichten über Privat- und gewerkschaftliche Berg- und Hüttenwerke. IV. Die Kohlenwerke des Freiherrn Adolf von Silberstein bei Schatzlar, Bohdaschin und Kosteletz in Böhmen, S. 123ff.)

Zunächst wurde eine 1858 begonnene Bezirkstraße, welche Oberaltstadt, Schatzlar und Königshof verbinden sollte, drei Jahre später fertiggestellt. „Zudem hatte 1859/60 bereits die Müller'sche Gewerkschaft [bergrechtliche Unternehmensform, Anm. d. Hrsg.] eine 600m lange Rollbahnstrecke nach Lampersdorf angelegt. Die vollbeladenen Wagen

rollten selbständig talwärts, nur ein Bremser begleitete sie bis zum jetzigen Gasthaus Nr. 59 (damals *Alois Hermann*, später *Rudolf*). Dort war eine hohe Mauer errichtet worden, über welche die Kohlen entladen und gleich zu Verkauf angeboten wurden. Die leeren Wagen zogen Pferde wieder zurück zu den Schächten. Diese Transportart behielt man bis etwas 1870 bei.“ (Wander, Das schwarze Gold unserer Erde, S. 337f.)

Eine Verbesserung brachte die ab 1869 betriebene Bahnlinie von Josephstadt in das allerdings schlesische Liebau, wohin Frächter die Kohle transportierten. Die Bahn nach Parschnitz (Richtung Trautenau) und Königshan (Richtung Schlesien) nahm erst im Jahre 1882 ihren vollen Betrieb auf.

## Die Gruben

Im Schulübungsheft eines Bergbauschülers aus dem Jahre 1943 (später arbeitete er im Schatzlarer Bergwerk, verunglückte jedoch tödlich) stand zu lesen:

„Die Schatzlarer Kohlenwerke

Schon seit langer Zeit sind die Steinkohlevorkommen von Schatzlar bekannt und wurden auch schon im 19. Jahrhundert abgebaut. Während dem damaligen Stande der Technik entsprechend, die meisten Arbeiten mit der Hand verrichtet werden mussten, war daher die Ausbeute gering. Erst nach dem Jahre 1900 nahmen die Werke einen raschen Aufschwung, nachdem der Westböhmische Bergbau-Aktienverein (W.B.A.V.) die Kohlenwerke an sich brachte.“

Der Sitz des Westböhmischen Bergbau-Actienvereines, der Ende des 19. Jahrhunderts die Kohlenunternehmen in Schatzlar und Lampersdorf übernahm, war übrigens in Wien. Die Qualitätssteigerung der Kohle durch Waschen, wodurch Verunreinigungen (Steine) von der reinen Kohle entfernt wurden, steigerte den Brennwert. Die Nachfrage kam nicht nur aus dem nahen Aupatal, sondern auch aus bedeutenden österreichischen Industrieorten (vgl. Wander, Das schwarze Gold unserer Erde, S.337).

Der junge Bergbauschüler nennt diese Verbesserungen (Kohlenwäsche, Seilbahn, Fördertürme) allgemein und schreibt: „Die Einführung von modernen Bergbaumaschinen und sonstigen technischen Neuerungen, sowie das Abteufen des Marien- sowie auch des Julischachtes, trug zu einer Förderungssteigerung von Jahr zu Jahr bei und erreichte im Weltkrieg den größten Stand. Der damalige Belegschaftsstand betrug 1800 Mann, war also um ein Drittel höher als heute.

Die kurz nach Beendigung des Krieges einsetzende Wirtschaftskrise ging auch an den Schatzlarer Kohlwerken nicht spurlos vorüber. Massenentlassungen, sowie

Feierschichten folgten einer kurzen Konjunktur; doch nach dieser Depression blieb der Belegschaftsstand ziemlich stabil. Im Jahre 1936 wurden dann wieder Neueinstellungen vorgenommen.

Nach der Eingliederung des Sudetengaus ins Großdeutsche Reich wurden die Schatzlarer Kohlenwerke von den Hermann Göring-Werken übernommen. Mit dem Besitzerwechsel kam auch eine neue Betriebsleitung ans Ruder, welche neue, im Altreich erprobte Abbaumethoden, einführte. Dadurch wurde eine Mehrleistung pro Mann und Kopf erzielt. Dieses Erreichen der Mehrleistung ist umso beachtlicher, da der Betrieb aus kriegsbedingten Umständen sparsam mit Materialien und anderen Mitteln arbeiten muss. Auch der Einsatz der Kriegsgefangenen muss bei der Würdigung der erzielten Leistung mit berücksichtigt werden. W. F.

z.Zt. Krankenhaus Trautenau

Trautenau, am 20 Dezember 1943.“

#### **4. Deutsche und Tschechen auf der Grube**

Auf die Grube nach Schatzlar bzw. Lampersdorf kamen zu den deutschen Bergmännern schon seit langer Zeit tschechische aus dem Innenland. Sie passten sich i. a. dem Umfeld an und lernten die deutsche Sprache. Die zweite Generation konnte dann manchmal nur noch deutsch. In der Zwischenkriegszeit nahm der Zuzug von Tschechen deutlich zu, doch auch sie integrierten sich.

Nach dem Zweiten Weltkrieg wuchs die Zahl tschechischer Bergmänner, wenn auch nicht so stark, wie sich das das Besiedlungsamt gewünscht hatte, weshalb man die deutschen Bergmänner zurückhielt. Spannungen dürfte es wegen der Volkszugehörigkeit und den Ereignissen der vorangegangenen Jahre kaum gegeben haben. Ein pensionierter Bergmann erklärte mir: „Das Verhältnis mit den zugezogenen Tschechen war gut. Viele sind gekommen, die vorher schon auf der Grube gearbeitet haben. Schikanen oder Böswilligkeiten von den Menschen gab es nicht, das war normal. Auf der Grube musste Disziplin sein, einer musste dem anderen helfen. Das war die Grube. Auf der Grube hast du die Arbeit gemacht.“

## 5. Gefangene und Häftlinge

Arbeitskräftemangel veranlasste die Verantwortlichen immer wieder, Leute zur Arbeit auf der Grube zu zwingen. Während dem Zweiten Weltkrieg arbeiteten sowjetische Kriegsgefangene auf der Grube, wo sie die eingerückten Deutschen ersetzten. Der oben erwähnte Bergbauschüler beschrieb die Situation folgendermaßen:

„Aufsatz für Monat Mai 1944

Mein Arbeitsplatz

Seit dem 1.3.1939 bin ich bei den Schatzlarer Kohlenwerken auf der Schachanlage „Marienschacht“ im Untertagebetrieb beschäftigt. Gegenwärtig arbeite ich auf Kopfstreckenvortrieb im 27.Flöz in der 4.Sohle. Meine Arbeit besteht darin, dass ich die Sohle nachschieße und da der Firstendruck sehr stark ist, die Strecke mit Mollbau ausbaue. Die durch das Sohlenschießen entstehenden Berge verwende ich zum Bergeversatz, welcher 10m lang von der Strecke in den Streb gesetzt werden muss. Um den Niederstoßläufern eine feste Auflage zu gewährleisten, muss ich mit Bergen ausgefüllte Standholzkästen darunterbauen. Unter die Oberstoßläufer muss ich 20cm bis 25cm starke und 1,40m lange Stempel darunterstellen. Der Oberstoßläufer muss vom Niederstoßläufer 2,80m entfernt sein, damit die daraufzustellenden Eisenbogen auf die vorgeschriebene Wölbung erreichen. Im allgemeinen muss der Moll-Ausbau ziemlich genau gearbeitet werden und verlangt dasselb auch schon ein gewisses Können. Mir gefällt aber trotzdem diese Arbeit ganz gut, obwohl ich dieselbe mit einem russischen Kriegsgefangenen ausführen muss und deshalb öfters auf Hindernisse stoße, die man allerdings mit einem deutschen Arbeitskameraden nicht kennenlernt. Aber heute ist eben Krieg und da deutsche Arbeitskräfte sehr knapp sind, muss auf diese ausländischen Arbeitsreserven zurückgegriffen werden, um die Kohlenproduktion, welche die Schlüsselstellung in der deutschen Wirtschaft ist, sicher zu stellen.“

Wie aus diesen Aufzeichnungen hervorgeht, war die Zusammenarbeit mit den Kriegsgefangenen nicht angenehm - mit ihnen arbeiten zu müssen galt als Strafe, wie mir ein betagter Schatzlarer Bergmann erzählte: „Einer hat im Krieg einmal etwas Falsches gesagt, da wollten sie ihn nach Stalingrad schicken. Das haben sie dann nicht gemacht, da haben sie ihn zu lauter Russen – die Kriegsgefangenen – in der Grube gegeben als Strafe.“

Nach der kommunistischen Machtübernahme wurden wieder Gefangene für die Arbeit im Bergwerk herangezogen. Ein Schatzlarer Bergmann erzählte mir: „Später sind dann die Muklové gekommen. Das waren natürlich keine echten Bergmänner. Da war dann die Grube weiter nicht das, was sie früher war.“

Die Bezeichnung „Muklové“ stammt von der Abkürzung MUKL, was auf Tschechisch für „muž určený k likvidaci“ steht – ein zur Liquidierung bestimmter Mann. Dies entsprach der Abkürzung „RU“ (Rückkehr unerwünscht) für Strafgefangene unter den Nationalsozialisten. Die zehntausenden tschechoslowakischen Muklové mussten unter schlechten sanitären Bedingungen harte Arbeit verrichten, u.a. auch im Joachimstaler Uranbergwerk. Viele von ihnen starben in Gefangenschaft oder kurz nach ihrer Entlassung (z. B. der Dichter Jan Zahradník oder der erfolgreiche Eishockeytormann Bohumil Modrý, dessen Schicksal der österreichische Schriftsteller Josef Haslinger in seinem Roman Jáchymov thematisierte).

## **6. Harte Arbeit und Gefahr**

Die Arbeit unter Tag war (und ist) von einer ständigen Gefahr begleitet und von dem Bewusstsein, Unfälle mit dem Leben bezahlen zu müssen. Aber auch bei Unfällen ohne tödlichen Ausgang waren die Bergmänner auf Sozialeinrichtungen und –leistungen angewiesen, wobei viele im Laufe des 20. Jahrhunderts mitunter infolge von Streiks eingeführt oder verbessert wurden (Achtstundenschicht, Sozialversicherung, gesetzlich geregelter Urlaub, Betriebsräte). Doch die Sozialgesetzgebung hatte gerade bei den Bergleuten Vorläufer, die später durchaus als Vorbild für andere Einrichtungen dienten.

### Gemeinschaftliche Vorsorge – die Bruderlade

Bereits vor der Sozialgesetzgebung Ende des 19. Jahrhunderts existierte ein Hilfssystem, das man angesichts der lebensgefährlichen Arbeit eingeführt hatte, um einem verunfallten Bergmann bzw. seiner Familie helfen zu können: „1845 wurde bei der Müller’schen Gewerkschaft eine Bruderlade eingerichtet. Zweck derselben war es, die bei der Arbeit geschädigten, erkrankten oder arbeitsunfähig gewordenen Bergleute und ihre Witwen und Waisen zu unterstützen. Dazu musste jeder einen geringen monatlichen Beitrag erbringen.“ (Wander, Das schwarze Gold unserer Erde, S.343) Dieser Beitrag

wurde vom Bergmann in einer Freischicht, in der man frei (im Sinne von gratis) zum Nutzen anderer arbeitete, oder einer sogenannten Büchschicht verdient. Das Büchsgeld (oder der Büchsenpfennig) wurde in die Bruderlade oder Bruderbüchse eingezahlt und kam beispielweise nach einem tödlichen Unfall der Familie des verstorbenen Bergmanns zugute (vgl. Veith, Deutsches Bergwörterbuch, S.120ff. und S.407). Auch für die Bergfertigen, also die in der Grube (vor allem an der Lunge, auch Bergsucht genannt) Erkrankten, bot dieses Geld eine Absicherung:  
„Der Verunglückten Weiber und Kinder bekamen gutes Gnadenlohn, ebenso die Bergfertigen.“ (Veith, Deutsches Bergwörterbuch, S.74)



Abbildung 28: Glasfenster der Bergknappschaft zu Hohenelb im Krkonošské muzeum Vrchlabí (Riesengebirgsmuseum Hohenelb): Die heilige Barbara, Schlägel und Eisen, Hohenelbe und Christoph von Gendorf (gegen den Uhrzeigersinn)

Auf den Steinkohlegruben der Gewerkschaften Silberstein und Gaberle zu Schatzlar wurde 1848 die „Ordnung für den Knappschaftsverband“ erlassen (Wander, Das schwarze Gold unserer Erde, S.343) - neben einem Ehrencodex wurde darin auch festgehalten, wofür das Geld aus der Knappschaftskasse aufzuwenden sei: „freie ärztliche Behandlung, Medizin und Krankenlohn, für durch Alter, Krankheit und Unglücksfälle invalid gewordene Mitglieder Pensionen, für Witwen und Waisen der Mitglieder ein Beitrag zum Unterhalt, ein Beitrag zum Begräbnis, bei ansteckenden Krankheiten Anschaffung von Schutzmittel.“ (Wander, Das schwarze Gold unserer Erde, S.343) Das Büchsegeld der aktiven Knappschaftsgenossen setzte sich aus Beiträgen, eingehobenen Strafgeldern und eben einer Freischicht, die jedes Mitglied vierteljährlich verfahren musste, zusammen. Der gewählte Knappschaftsälteste (bei der Bruderschaft der Brudervater, auch Zechmeister) hatte für die Einhaltung der Verpflichtungen zu sorgen. In der Knappschaftsrolle waren alle ständigen Mitglieder, ihre Frauen und Kinder registriert (vgl. Veith, S.293).

In den Knappschaften war die Gesamtheit der Bergarbeiter zusammengefasst. Die erste urkundliche Erwähnung einer Knappschaft mit karitativen Aufgaben findet sich in einer Urkunde für die Reichsstadt Goslar aus dem Jahre 1260 ([www.750jahre.info](http://www.750jahre.info) – Zugriff am 7. August 2017). Der zunächst religiöse Charakter trat im Laufe der Zeit zugunsten des Gedankens eines Rechts auf Unterstützung in Notfällen in den Hintergrund. Die Idee der sozialen Absicherung der Bergmänner wurde Ende des neunzehnten Jahrhunderts in die soziale Gesetzgebung aufgenommen. Die Knappschaftskassen stellen Vorläufer der heutigen Kranken-, Unfall- und Pensionsversicherungen dar, wie dies auch Menzel in seinem Werk „Die Arbeitsversicherung nach österreichischem Rechte“ aus dem Jahre 1893 hervorhebt (vgl. Menzel, Die Arbeiterversicherung nach österreichischem Rechte, S.3ff). In Deutschland gibt es heute noch eine Krankenversicherung namens Knappschaft, die nun für alle frei wählbar ist und sich auf ihrer Homepage mit Verweis auf die 750jährige Tradition als Erfinder der Krankenkasse bezeichnet: „Sie geht auf die Gründung einer Bruderschaft von Bergleuten am Rammelsberg/Goslar zurück, die durch den Hildesheimer Bischof im Jahre 1260 beurkundet ist. Diese Bruderschaft ist entstanden aus den besonderen Gefahren um die Gesundheit und des Lebens im Bergbau und der daraus erwachsenden Notwendigkeit einer sozialen Absicherung.“ ([www.750jahre.info](http://www.750jahre.info) – Zugriff am 7. August 2017)

Die sozialen Errungenschaften im Bergbau sollen jedoch nicht darüber hinwegtäuschen, dass die Situation der Bergleute in Mitteleuropa bis weit ins zwanzigste Jahrhundert nicht

einfach war, denn die Unterstützung, die den Betroffenen zugute kam, war zeitlich begrenzt: „Die Resolutionen von 1709 verpflichten die Gewerken, den auf ihren Gruben verunglückten Bergleuten vier Wochen Lohn zu zahlen oder bei einem tödlichen Unfall die Witwe auf vier Wochen mit der gleichen Lohnsumme zu unterstützen. 1727 bittet die Knappschaft die Gewerken, diese bescheidene Versorgung zu verbessern. Am 15. November 1727 lehnen die sämtlichen im Freibergischen Bergamtsrevier bauenden Gewerken und Schichtmeister, auch als Vertreter und Bevollmächtigte der auswärtigen Gewerken, das Gesuch der Knappschaft ab.“ (Fritzscht/Sieber, Bergmännische Tachten des 18. Jahrhunderts im Erzgebirge und im Mansfeldischen, S.9) Auflehnungen und Streiks konnten die Folgen sein (auf den Umgang der Bergleute mit der psychisch belastenden Arbeit und dem damit verbundenen Alkoholkonsum gehe ich hier nicht ein). Auch in Schatzlar kam es immer wieder zu mehrwöchigen Streiks, durch welche die Bergmänner ihrer Unzufriedenheit über die Arbeitsbedingungen Ausdruck verliehen: 1876 auf der Silberstein-Grube, 1893 dreiwöchiger Bergarbeiterstreik, 1900 siebenwöchiger Streik, 1917 Hungerstreik, 1926 fünfwöchiger Streik (vgl. Hellmut Weber, Die Situation der Kohlenwerke nach 1945, S.350 und 351).

Darüber, wie die Bergarbeiter ihre Lebensbedingungen außerhalb der Schichten empfanden, gibt ein Bericht des Bergschülers Auskunft:

„Die Häuslichkeit des Bergmanns: Wie sie ist und wie wir sie uns wünschen  
Der Bergmann lebt im Sudetengau in Verhältnissen, die der Schwere seines Berufes in keiner Weise gerecht werden. Der größte Teil von ihnen besitzt nur kleine einfache Wohnungen, größtenteils Küche und Zimmer, oft sogar nur eine einzige Stube, welche als Küche, Wohn- und Schlafräum benützt werden muss. Durch diese Enge bedingt, ist es ihm nicht möglich, sich nach der Heimkehr von seiner Arbeit richtig zu erholen und zu entspannen, um neue Kräfte für den kommenden Arbeitstag zu sammeln. Infolge dieser Umstände und in Verbindung mit seiner geringen Entlohnung ist auch die Zahl jener Bergleute gering, welche nach der Schicht nach einem guten Buche greifen, oder sonstige geistige und berufliche Weiterbildung anstreben. Höheren Bildungsbestrebungen ist er nur schwer zugänglich, da er durch sein schon viele Jahre hindurch anhaltendes soziales Elend in einer gedrückten, freudlosen Stimmung dahin lebt, welches in ihm ein gewisses Minderwertigkeitsgefühl aufkommen lässt und er es deshalb selten wagt, sich sein Leben zu verbessern.

Meines Erachtens nach müsste für den Bergmann in erster Linie eine ausreichende geräumige Wohnung geschaffen werden. Das Ideal erblicke ich in einem Einfamilienhaus mit einem kleinen Gemüse- und Blumengarten. Zur Freude am Eigenheim käme dann noch die nicht zu unterschätzende Bewegung in der frischen Luft. Durch die Tätigkeit in seinem Garten würden die Körperorgane, welche durch die staubige Arbeit untertags verunreinigt werden, wieder zum größten Teil von Staub und Schmutz befreit und dadurch würde die Erhaltung der Gesundheit und der Arbeitskraft des Bergmannes verlängert.

Seine Entlohnung soll ausreichend sein, damit er auch in der Lage ist, sich kräftig zu ernähren, um sich Bücher für die Mußestunden kaufen zu können und mit seiner Familie kleinere Vergnügungen zu besuchen und dadurch auch ein wenig Freude am Leben zu erhalten.

Schatzlar, am 1. November 1943.“  
(W.F.)



*Abbildung 29: Tod eines Bergmanns. Das Trauerkondukt mit den Bergbauschülern und der Bergmannskapelle zieht durch Schatzlar.*

Ein pensionierter Bergmann erzählte mir über die Gefährlichkeit der Arbeit: „Unfälle waren, die Technik ist gekommen von Ostrau. Das war alles mit der Hand gearbeitet, mit Schaufeln: Flöze 50-60cm hoch, steil 38, 36, welche waren auch 50 steil. Holzstöcke. Das war schwere Arbeit. Die Leute sind nicht alt geworden. Niemand kann sich vorstellen, wie die Leute hier gearbeitet mit dem Keilhammer, so niedrig, so steil, Handschuhe gab es noch nicht, keine Helme, Mützen hatten wir.“

Die Unfälle gehörten zum Arbeitsalltag der Bergleute:

„Unfallanzeige

Der Arbeiter Wilhelm Blum erlitt am 10. Oktober einen doppelten Beckenbruch. Blum war mit dem Ausbau in der 7. Sohle im Ort 4 Westen beschäftigt, als plötzlich aus dem Hangenden ein großer Stein auf ihn herabfiel. Blum wurde mitgerissen. Er hatte noch die Kraft, sich an einen Stempel zu klammern, wo ihn sein Kamerad Jung fand.

Schatzlar, Marienschacht, den 11. Oktober 1943. Der Betriebsführer: Meier.

Der Reviersteiger: Bischof.“ (aus dem Übungsheft des Bergschülers)

Ein ehemaliger Bergmann schildert den Unfall eines Kumpels und den Versuch seiner Rettung: „Da war ein hübscher Kerl. Der war in der Grube. Da hat der Stein den Stempel gequetscht und ist auf ihn. Wir konnten ihn nicht rausholen. Es ging nicht, der Stein war groß und schwer. Und er hat immerzu gebrüllt: „Mama, Papa, helft mir doch!“ Dann kam noch der Doktor, hat er ihm noch eine Spritze gegeben auf dem Arbeitsplatz unter der Erde, dass er weiter aushält. Und ich mit Podolník, wir sind gerannt. Mit einem Heber wollten wir ihn aufheben, aber es war zu niedrig. Der ist lange gestorben, stundenlang. Er hat alles zerquetscht gehabt. Der war dann im Sarge ausgestellt im Bergmannsklub, wo jetzt die Musikschule ist.“



*Abbildung 30: Die Kutsche mit dem Sarg, daneben stehen sechs Bergmänner Ehrenwache.*

Die verunfallten Bergleute erhielten ein Bergmannsbegräbnis, zu dem die Bergleute in ihrer Uniform kamen, um dem Bergmann die letzte Ehre zu erweisen. Die Witwe eines tödlich verunfallten Bergmannes schilderte das Begräbnis so: „Der Leichnam war im Leichenhaus. Dann ist der Leichenwagen bis zum Haus gekommen, in die Wohnung durften sie nicht, vor dem Haus ist der Pferdewagen stehen geblieben. Da war die Verabschiedung. Die Bergmannskapelle hat gespielt. Er war sehr beliebt, es waren mehr Leute als beim Ersten Mai. Dann sind wir auf den Friedhof gegangen. Und wie sie ihn runtergelassen haben, haben sie das Steigerlied gespielt. Das spielen sie heute noch, wenn ein Bergmann bei uns begraben wird.“

Außerdem ist es heute noch üblich, dass die verbliebenen Bergmänner den Sarg tragen, wenn ein Kumpel stirbt.

## **7. Humor: Witze und Spitznamen**

Bei meinen Gesprächen über die Arbeit im Bergwerk wunderte mich, wie oft die früheren Bergmänner von Witzen und Streichen erzählten. Dies steht im Gegensatz zu der harten Arbeit unter Tag. Es dürfte sich hier um ein Verhalten im Angesicht einer Gefahr und der gefährlichen Arbeit handeln, um leichter mit dieser Belastung umgehen zu können. Denn in der Grube passierten immer wieder Unfälle, die einige Männer das Leben kosteten. Meist handelte es sich um Einstürze.

In einem Artikel aus dem Jahre 1953 – also in der ersten Phase der kommunistischen Herrschaft – beschrieb der Wissenschaftler Jan Rohel den Realismus des Bergmannshumors. Zwar bezieht sich der Artikel auf die Ostrauer Gruben, trotzdem halte ich es für bemerkenswert, dass Rohel den Humor der Bergmänner thematisierte. Er spricht vom charakteristischen Hauerwitz (vgl. Rohel, S.54), der sich klassenkämpferisch gegen die Bourgeoisie wende.

In manchen gefährlichen Situationen retteten Witze tatsächlich das Leben. Der Bergmann Braun erzählte mir von zwei derartigen Begebenheiten: „Einmal haben wir weggeschossen (gesprengt). Und ich wollte gleich hinuntergehen und schauen, ob alles weggeschossen ist, die Löcher und so. Da sagte der Tonda, der Schussmeister: „Franz,

setz Dich noch mal hin, ich werde Dir einen Witz erzählen.“ Das war mein Glück. Auf einmal gab’s einen Krach, es ist alles zusammengekracht.“

Ein anderer Bergmann, Herr Friede, erlaubte sich in einer durchaus gefährlichen Situation einen Scherz: „Zweite Sohle. Wir sind mit dem Wagen eingefahren und das ist eingestürzt. Ich bin gerade noch rechtzeitig abgesprungen. Franta rief: „Rudo, kde seš (Rudi, wo bist du)?“ Ich habe die Gusche gehalten, mich versteckt. Dann bin ich hervorgekommen und hab gesagt: „Co se děje (Was ist los)?“ „Ty č..... Ty ses schoval (Du S..... Du hast Dich versteckt)!“ So war das in der Grube.“

Der Humor begleitete die Bergmänner bei ihrer Arbeit und half ihnen mit der psychischen Belastung umzugehen.

### Spitznamen

Zu diesem humorvollen Umgang mit der gefährlichen Arbeit kann man wohl auch die Verwendung von Spitznamen zählen, die möglicherweise aus dem bäuerlichen Milieu stammen: „Auf der Grube waren viele Spitznamen. Die haben sich aus einer Situation oder so was ergeben. Einer war der „bílý buchtý“ (weiße Buchteln). Der war ein Deutscher und hat diese tschechischen Wörter zu hart ausgesprochen: pílý puchtý – dann haben alle gesagt: Už tady byl „bílý buchtý“ (War der „weiße Buchteln“ schon da)?“ So entstanden viele Spitznamen wie Pudding-Müller, Pulverjude, Stollfanster (dialektal für Stallfenster) oder Spiegelmusikant: „Der hat bei der Blasmusik Trompete gespielt und angeblich hat er immer vor dem Spiegel Positionen gemacht, dass es gut aussieht. Wenn man eine Dummheit gemacht hat, dann ist so ein Spitzname entstanden.“ Auch das Nebeneinander der tschechischen und deutschen Namen konnte Basis für einen Spitznamen sein. So wurde beispielsweise ein gewisser Ježek (deutsch: Igel) eben Igel genannt.

Der pensionierte Bergmann Rudolf Friede erinnert sich an einige Spitznamen: „Vati hat geheißen Guschereißer. Krmič – ich habe die Leute angelogen. Frassteppla (Fresstopf), Hungerturm, Mokry. Aber wie die Deutschen weggemacht sind, war es aus mit den Spitznamen. Einer aus Bober war Butterbein, Vogelheini, Eichlinder (Eichelunter). Da ist immer etwas passiert, das ist dann geblieben.“

Für die Neulinge in der Grube war es nicht immer einfach festzustellen, ob es sich um den normalen Namen oder einen Spitznamen handelte. Die arrivierten Bergmänner

machten sich daraus des Öfteren einen Scherz und nutzten die Unkenntnis der Neulinge aus. So erzählte mir ein Schlosser, der auf der Grube gearbeitet hatte, aus seiner Anfangszeit: „Mein Vater hat gesagt, dass du ja freundlich bist und grüßen, grüßen. Bevor die Bergmänner einführen, haben sie gevespert. Einer sagte zu mir: Geh hinauf, Morgenkleid ist oben. Ich gehe hinauf, ist ein alter Bergmann dorte, hat gepriemt – Kautabak. Ich hab begrüßt und gefragt: „Sie sind der Herr Morgenkleid?“ „Du verfluchter!“ – Das war sein Spitzname, das hab ich nicht gewusst. Aber dann ist ihm eingefallen, dass ich neu bin. „Wer bist denn du?“ „Der und der.“ „Host a Tropa Ejle mite?“ „Ja, hab ich.“ „Dann schmier das. Merk dir: Ein Tropa Ejle hilft mehr wie a Schlosser.““

## 8. Kultur des Bergbaus

### Die Bergmannssprache

Bereits im 12. und 13. Jahrhundert entwickelte sich im mitteldeutschen Gebirge beim Abbau von Edelmetallen ein reicher Fachwortschatz, womit er die Basis für eine der ältesten deutschen Fachsprachen bildete (vgl. Trebbin, Die deutschen Lehnwörter in der russischen Bergmannssprache, S.IXff). Die Fachwörter gingen auch in lateinische Texte ein, wobei ihnen die Wendung „in eo quod in vulgari montanorum dicitur“ vorangestellt wurde. Auch mit lateinischen Endungen wurden sie versehen (*dorslacus* – Durchschlag, *werCUS* – Werke/Gewerke, *xencare* – senken; vgl. Veith, Deutsches Bergwörterbuch, S.V). In der ersten wissenschaftlichen Auseinandersetzung mit dem Bergbau in deutscher Sprache bedient sich Ulrich Rülein von Calw (geb. 1465 in Calw, gestorben 1523 in Leipzig) in seinem „Ein nützlich Bergbüchlin“ über 200 Fachwörter (vgl. Kißenbeck, Fachsprache und Regionalisierung. Empirische Untersuchungen zum Wortschatz des Bergbaus, S.71).

Philipp Bechius verwendet in seiner Übersetzung (Vom Bergwerck: XII Buecher darinn alle Empter/Instrument/Gezeuge/ und alles zuo disem handel gehoerig [...]. Basel 1557) des großen montanistischen Werkes „De re metallica libri XII“ von Georg Agricola viele deutsche Fachbegriffe und fasst sie schließlich in einem Register zusammen. Übrigens gilt Agricola, der 1494 in Glachau geboren wurde und einige Zeit auch in Joachimstal lebte, als Begründer der Mineralogie und Montanistik. Er starb im Jahre 1555 in

Chemnitz. Auch die „Sarepta oder Bergpostill“ des Johannes Mathesius, der 1565 in Joachimstal starb, sei hier genannt.

Man kann also von einer Fachsprache des Bergbaus spätestens im 16. Jahrhundert sprechen oder – um es mit Veith zu sagen – von einer „vollständig ausgebildeten bergmännischen und bergrechtlichen Kunstsprache (Veith, Deutsches Bergwörterbuch, S.V).

Der eben zitierte Heinrich Veith veröffentlichte 1871 ein „Deutsches Bergwörterbuch“, in dem er anhand zahlreicher Belege die Bergmannssprache auch einem Laien zugänglich macht. Aus dem Bergmannswortschatz wurden einige Ausdrücke in die Gemeinsprache übernommen: Ausbeute, Fundgrube, Schicht, Raubbau, tiefschürfend oder aufschlussreich (vgl. Polenz, Deutsche Sprachgeschichte vom Spätmittelalter bis zur Gegenwart I, S.211).

Auch in andere Sprachen wurde zumindest ein Teil der deutschen Terminologie übernommen (vgl. Trebbin, Die deutschen Lehnwörter in der russischen Bergmannssprache. Berlin 1957). Besonders groß war, bedingt durch den Sprachkontakt, der Einfluss auf die tschechische Bergmannssprache.

Eine kleine Auswahl an Fachwörtern:

Terminus	Erklärung
Fahren/einfahren bzw.	Sich in der Grube fortbewegen / sich in die Grube begeben / die Grube verlassen
Fäustel	Hammer
Flöz (oft auch Flötz)	Flächige, plattenförmige Lagerstätte
Gewerke; Gewerkschaft	Eigner von Bergwerksanteile; Unternehmensform
Geleucht	Grubenlampe
Gezähe	Bergmännisches Werkzeug
Hangendes und Liegendes	Gesteinsschicht über und unter einem Flöz (eine sich lösender großer Gesteinskörper ist)
Hauer (auch	Bergarbeiter, der abbaut
Hunt (Hund)	Förderwagen
Kaue	Ursprünglich schützte dieses kleine Gebäude gegen schlechte Witterung über dem Schacht (Veith, S.285). Die später errichteten Waschkauen dienten dem Waschen
Schießen	Sprengen unter Tag
Sohle	Alle Teile eines Bergwerks, die auf einer Ebene liegen
Steiger	Vorgesetzter der Hauer
Stempel	Holzstütze

## Die heilige Barbara

Bekanntlich ist die heilige Barbara eine Schutzpatronin der Bergleute, an deren Namenstag Feiern begangen werden. Sie gehört neben Achatius, Ägidius, Blasius, Christophorus, Cyriacus, Dionysius, Erasmus, Eustachius, Georg, Katharina, Margareta, Pantaleon und Vitus (Veit) zu den vierzehn Nothelfern der Kirche, wobei die drei Frauen dieser Gruppe in einem volkstümlichen Sprichwort verewigt sind:

„Barbara mit dem  
Turm, Margaretha mit  
dem Wurm, Katharina  
mit dem Radl – Das  
sind die heiligen  
Madl.“

Die heilige Barbara mit dem Turm und ihr Patronat über die Bergleute erklären sich aus der Legende (Fakten wie ihr Geburtsort – Nikomedia (heute Izmit in der Türkei) oder Heliopolis (heute Baalbek im Libanon) - sind nach wie vor umstritten, doch spielt dies für die Verehrung der Barbara keine Rolle): Barbara war die Tochter des Königs oder reichen Kaufmanns Dioscuros. Um die junge, schöne Frau vor männlichen Verehrern zu schützen oder aber um sie vor Christen, zu denen sie Kontakt hatte, abzuschirmen, sperrte sie der *heidnische* Vater in einen Turm – daher stammt eines ihrer Attribute. Die dem Christentum zugetane Barbara ließ als Sinnbild der Dreifaltigkeit ein drittes Fenster an dem Gefängnisturm anbringen. Martern des Vaters bestärkten sie nur in ihrem Glauben. Nachdem es Dioscuros nicht gelungen war, seine Tochter vom Christentum abzubringen, beschloss er ihre Tötung. Doch Barbara floh, zu ihrer Rettung öffnete sich ein Fels und sie konnte durch den Spalt entkommen – dieses Wunder machte sie zur Patronin der Bergleute. Allerdings wurde Barbara verraten, danach gegeißelt und schließlich von ihrem Vater enthauptet. Wenig später erschlug ein Blitz Dioscuros. (Vgl. Schneeweis, Legende, Darstellung, Patronate, S.16ff)

Zur Schutzfrau der Bergleute wurde die heilige Barbara auch als Vergeberin der Sünden, da ein Bergmann im Falle eines plötzlichen Todes bei einem Grubenunglück nicht unter dem Schutz der Sterbesakramente stirbt (vgl. Schneeweis, Legende, Darstellung, Patronate, S.18). In der Bergmannstracht gibt es symbolische Anspielungen auf Barbaras Leben (siehe unten).

Neben der heiligen Barbara spielte in Schatzlar der heilige Prokop, ein Heiliger Böhmens und der Bergleute, eine wichtige Rolle, wurde doch am 4. Juli ein Fest zu seinen Ehren begangen:

„An seinem Namenstage zogen die Bergleute – für diesen Feiertag gab es selbstverständlich dienstfrei, und sie bezogen trotzdem den vollen Lohn – in ihrer schmucken Bergmannstracht mit Häkel und Grubenlampe, geführt von den Grubensteigern und uniformierten Bergbeamten, voran die Bergmannskapelle und die ehrwürdig schwarz-grüne Zechenfahne, nach Schatzlar, wo in der Kirche der Festgottesdienst – bei schönem Wetter auf dem Ringplatze eine Feldmesse – abgehalten wurde. Die Bergleute trugen auf ihren Tschakos frisches Eichenlaub, die Aufsichtsbeamten blanke Säbel. Böllerschüsse begrüßten den Zug beim Einmarsch in das Bergstädtchen.“ (Weber, Das Prokopifest der Bergleute, S.351f)

#### Kleidung des Bergmanns

Wie in der Schilderung des Schatzlarer Prokopifestes erwähnt, trugen die Bergleute bei Festivitäten ihre Uniform, die der Bergschüler Fähnrich im Jahre 1943 folgendermaßen beschreibt:

„Unsere Bergmannskleidung

Zur Ausübung fast jedes Berufes ist eine den Umständen entsprechende Arbeitskleidung nötig; deshalb hat auch der Bergmann eine eigene, den Bedingungen der Grube angepasste Kleidung, welche, wie ja der Name Bergmann schon sagt, Bergmannskleidung heißt. Dieselbe kann schon auf eine alte Tradition zurückblicken. Die hauptsächlichsten Bestandteile der Bergmannskleidung sind: Rutschleder, Knieschoner, Handschützer, Lederkappe und Unfallverhütungsschuhe. Diese Kleidungsstücke trägt der Bergmann nur in der Grube, aber für feierliche Anlässe hat er eine besondere Paradeuniform. Dieselbe besteht aus einer schwarzen Bluse (genannt Kittel) welche am Kragen mit dem Bergmannswappen (Schlägel und Eisen) geschmückt ist, ferner aus langer, schwarzer Hose und einem Tschako mit Federbusch. Rutschleder und Bergmannsstock vervollständigen diese Uniform. Heute sind aber die meisten jungen Bergleute nicht mehr im Besitze einer Bergmannsuniform, da diese traditionelle Kleidung in den letzten Jahren sehr vernachlässigt wurde. Erst der junge deutsche Bergbau setzt nun wieder diese Tradition fort und ist gewillt, der Bergmannsuniform die ihr gebührende Achtung zu verschaffen.“ (W.F., 1943)Die Paradeuniform des Bergmanns orientierte sich

stark an der Berufskleidung – dem Fahrzeug (zum Einfahren bestimmte Kleidung),  
entweder durch Übernahme bestimmter Teile (Arschleder - Paradeleder) oder deren



*Abbildung 31: Der pensionierte Bergmann Friede im Kittel.*

Andeutung. Nicht nur deshalb ist die Tracht voller Symbole und dies, obwohl sie sich durch Schlichtheit auszeichnet. Man unterscheidet heute die ältere sogenannte maximilianische Bergmannstracht, die aus einem weißen Mantel mit einer Kapuze (Gugel; die Arbeitstracht war braun) und dem Arschleder bestand, und der jüngeren schwarzen Tracht, die zu Beginn des 18. Jahrhundert in Sachsen entstand und in vielen Revieren übernommen wurde. (Vgl. Fritsch/Sieber: Bergmännische Tachten des 18. Jahrhunderts im Erzgebirge und im Mansfeldischen)

## Zur Symbolik der Paradeuniform

Die traditionellerweise 29 Knöpfe des Bergkittels versinnbildlichen die Lebensjahre der heiligen Barbara. Als Symbol der drei Fenster in Barbaras Turm und damit der Dreifaltigkeit bleiben die oberen drei Knöpfe offen. Der Pelerinekragen, welcher an der Arbeitskleidung eine Schutzfunktion gegen Steinschlag und herabtropfendes Wasser erfüllte, besitzt neun Zacken, die wiederum an die neun Jahre der Gefangenschaft Barbaras erinnern. Damit drückten die Bergleute ihre Verbundenheit mit dem Christentum aus, wobei die Religiosität, Glaube und Aberglaube vor allem im Mittelalter, aber auch noch bis in das 20. Jahrhundert stark ausgeprägt waren. Die Zopfborten an den Ärmeln des Kittels symbolisieren die Reservedochte der Grubenlampen oder die Zündschnüre für die Sprengarbeiten. Der Tschako oder Schachthut steht für die unter Tage getragene, schützende Kopfbedeckung, der Federbusch für den Federwisch, mit dem man die Sprenglöcher reinigte.

## 9. Arschleder

„Wann die Schächt sehr hängig seind, so sitzend die Berghäuwer auf ihr Arsläder, das umb die Lenden gebunden, dahinden herab hanget.“ (Agricola B.177, zitiert nach Veith, Deutsches Bergwörterbuch, S.29) Für dieses Kleidungsstück des Bergmannes entstanden viele verschiedene, wenn auch ähnliche Ausdrücke in der Terminologie bzw. im Bergmannsslang: Bergleder, Fahrleder, Erzleder, Grubenleder, Rutschleder, Gesäßleder oder auch nur Leder. Meine Gesprächspartner nannten es schlicht *Orschfleck* oder *Orschlader*. In der Grube diente es als Schutz vor Feuchtigkeit und Kälte bzw. vor der Abnutzung der Hose beim Einfahren. Das mit Riemen und einer Schnalle umgürtete Arschleder war ein unverzichtbarer Bestandteil der Arbeitskleidung, durfte nur von Bergleuten und Bergbeamten getragen werden und wurde deshalb zu einem Standessymbol des Bergbaus. Daher trug man es auch bei Feierlichkeiten als Teil der Paradeuniform, die sich in ihrer Zusammenstellung stark an der Arbeitskleidung anlehnte (siehe Kleidung des Bergmanns). Christian Wilhelm Friedrich Schmid schrieb im Jahre 1774 einen „Aufsatz von dem Recht des Bergleders“, in dem er sogar die Verwendung des Leders als Musikinstrument erwähnt (Schmid, S.19).

## Arschleder und Bergmannsehre

Ohne Arschleder konnte nicht gearbeitet werden, und zwar nicht wegen der dadurch entstehenden Unannehmlichkeiten bei der Arbeit, sondern weil ein Bergmann ohne Arschleder keiner mehr war. Verstieß ein Bergmann gegen den Ehrencodex, musste er nämlich früher das Leder abgeben. Unter dem Eintrag „das Arschleder abbinden“ führt Veith an: „einem Bergmanne die Berechtigung zum Tragen des Arschleders entziehen, - eine Strafe in älterer Zeit, welche Ehrlosigkeit und den Verlust der Arbeit auf allen Gruben nach sich zog.“ (Veith, Deutsches Bergwörterbuch, S.29) Der Bergmann verlor damit seine Ehre, „mit fliegendem Kittel“ wurde er davongejagt (Kirnbauer, Bausteine zur Volkskunde des Bergmanns oder bergmännisches Brauchtum, S.13).

Und ein Bergmann, der das Misstrauen seines Vorgesetzten erweckt hatte, musste mit einer strengen Beaufsichtigung bei der Arbeit rechnen, was man sprichwörtlich mit „jemandem auf dem Arschleder sitzen“ ausdrückte (Veith, Deutsches Bergwörterbuch, S.29). Andererseits gab es für besonders mutige Bergleute, die bei einer gefährlichen Arbeit ihr Leben riskiert hatten, als Belohnung ein neues Arschleder (Schmid, S.20) Auch bei Kundgebungen spielte das Leder eine Rolle: es wurde an einer langen Stange befestigt, in die Höhe gehalten, um den Zug der Bergmänner anzuführen. So war es ein Zeichen des Aufruhrs (vgl. Hörander, Die heilige Barbara in Brauchtum und Volksglauben, S.34; Kirnbauer, Bausteine zur Volkskunde des Bergmanns oder bergmännisches Brauchtum, S.13f). Davon berichtet bereits Schmid: „Aus der Bergwerksgeschichte kennt man zugleich einen Missbrauch des Bergleders, der den Character des Bergmanns offenbar beschmutzet und Bestrafung nach sich ziehen muss, und der darinnen besteht, wenn der missvergnügte Bergmann, genährt von dem Geist der Empörung, sein Bergleder zur Fahne aufsteckt, und die Mitglieder der Knappschaft in einen Haufen sammelt, um Unruhe zu erregen.“ (Schmid, S.20f)

## Das Erbbereitungsleder

Eine andere Funktion erfüllte das Arschleder bei der genauen Vermessung eines Grubenfeldes. Dies war ein feierlicher Akt und wurde Erbbereiten genannt, wodurch eine Fundgrube in den festen Besitz überging: „Beim Erbvermessen (Erbbereiten) hingegen, einem bergmännischen Rechtsakt, bei dem eine Fundgrube in feierlicher Weise vermessen und für erbwürdig erklärt wurde, wurde das Leder auf dem Boden ausgebreitet und als Kassatisch benützt. Nach der Auszahlung wurde es verschenkt oder in Stücke gerissen und zur Erinnerung an die Anwesenden verteilt. Dies wurde jahrhundertlang so

gehalten.“ (Hörander, Die heilige Barbara in Brauchtum und Volksglauben, S.35) Zu diesem Zweck verwendete man ein neues Arschleder – das Erbbereitungsleder -, auf dem das Geld gezählt werden konnte. Leicht abweichend wurde das Erbbereiten auf einer Grube in Johannegeorgenstadt im sächsischen Erzgebirge geschildert: „Nach Beendigung dieser Arbeiten [des Vermessens, Anm. d. V.] spannten die Buben ein neues Arschleder auf der Wiese aus, auf dem die Messgebühr in blanker Münze ausgezahlt wurde. Jeder von ihnen aber erhielt zum Angedenken seiner Zeugenschaft einen freundlichen Backenstreich und Haarrauf. Schließlich durften sie sich unter dem Beifall der Zuschauer um das Leder balgen, das in hartem Kampf der Kleinste errang. Nach frommen Dankliedern ging es heimwärts. Ein Vermessungsmahl beendete die Feier.“ (Kirnbauer, Bausteine zur Volkskunde des Bergmanns oder bergmännisches Brauchtum, S.26)

Übrigens konnte das vom Markscheider vermessene Feld bei diesem Akt durch einen Sprung des Schichtmeisters – den Erbbereitungsprung – um die gesprungene Weite vergrößert werden. Es gibt aber noch einen anderen, wohl bekannteren Sprung, der mit dem Arschleder zu tun hat – den Ledersprung.

#### Ledersprung – ein Initiationsritual

Die Tradition des Ledersprungs hat sich bis in die heutige Zeit (wenn auch nicht in Schatzlar) bewahrt. Ursprünglich war er Teil eines Aufnahme- oder Initiationsrituals, durch das man in den Bergmannsstand aufgenommen wurde. Der Brauch entstand im 16. Jahrhundert im Erzbergrevier Schemnitz (Banská Štiavnica in der Slowakei), von wo ihn im 19. Jahrhundert Bergstudenten nach Böhmen und in das österreichische Leoben mitbrachten. Er gelangte auch nach Ostrau, Krakau und später durch Aussiedler aus der Tschechoslowakei sogar ins Ruhrgebiet (vgl. Kirnbauer, Bausteine zur Volkskunde des Bergmanns oder bergmännisches Brauchtum).

Einerseits symbolisiert das Leder dabei den Stolz des neuen Bergmanns, andererseits aber die Schwelle, die er bei dem Wechsel zu der schweren Arbeit unter Tage überschreitet. Das Ritual findet normalerweise am Tag der heiligen Barbara statt. Zunächst muss der Kandidat in Bergkittel auf einem Bierfass oder Sessel stehend vier Fragen beantworten: „Wie ist dein Name? Wie ist dein Beruf? Was ist dein Leibspruch? Welches ist dein Heimatland?“ Nachdem er ein Glas Bier ausgetrunken hat, muss er über das Arschleder springen, das von zwei erfahrenen Bergmännern gehalten wird. Der

Sprung soll fest und entschlossen erfolgen. Damit ist die Aufnahme in den Bergmannsstand erfolgt. (Hörander, Die heilige Barbara in Brauchtum und Volksglauben, S.35; Kirnbauer, Bausteine zur Volkskunde des Bergmanns oder bergmännisches Brauchtum, S.9ff)

Ein Schatzlarer Bergmann kennt den Sprung über das Arschleder nur aus Erzählungen: „Wenn ein tödlicher Unfall auf der Grube war, sind doch die Bergleute immer in Uniform um das Grab gestanden. Selbstverständlich sind sie nach dem Begräbnis ins Wirtshaus gegangen. Und der Jüngste, was das erste Mal war, den haben sie gepasst und das mit dem Leder gemacht. Damit haben sie ihn zwischen die Kerle als Bergmann genommen – als Kollegen. Das haben sie früher gemacht. Wie die Deutschen weggefahren sind, war das weiter nicht.“

Nicht nur Bergmänner, sondern auch Studenten pflegen in der heutigen Zeit diesen Brauch, wobei der Absolvent eines montanistischen Studiums vor der versammelten Hochschulgemeinde über das Leder (hier wird es vom Rektor und dem ältesten Bergingenieur gehalten) springt. Besonders Studentenverbindungen pflegen diesen Brauch bis heute (vgl. <http://www.corps-montania.at/brauchtum.php> - Zugriff am 5. August 2017).

#### Das Ende einer Kultur

Wie aus dem letzten Kapitel ersichtlich, war der Bergbau mit einer sehr speziellen und reichen Kultur verbunden: Rituale, Symbole und Sprache weisen teilweise durchaus Merkmale einer Randkultur auf. Auch in Schatzlar pflog man über Jahrhunderte diese Kultur, die Bergleute waren stolz auf ihren Beruf – es galt die Losung „Ich bin Bergmann. Wer ist mehr?“ Der Bergbau gab den Menschen Arbeit, zog sie hierher, doch mittlerweile gehört er in Schatzlar der Vergangenheit an. Seit dem Jahre 1992 wird nicht mehr unter Tag gefördert, im Jahre 2004 wurde der Jan-Schacht mit Beton verschlossen (vgl. Mach, Smutné vzpomínání).

## 6. „Die Kolonie war Hauptsache für die Grube“ (Lebenswelt 2)



Abbildung 32: Die Bergarbeiterkolonie an der östlichen Ortseinfahrt Schatzlars, ulice Komenského.

Kommt man von Lampersdorf/Lampertice nach Schatzlar, so fällt einem an der Straße J. A. Komenského linkerhand eine Siedlung, die aus gleichartigen Bauten besteht, auf. Es handelt sich um eine Arbeiterkolonie, die die Schatzlarer wegen der Backsteinbauweise die rote Kolonie nannten und nennen. Sie wurde um die vorletzte Jahrhundertwende gebaut. Bevor ich auf das Leben in der roten Kolonie und ihren heutigen Zustand eingehe, möchte ich die Geschichte der Arbeiterkolonien skizzieren.

## 1. Geschichte der Arbeiterwohnhäuser

Als erstes Beispiel für eine „Sozialsiedlung“ führt Bienert die 1512 in Augsburg erbaute Fuggerei an, die heute noch existiert und ein Pensionistenheim beheimatet (vgl. Bienert, Alltag in der Mödlinger Arbeiterkolonie, S.29). Sie kann als Vorläuferin der Arbeiterkolonie angesehen werden.

Mit der Industrialisierung und dem rasch steigenden Bedarf an Arbeitskräften stellte sich die Frage nach der Unterbringung dieser Menschen. Sie lebten oft in schlechten Quartieren, in denen fehlende sanitäre Einrichtungen und Ruhemöglichkeiten die Gesundheit ihrer Bewohner angriffen (siehe dazu auch Kapitel Flachspinnerei). Viele hatten überhaupt kein eigenes Zuhause, sie mussten als Kostgänger, Schlafburschen oder Bettgeher in fremden Betten ihrem Schlafbedürfnis nachkommen. Außerdem lag es im Interesse der Unternehmer, ihre Arbeiterschaft in der Nähe des Arbeitsplatzes unterzubringen, um verlässliches und pünktliches Erscheinen zu garantieren (vgl. Bienert, Alltag in der Mödlinger Arbeiterkolonie, S.30). Dabei ist zu bedenken, dass viele Industriebetriebe in dünnbesiedelten Gebieten errichtet wurden, damit man sich den Transport von Rohstoffen und Brennmaterial ersparte: „Der Bau von Werksiedlungen in unmittelbarer Nähe zur Fabrik gewährleistete jederzeitige Verfügbarkeit der Arbeiter und schonte deren Arbeitskräfte durch möglichst kurze Anmarschzeiten.“ (Bienert, Alltag in der Mödlinger Arbeiterkolonie, S.31)

In Schatzlar legten die Grubenarbeiter, die von den Bergen – zum Beispiel aus Rehorn – kamen, täglich zwei einstündige Fußmärsche zurück. In schneereichen Wintern war dies umso beschwerlicher. Auch Wander stellt fest: „Durch die Erbauung neuer Beamtenhäuser auf Schwarzwasser und Lampersdorfer Grunde, durch die Errichtung größerer Arbeitersiedlungen auf ehemaligen Hutungstücken der Stadtgemeinde Schatzlar in den Jahren 1901 und 1902 suchte man die Zahl der Arbeitskräfte nicht nur zu vermehren, sondern auch durch Zurverfügungstellung billiger Wohnungen den Stand der Arbeiterschaft zu stabilisieren und an den Ort zu binden.“ (Wander, Das schwarze Gold unserer Erde, S.341)

Als Vorbild der Arbeitersiedlungen in Europa gelten britische Einrichtungen. Ab 1810 ließ ein schottischer Spinnereibesitzer in New Lanark langgestreckte Zeilen mit drei- bis fünfgeschossigen Wohnhäusern für seine Arbeiter errichten (vgl. Jäger-Klein, Österreichische Architektur, S.80). Mit technischen Neuerungen in der Textilindustrie

kam auch die Idee der Unterbringung der Arbeiter nach Mitteleuropa. (Wie auch viele andere Impulse der Globalisierung im 19. Jahrhundert in Großbritannien ihren Ausgang nahmen.)

Eine wichtige Rolle bei der Verbreitung der Arbeiterwohnhäuser spielten die Weltausstellungen (1851 London, 1867 Paris, 1873 Wien, 1900 Paris), auf denen in eigenen Abteilungen Beispiele und neue Erkenntnisse präsentiert wurden. Ein Musterbeispiel war im Jahre 1867 die Arbeiterkolonie der Firma Dollfuss in Mühlhausen, deren Bau Napoleon III. mit 300.000 Francs unterstützt hatte. Auch der Textilindustrielle Johann Carl Ignaz Liebieg (1802 in Braunau/Broumov geboren, ab 1868 Freiherr, gest. 1870 in Schmirschitz/Smřice), der zunächst mit seinem Bruder in Reichenberg/Liberec eine Textilfabrik aufbaute und später einer der größten Industriellen Österreichs bzw. Österreich-Ungarns wurde, ließ Arbeiterkolonien (in Reichenberg/Liberec, Swarow/Svárov, Eisenbrod/Železný Brod, Haratitz/Haratice) bauen, die sich an dem Mühlhausener Modell orientierten (vgl. Bienert, Alltag in der Mödlinger Arbeiterkolonie, S.42).



Abbildung 33: *Formschön und verfallen – Detail der roten Kolonie.*

Den Bau der ersten großen Arbeitersiedlung im heutigen Österreich veranlasste der Waffenproduzent Josef Werndl (26. Februar 1831 bis 29. April 1889) in Steyr, dessen Anlage Achleitner wie folgt beschreibt: „Es handelt sich um zweigeschossige Mehrfamilienhäuser in geschlossener Bauweise auf etwa zwanzig Meter tiefen Gartengrundstücken mit an der hinteren Grundgrenze liegenden Holzschuppen. Jedes Haus enthält vier Abteilungen, was relativ große Wohneinheiten von 45-50 Quadratmetern ergibt, als Zimmer, Küche, Kabinett-Wohnungen“ (Achleitner, Österreichische Architektur des 20. Jahrhunderts, S.173).

Auch auf dem Boden des heutigen Tschechien entstanden viele Arbeitersiedlungen, blühte doch in dem Land im 19. Jahrhundert die Industrie: die Kolonie Neu-Witkowitz der Witkowitz Bergbau- und Hütten-Gewerkschaft, die Kolonie der k.k. Hof-Seidenwaren- und Druckfabrik von F. Bujatti in Mährisch Schönberg, das Arbeiterwohnhaus der Actien- Gesellschaft für Kattundruck und Weberei zu Smichov bei Prag, die Arbeiterwohnungen der Baumwollspinnerei und mechanische Weberei J.

Sobotka & Co. in Prag usw. (vgl. Kraft, Arbeiterhäuser, Arbeiter-Colonien und Wohlfahrtseinrichtungen. Wien 1891). Die bekanntesten Anlagen folgten allerdings erst nach dem Ersten Weltkrieg, nämlich die Arbeitersiedlungen des ab 1926 neu gestalteten Zlín, die Tomáš Baťa von bedeutenden Architekten (Gahura, Fuchs, Karfík u.a.) entwerfen ließ.

## 2. Die rote Kolonie in Schatzlar

Mit der industriellen Revolution stieg die Nachfrage nach Kohle, weshalb der Bedarf an Arbeitskräften auf den Gruben in Schatzlar und Lampersdorf wuchs. Dies lockte viele Menschen aus dem Innenland in die Region, doch mangelte es der Unterkünfte. Zunächst wurde 1868 bis 1870 eine kleine Kolonie - die sogenannten Fünfhäuser -, die später Reihenhäusern weichen musste, gebaut. In Lampersdorf ließ die Müller'sche Gewerkschaft die ersten Bergmannshäuser errichten. Weitere Wohnhäuser folgten, auch die wegen ihres hellen Putzes sogenannte weiße Kolonie.



Abbildung 34: Die weiße Kolonie in Schatzlar.

Die größte Kolonie – die rote - aber entstand im Jahre 1900 mit ihrem unverputzten Backsteinziegelmauerwerk und wurde 1901 der Nutzung übergeben. Sie bestand aus zwölf einstöckigen Wohnblöcken mit durchgängigen Pawlatschen an der Hinterseite. Frau Fähnrich, die aus Gabersdorf stammte und später in die rote Kolonie übersiedelte, erzählte mir: „1928 haben wir dort eine Wohnung bekommen. Vorher ist mein Vater zwei Jahre lang von Krinsdorf auf die Grube gegangen. Meine Mutter hat 58 Jahre in dieser Wohnung gewohnt. Erst als sie 87 Jahre alt war, habe ich sie zu mir in meine jetzige Wohnung genommen. Die Wohnung in der Kolonie haben wir aber gehalten, solange sie gelebt hat, weil sie immer wieder hin wollte.“ Man hing an der roten Kolonie, obwohl sie durchaus kein luxuriöses Quartier darstellte, da die Bauträger günstig bauen ließen (keine komplizierten Dachkonstruktionen, Ziegelrohbau, Pawlatsche statt Stiegenhaus – vgl. Bertele, Das Arbeiterwohnhaus, S.41f). Die Konzeption entsprach im Großen und Ganzen den Grundsätzen für den Bau von Arbeiterwohnungen, wie sie Bertele in einem Bericht von der Pariser Weltausstellung 1900 auflistete:

- Mindestens 10 Kubikmeter Luftraum pro Person
- Eine eigene Wohnung für jede Familie, um Konflikte zu vermeiden
- Ebenerdig oder einstöckig, da dies den Arbeitern entspricht und kein Streit im Treppenhaus entstehen kann
- Für 15 bis 20 Personen ein Abort außerhalb des Hauses
- Reines Trinkwasser (von einem Brunnen)
- Eine Holzlage für Brennmaterial, Lagermöglichkeit für Kartoffeln.

Nach Möglichkeit Vorgärten, außerdem ist „hinter den Häusern aber jeder Familie ein kleiner Garten für die Gewinnung von etwas Gemüse und Beerenobst anzuweisen“ (S.42; zu groß durfte der Garten aber nicht sein, damit die Arbeiter bei der Feldarbeit nicht zu viel Energie verlieren – ebda.)

### Wohnungen der Kolonie

Frau Fähnrich schilderte die Gliederung der Kolonie so: „In der Kolonie haben nur Bergleute gewohnt. Zwanzig Wohnungen pro Haus, zehn oben und zehn unten, an den Enden waren Küchen und einzelne Zimmer – das waren die Burschenzimmer für die ledigen Bergleute. Die wohnten zusammen in einem Burschenzimmer, so haben wir gesagt. Die Burschen hatten ja fast immer Nachtschicht. Über den Tag haben sie

geschlafen. Eine ältere Frau hat für diese Leute vor der Schicht etwas Einfaches gekocht. Oder sie sind ins Gasthaus gegangen.“ Im Ruhrgebiet nennt man diese Bergarbeiterkolonien übrigens Zechenkolonien, in Tschechien spricht man von einer „havířská kolonie“.

Im Normalfall wohnte eine Kleinfamilie in einer Wohnung. Das konnten zwei oder drei Generationen sein. Die Männer gingen in ihre Schichten auf die Grube, viele Frauen arbeiteten in der Porzellanfabrik oder in der Spinnerei, wodurch tagsüber hauptsächlich „die Alten“ zuhause waren.

Die Wohnungen der Kolonie (abgesehen von den etwas größeren Burschenzimmern an den Ecken) bestanden aus dem sogenannten Vorhaus (ca. 12 Quadratmeter) und der Stube (ca. 16 Quadratmeter). Das Vorhaus wurde von den meisten Bewohnern zu einer Küche mit einem Kachelofen umgebaut.

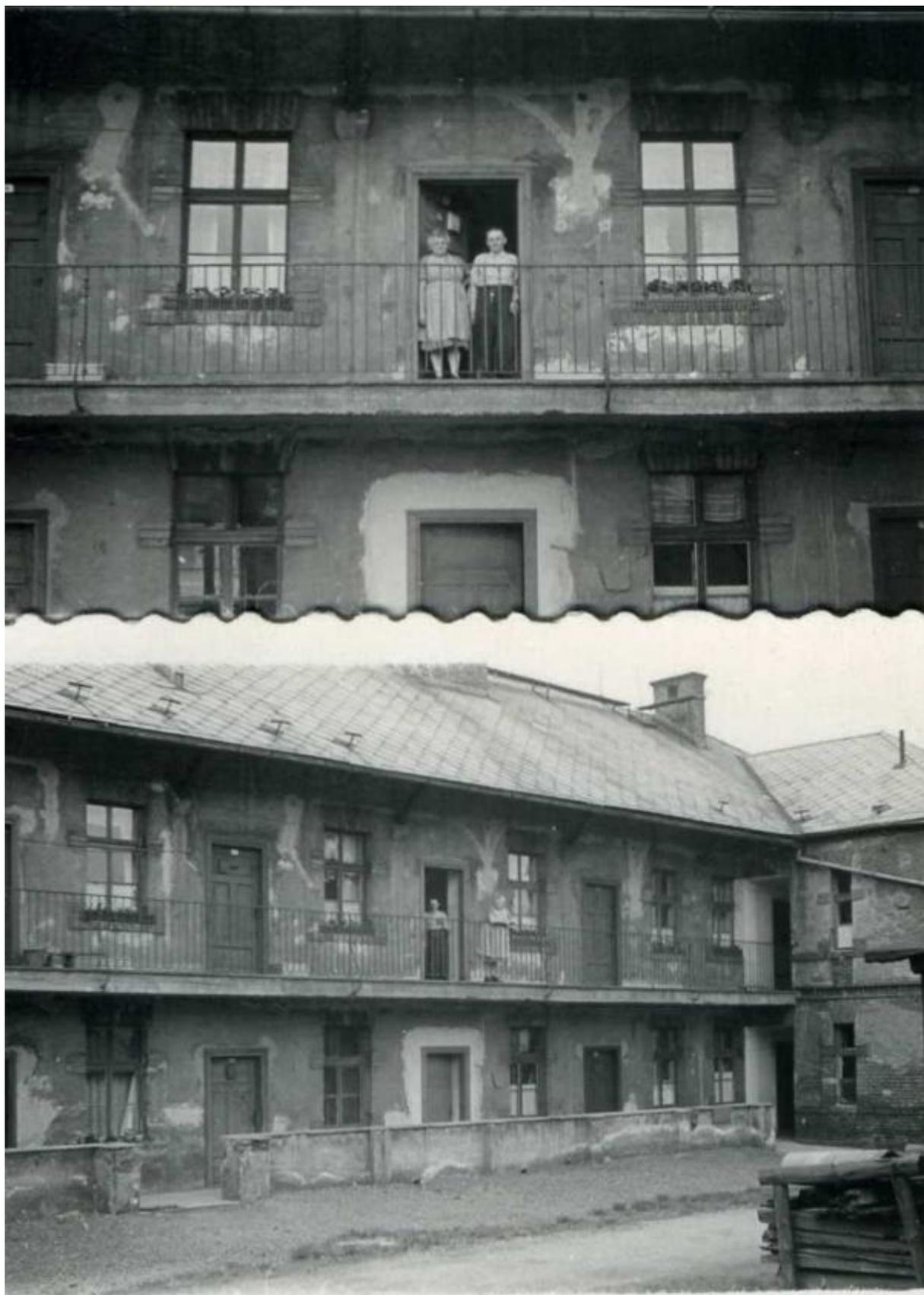
Zwei Vorteile hatte die Kolonie für ihre Bewohner: Sie lag in unmittelbarer Nähe zur Grube und die Miete war niedrig.

#### Bewohner der Kolonie

Wie bereits einleitend erwähnt, bot die Grube in Schatzlar Ende des Jahrhunderts viele Arbeitsplätze, weshalb sich zahlreiche Arbeiter aus dem böhmischen Innenland hier ansiedelten. So zog es viele Tschechen nach Schatzlar, die dann die neugebaute Kolonie mit den hiesigen oder zugezogenen Deutschen bewohnten. Eine ehemalige Bewohnerin schätzte das Verhältnis von Deutschen und Tschechen in der Kolonie auf fünfzig zu fünfzig. Die tschechischen Männer konnten deutsch, da sie auf der Grube, wo nur deutsch gesprochen wurde, den ganzen Tag mit der Sprache konfrontiert waren. Die tschechischen Frauen verständigten sich mit den Händen, aber man verstand sich gut: „Wir sind gut mit den Tschechen ausgekommen.“

In den 1930er Jahren spielte die Parteizugehörigkeit eine größere Rolle als die Volkszugehörigkeit. In der Kolonie wohnten fast ausschließlich Sozialdemokraten und Kommunisten. Eine Bewohnerin erzählte von einem Vorfall an einem 1. Mai: „In einem Haus haben drei Kommunisten und sonst Sozialdemokraten gewohnt. In der Mitte hat ein Nazi gewohnt. Am 1. Mai haben wir das Geländer mit Birken und roten Maschen geschmückt. Und der Nazi hat´s mit Weiß und Blau gehabt. In der Früh war das weg...“

Mit den Bergarbeitern stellte die Kolonie in gesellschaftlicher Hinsicht einen Gegenpol zur Altstadt am anderen Ortsende, wo vor allem das Bürgertum um den Ringplatz wohnte, dar. Auch der Direktor des Schatzlarer Museums bestätigte mir, dass die Kolonie sozusagen eine eigene Stadt in der Stadt bildete. Und eine Bewohnerin meinte: „Um den Ringplatz haben die „oberen Zehntausend gelebt. Wir waren halt die Arbeiter.“



*Abbildung 35: Bewohner der Kolonie in der Wohnungstür, die Pawlatsche und die nach Verlegungsarbeiten in Mitleidenschaft gezogene Fassade.*

### 3. Der „Kolonieanger“

#### Anlage

Zwischen den Häuserzeilen befinden sich Grünflächen – Achleitner spricht von einem angerartigen Hof (vgl. Achleitner, Österreichische Architektur des 20. Jahrhunderts, S.226), der mehrere Funktionen erfüllte. Zunächst bot er die Möglichkeit, Obst und Gemüse anzubauen, wodurch sich die Arbeiter zu einem Teil selbst versorgen konnten. Frau Fähnrich erzählte mir: „Es waren nicht nur die vielen Kinder. Auch Schweine, Hühner und Gänse – das war alles in der Kolonie.“ Tatsächlich waren in vielen Arbeitersiedlungen Borstenviehställe und Stallungen vorgesehen, die ebenfalls der Selbstversorgung der Arbeiter dienten (vgl. Kraft, Arbeiterhäuser, Arbeiter-Colonien und Wohlfahrtseinrichtungen, S.13ff).

Im Hof war die Straße, die durch die Kolonie führte. Dahinter befanden sich Schupfen, kleine Backsteinbauten, wo die Deputatkohle gelagert wurde. Jeder Bergarbeiter besaß dort ein Abteil für die Kohle, die er von der Grube erhielt. Anschließend war noch ein kleiner Schupfen für Holz. Dahinter hielt man sich Ziegen, Hühner, Kaninchen und auch Schweine.

„Dann waren dort noch kleine Gärten – drei, vier Meter. Dort haben wir Möhren, Salat, Zeller, Schnittlauch und drei oder vier Erdbeeren angebaut, also nicht viel. Bei uns ist ja alles spät reif geworden. Das stand nicht dafür. Ein paar Ribis und Stachelbeersträucher gab es auch noch. Wir hatten eine Hälfte des Gartens als Beet, in der anderen waren Wäschestangen zum Bleichen der Wäsche,“ erzählt eine Bewohnerin.

#### Kommunikationsraum

Eine andere Funktion des „Kolonieangers“ war die eines Kommunikationsraums für die Bewohner. Die Wohnungen waren zu klein, um sich treffen zu können, und wohl auch zu klein, um als Familie – oft drei Generationen zusammen - dort die Freizeit zu verbringen. Man ging hinunter in den Hof und unterhielt sich. „Abends wurde heraußen gesessen. Da wurde gelacht und gesungen. Die Frauen, die nicht deutsch konnten, haben sich bloß mit den Händen verständigt. Manches Wort haben sie ja verstanden, aber halt nicht viel. Die haben alle gewusst, was die kocht und was die kocht. Und abends sind alle beisammen gesessen. Die Männer haben oben auf der Pawlatsche Karten gespielt. Oder es

kam einer mit der Ziehharmonika, dann haben sie Volkslieder gesungen und gespielt. Ich habe aber nicht mitgesungen, ich habe keine Stimme – da wären sie davongerannt. Aber wie gesagt, wir waren wie eine große Familie. Das kennt man heute überhaupt nicht mehr,“ schilderte Frau Fähnrich wehmütig. So förderte die bauliche Anlage der Kolonie die Nachbarschaftsbeziehungen (vgl. Zimmermann, Schachanlage und Zechenkolonie, S.122). Man hatte – vor allem durch die Arbeit – viele Gemeinsamkeiten. „Die Hauerkolonien waren zweifelsohne eine raffinierte Weise den Bergmann an den Schacht zu binden, waren ein Instrument des systematischen Drucks auf den Bergmann und seine ganze Familie, die sich so existentiell mit dem Schacht verbunden fühlte. Der Weggang von der Grube bedeutete auch den Hinauswurf aus der Deputatwohnung. [...] Die Hauer, die in der Bergmannskolonie lebten, bildeten eine einheitliche, relativ isolierte Gesellschaftsgruppe. In den Bergmannskolonien erklang die Bergmannssprache mit derselben Kraft wie auf dem Schacht und im Schacht. Über die Hauer ist bekannt, dass sie mit wahrer Begeisterung über ihre Arbeit sprechen können, und viele von ihnen über nichts Anderes sprechen. Man kehrt vom Schacht zurück, isst etwas und nach einer Weile ist es möglich, die ganze Nachmittagspartie zusammen auf einem Rasenstück in der Kolonie zu sehen und zu hören, wie sie arbeitete, wie viel wer heute gefördert hat usw.“ (Křístek, S.5) Als Druck empfanden es meine Gesprächspartner übrigens nicht, in einer Wohnanlage der Grube zu wohnen.

Die Bewohner der Kolonie bildeten also eine starke Gemeinschaft, die zusammenhielt. Trotz der (jedenfalls für heutige Begriffe) sehr beengten Wohnsituation, kam es zu keinen größeren Konflikten. Meine Gesprächspartner meinten einhellig: „Da war kein Streit.“ Man lernte in der Arbeit, „dass man aufeinander angewiesen war und die gegenseitige Verantwortlichkeit nicht leichtfertig aufs Spiel setzen durfte.“ (Zimmermann, Schachanlage und Zechenkolonie, S.122)

Auch in den Hausordnungen wurde auf diesen Punkt eingegangen (ich zitiere hier die der Heinrichsthaler Bobbinet- und Spitzen-Fabrik, da mir aus Schatzlar keine zur Verfügung steht. Viele Unterlagen wurden dort 1945 vernichtet.): „Jeder Inwohner hat sich still und anständig zu benehmen und mit seinen Nachbarn in gutem Einvernehmen zu leben; sobald Feindseligkeiten zu scandalösen Streitigkeiten ausarten, würden die betreffenden Parteien sofort die Wohnung zu räumen haben.“ (zitiert nach Kraft, Arbeiterhäuser, Arbeiter-Colonien und Wohlfahrtseinrichtungen, S.41)

#### 4. Reinlichkeit und Ordnung

„Die Wohnungen werden den einziehenden Parteien in gutem Zustande übergeben. Jede Partei hat sowohl in ihrer Wohnung, als auch in allen sonstigen von ihr benützten Räumen auf größte Reinlichkeit zu achten.“ (Auszug aus der Hausordnung für die Beamten- und Arbeiterhäuser der Heinrichsthaler Fabrik; zitiert aus Kraft, Arbeiterhäuser, Arbeiter- Colonien und Wohlfahrtseinrichtungen, S.41)

Die Verantwortung über die Sauberhaltung der Anlage wurde also den Bewohnern übertragen, was in Schatzlar nicht anders war.

Ursprünglich verfügten die einzelnen Wohnungen nicht über eigene Wasserleitungen, sondern diese waren zur gemeinschaftlichen Nutzung jeweils an den Ecken der Häuser angebracht. „Erst im Krieg haben wir uns eigene Leitungen in die Wohnungen gelegt. Dann war es besser, aber das war auch bloß ein Waschbecken in der Küche und sonst nichts,“ erzählte Frau Fähnrich. An den Ecken befanden sich auch die Plumpsklos, die ebenfalls von allen Bewohnern benutzt wurden. Wasserklosetts wurden erst später in den Wohnungen installiert. Wie mir eine Bewohnerin berichtete, legten manche Bergleute keinen Wert auf diese Einrichtungen und benutzten aus Gewohnheit weiterhin das Plumpsklo: „Mein Vater ist bis zu seinem Tode dorthin gegangen.“



Abbildung 36: Ein Plumpsklo in der roten Kolonie.

Zu bedenken ist auch, dass die Bergleute ungewaschen nach Hause kamen und sich in der Kolonie waschen mussten. Erst später wurde auf der Grube eine Waschkaue errichtet, in der sich die Bergleute waschen konnten, bevor sie den Heimweg antraten.

Reinlichkeit hatte in der Kolonie einen hohen Stellenwert. Frau Fähnrich berichtete: „Und die Ordnung, die gewesen ist. Da musste jeder genau die Hausordnung einhalten, da wurde jede Woche geputzt, der Hof wurde gekehrt. Es hat auch eine gedruckte Hausordnung gegeben, aber die haben wir nicht gebraucht. Wir haben auch keine Listen gebraucht, wer wann putzen muss. Das haben alle gewusst. Jeden Tag mussten die Stiegen gekehrt werden, einmal pro Woche gerieben. Wöchentlich wurde auch der Hof gekehrt und um die Schupfen Ordnung gemacht. Jede Partei musste das eine Woche machen, jeder wusste, wann er drankommt. Und was wird jetzt gemacht? Und was, wenn wir dummen Alten nicht mehr da sein werden? Die Jungen wollen nicht mehr arbeiten. Was hinter der Wohnungstür ist, das geht sie schon nichts mehr an. Da müsste man einen Hausmeister haben, den wollen sie aber nicht zahlen.“ In der Kolonie kam man ohne Hausmeister aus, die Gemeinschaft regelte die Reinigung der von allen Bewohner benutzten Räumlichkeiten sowie des Hofes selbst. In diesem Zusammenhang erinnert sich meine Gesprächspartnerin an die damals sehr schneereichen Winter, die auch das Leben in der Kolonie beeinflussten: „Im Winter sind die Leute natürlich nicht heraußen gessen, da war ja bis zur Pawlatsche Schnee. Die unten im Erdgeschoss gewohnt haben, haben fast nichts gesehen. Wir von oben sind auch nicht über die Stiege hinunter gegangen, sondern über das Gelände gesprungen und gleich in den Schnee. Für die Kinder war das schön, für die Großen nicht, denn die mussten dauernd Schnee schaufeln. Die Tür ist nach innen aufgegangen, und wenn man sie aufgemacht hat, ist der Schnee schon reingekommen. Nach dem Krieg war so eine Aktion – da mussten die Pensionisten Schnee schaufeln.“



Abbildung 37: Für die Kinder ein Vergnügen, für die Erwachsenen Mühsal: Schnee in der Kolonie.

## 5. Kinder in der Kolonie

Die Familien in der Kolonie hatten meist viele Kinder, mit denen sie zu sechst oder zu siebent in einer Vorhaus-Stube-Wohnung lebten. So zählte man in einem Koloniehaus siebzig Kinder, die im Sommer und vor allem im Winter ihren Spaß hatten. Sie schlossen sich zu Koloniebanden zusammen, die einer meiner Gesprächspartner als Hauptmann anführte: „Da hob ich meine Parte gehot, Äpfel stahla, und das stahla – ich war der Hauptmann von den Kolonieräubern. Da waren wir immer viele Kinder. Wenn du Hauptmann sein wolltest, musstest du am schnellsten rennen können, am besten auf einen Baum klettern, tapfer sein, gut brüllen und raufen. Alles musstest du besser können, dann warst du Hauptmann.“

Die Kolonie war kinderfreundlich angelegt: der überschaubare Kolonieanger, die Pawlatschen und natürlich die vielen Kinder in der Nähe.

## 6. Umgebung der Kolonie

Wichtig war für die Bergleute die Nähe zur Grube: „Sie mussten nur zum Georgschacht gehen und dann die Halde hinunter. Später ist auch ein Bus gefahren. Wenn im Winter viel Schnee war und der Bus ausgefallen ist, sind viele Herren nicht in die Arbeit gekommen. Aber zu Fuß war es nicht weit.“

Vis à vis der Roten Kolonie befand und befindet sich der Bahnhof. Heute stillgelegt und verfallen war er damals die Endstation der Strecke Trautenau – Schatzlar, die für den Kohlentransport wichtig war, aber auch für die hiesige Bevölkerung als Verkehrsmittel diente. In den strengen Wintern konnte es allerdings vorkommen, dass auch der

Zugverkehr lahm gelegt war. Eine Dame erinnert sich: „Einmal bin ich zu Ostern von Reichenberg, wo ich in die Schule gegangen bin, nach Hause gefahren. Da ist der Zug nur bis Gabersdorf kurz nach Trautenau gefahren. Da sind wir zu Fuß über Goldenöls, Bernsdorf und Lampersdorf gelaufen – in Niederschuhen!“ Dieser Weg beträgt ungefähr 15 Kilometer... Jetzt ist der Bahnhof in einem schlechten Zustand: Ein Nebengebäude stürzte im April 2012 ein, das Maschinenhaus für die Lokomotiven wurde bereits vor Jahren abgerissen, wodurch ein großer freier Platz entstand, auf dem kleine Kirtage stattfinden.

Unmittelbar vor der Roten Kolonie stehen heute noch die Häuser der ehemals Weißen Kolonie, in der ebenfalls Bergleute wohnten. Im Gegensatz zur Roten Kolonie war sie unterkellert, jedoch bestanden die Wohnungen nur aus einer Stube. Außerdem befanden sich Häuser der stillgelegten Spinnerei in der Nähe – wie beispielsweise die wegen ihrer Bauweise sogenannte Kredenz. Nach der Wende 1989 funktionierte ein Unternehmer sie in ein Hotel um, doch der Andrang von Touristen blieb aus. Die Kredenz steht leer und verfällt.

In der Kolonie selbst gab es kein Gasthaus, sondern nur einen Bierverkauf. Doch unweit der Anlage befand sich das Národní dům (Nationalhaus, Volkshaus), das einen wichtigen Treffpunkt für die Bergleute vor und nach der Arbeit darstellte: „Früher waren wir alle beisammen. Du bist ins Národní dům gegangen, wusstest du nicht, zu wem sollst du dich sitzen zum Tische. Du wusstest nicht, wo du sollst hingehen. Jetzt ist niemand dort. Da sitzen vier Leute dort. Früher war es bombenvoll. Die Zeit ist vorbei. Die Leute sind ausgesiedelt, auch dann 1968. Wenn du was gebraucht hast, bist du ins Gasthaus gegangen – eine Garage bauen oder so. Die Leute sind mitgekommen, am nächsten Tag war die Garage fertig.“ Neben dem Hof stellte das Bergmannsgasthaus also eine wichtige Stätte der Begegnung und der Kommunikation dar. Nicht zuletzt aber konnten die Bergleute dort ihren unbändigen Durst nach einer Schicht stillen: „Das erste Bier – sss – und schon war´s drinnen. Zwei Biere gingen immer schnell. Wie wir das dritte Bier hatten, ging´s schon langsamer.“

Viele Kolonien verfügten auch über eine eigene Schule. In Schatzlar gab es eine solche trotz des Kinderreichtums nicht, allerdings betrug der Gehweg zur nächsten Schule lediglich einige Minuten. Eines der letzten Häuser Schatzlars, nach der Kolonie in Richtung Lampersdorf wurde früher Kolonieschule (später Fliegerschule) genannt. Das war die zweite städtische Volksschule, die 1902 ihren Betrieb aufnahm. Dorthin gingen

viele Kinder aus der Kolonie. Zeitweise waren zwei Klassen im Arbeiterheim neben dem Gemeindeamt untergebracht.



*Abbildung 38: Angerseitige Fassade mit Pawlatsche. Einige Teile wurden erneuert, doch für eine Renovierung der gesamten Kolonie unter Bewahrung ihres ursprünglichen Charakters fehlt das Geld.*

## **7. Verfall und Rettung**

Durch den Bau neuer Wohnanlagen in Schatzlar nach dem Zweiten Weltkrieg zogen vor allem die Jungfamilien aus. Nach und nach nahm die Bewohnerschaft der roten Kolonie ab. Die unbewohnten Teile verfielen. Wie anderen Kolonien hätte auch der roten Kolonie wohl der Abriss gedroht, zumal die Kohleförderung unter Tage im Jahre 1992 eingestellt wurde. Doch die Verantwortlichen der Stadt Schatzlar waren sich bewusst, dass es sich bei dieser Siedlung durchaus um etwas Bewahrenswertes handelt, das mit der Geschichte des Bergbaus und damit der Stadt verbunden ist. Es kann als Denkmal einer Epoche gelten.

Bereits im Jahre 2003 konnte man lesen: „Die Vertreter des Rathauses entschieden sich umsichtig den einzigartigen Charakter der Roten Kolonie zu bewahren. Die drei verfallensten Häuser wurden abgerissen, und an ihrer Stelle entstanden Neubauten aus Ziegeln im selben Stil mit moderner Innenausstattung.“ (Ilchmann, Když se řekne Červaná kolonka)

Doch die Koloniezeile an der Straße Komenského wurde nur teilweise renoviert. Sie weist noch das ursprüngliche Aussehen auf, ist jedoch zum Teil unbewohnt und derzeit dem Verfall preisgegeben. Ein Problem, von dem indirekt auch die Rote Kolonie betroffen ist, besteht in der Abwanderung der jungen Schatzlarer, die in ihrer Heimatstadt keine Arbeit finden. Dadurch stehen viele, vor allem ältere Häuser leer.



*Abbildung 39: Die renovierten Teile der roten Kolonie.*

## 7. Bauden - Wahrzeichen des Riesengebirges (Lebenswelt 3)

Für die Bewohner des Riesengebirges stellen die Bauden ein Symbol ihrer Heimat dar. Bevor auf ihre diesbezügliche Bedeutung eingehe, möchte ich ihre Geschichte, ihren Zweck und den Wandel ihrer Nutzung beleuchten.

Die vor allem im Riesengebirge gebräuchliche Bezeichnung *Baude* bzw. tschechisch *bouda* deutet auf die gemeinsame Geschichte hin: „**Baude** f. 'Berghütte, Berggasthof', frühhd. (omd.) 'Hütte, Bude' (15. Jh.) ist eine Entlehnung aus tschech. *bouda* 'Bude, (Berg)hütte', atshech. *būda* 'Hütte, Zelt', das seinerseits (wie apoln. *buda* 'Hütte, Häuschen') aus mhd. *buode*, (md.) *būde* (s. *Bude*) stammt. Die im Riesengebirge (19. Jh.) aufkommende Bedeutung 'Berghütte, -gasthof' dürfte auf Grund der Grenzlage aus dem Tschech. entlehnt sein.“ (Etymologisches Wörterbuch des Deutschen, erarbeitet im Zentralinstitut für Sprachwissenschaft, Berlin, unter der Leitung von Wolfgang Pfeifer. Berlin <sup>2</sup>1995, S. 106)

Die Bewohner der Bauden bezeichnet man als Baudner oder Baudler.

### 1. Geschichte der Bauden im Riesengebirge

Im gesamten Riesengebirge verstreut findet man die sogenannten Bauden, die in Tälern und an Berghängen zunächst aus Holz gebaut wurden. Die Urform entstand vor ungefähr 400 Jahren in Form einer kleinen Hütte aus Zweigen, Steinen, Gras und manchmal Baumstämmen als primitiver Unterstand, in den Holzarbeiter, Bergleute und Glaser ihr Vieh einstellten, um sich ihre Nahrung zu sichern. Viele dieser Urbauden waren schnell errichtet worden und hatten provisorischen Charakter (vgl. Newerkla, Sprachkontakte Deutsch – Tschechisch – Slowakisch, S.159). Mit der Zeit erweiterte man die landwirtschaftliche Nutzung und baute auch Rüben, Erdäpfel und Hafer an. Nachdem die Holzgewinnung zu Beginn des 17. Jahrhunderts eingestellt worden war, betrieben die Menschen die Landwirtschaft hauptberuflich. (Vgl. Lokvenc, *Dvě pověsti o založení Luční boudy* (Zwei Sagen über die Gründung der Wiesenbaude), S.35)

Bei dem Bau der festeren Bauden zogen die (ehemaligen) Holzarbeiter offensichtlich hiesige Zimmerleute zu Rate, wie die Bauweise vermuten lässt (vgl. Louda, *Volksarchitektur des Riesengebirges*, S.5).

Auf den gerodeten Flächen ließen sich also die Holzfäller mit der Zeit nieder. Das konnte eine Familie sein oder aber eine Gruppe. Dominierte auf einem Hang eine Familie und hatte drei oder vier Bauden dort, so ging der Familienname auch in die Orts- bzw. Flurbezeichnung ein wie bei den Rennerbauden/Rennerovy boudy in Klein Aupa. Im Jahre 1785 bewirtschaftete die Familie oder das *Geschlecht* der Renners drei von sieben Häusern, 1841 waren es fünf von fünfzehn. Obwohl von den Renners zu Beginn des 20. Jahrhunderts niemand mehr dort wohnte, blieb der Name Rennerbauden erhalten – auch nach dem Zweiten Weltkrieg und der Aussiedlung.

Auch andere Bauden wurden nach dem Gründer der Wiesenklave benannt, allerdings nach seinem Vornamen: die Tonhäuser/Tonovy Domky erhielten ihren Namen vom *Ton* Anton Kirchschrager und der Simmaberg von Simon Kirchschrager (heute Šimovy Chalupy).

Andere Bauden wurden nach ihrer Lage bezeichnet: der Ortsname Grenzbauden fasst mehrere Bauden, die die eigentliche Grenzbaude umgeben, zusammen.

#### Sommer- und Winterbauden

Man unterschied zwischen den Winterbauden, die das ganze Jahr über bewohnt waren, und den meist hochgelegenen Sommerbauden, in denen Menschen und Tiere über die Sommermonate bis Ende September Unterkunft fanden. Der Austrieb auf die Sommerbauden war ein Festtag mit Kuchen und Gesang. Manche Familien übersiedelten auf die Berghöhen und nahmen auch Vieh von Nachbarn in Miete mit. Da die Landwirtschaft nur aus der Sommerweide und dem Heutrocknen bestand, beließ man die Sommerbauden oder Sommerbuden einfach. Die dauerhaft bewohnten Höfe hingegen waren besser ausgestattet und wurden auch verziert. (Vgl. Klimeš, Krajina Krkonoš, Kapitel 7, o.S.)

#### Die Ausstattung der Bauden

Die Bauden waren unterschiedlich ausgestattet. Es gab auch solche, die relativ geräumig und wohnlich waren, wie aus der Schilderung des Reisenden Joseph Wladislaw Fischer hervorgeht: „Ich habe Dir nun schon viel von den Bauden vorgesprochen, ohne Dir doch einen anschaulichen Begriff von diesen Wohnungen zu geben. Du wirst Dir wahrscheinlich darunter eine elend zusammengestellte Hütte vorstellen, worin

Menschen und das liebe Vieh in besserer Eintracht wohnen und leben; aber das ist unrichtig, und obgleich das Wort Bauda auf böhmisch nur eine Hütte bedeutet, so sind es gewöhnlich ganz geräumige Bauernhäuser, welche noch dazu ziemlich bequem abgeteilt sind. Du findest gewöhnlich neben einer großen Schlafkammer noch eine große Wohnstube, in welcher sich Milchtöpfe, Butterfässer und Käsetöpfe auszeichnen, alles von einer besonderen Nettigkeit und Reinlichkeit. Ein großer Ofen und mehrere Tische und Bänke, ebenfalls sehr reinlich, füllen den übrigen Raum des Zimmers aus. Ein schmaler Gang, welcher von dem Zimmer in den Stall führt, muss zur Küche dienen. Der ganz obere Theil des Hauses besteht aus einem Heuboden, auf welchem gewöhnlich die Kinder und das Gesinde schlafen.“ (Lesereise Riesengebirge, S. 86)

In der Regel baute man die Bauden aus Holz auf einem gemauerten Unterbau. Waren auch die Wände aus Stein, so verkleidete man sie gegen Kälte und Feuchtigkeit auf der Innenseite mit Holz. Um dem rauhen Klima und vor allem dem Wind besser standzuhalten, überzog man die Nord- und Westseite mit Schindeln. Das Dach einer Baude war verhältnismäßig steil, bei stürmischen Wetter wurde es geöffnet, um dem Wind freien Durchzug zu gewähren und Schäden vorzubeugen. Den Dachraum erreichte man von außen über eine hölzerne Stiege oder eine Leiter von der Haustüre aus, das Heu wurde jedoch auf einer außen angebrachten Stiege hinaufgetragen. Diese äußere Stiege konnte bei Bauden, die in steilem Gelände errichtet wurden, fehlen, da man dann das Gefälle nutzte und den Heuboden von der Hinterseite des Hauses über eine Tür erreichen konnte. Diese Art von Heubodengaube entwickelte sich erst in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, wobei der nachträgliche Einbau einer solchen mit der Hebung zweier Dachsparren nicht allzu aufwendig war (vgl. Klimeš, Krajina Krkonoš, Kapitel 7, o.S. Wegen ihrer einzigartigen Schindelabdeckung im östlichen Riesengebirge verwendet Klimeš die Bezeichnung *Kleinaupaer Heubodengaube* – im Gegensatz zu den Heubodengauben ohne Schindeln an der Seite).

Gerade in steilem Gelände baute man vor die Baude noch eine steinerne Terrasse, die man sicherheitshalber mit einem Geländer ausstattete, wodurch die Vorderfront der Baude einer Galerie ähnelte. Auch konnte diese Vorschwelle vor allem in höheren Lagen überdacht sein und so als Vorzimmer, Geräte- und Holzschuppen dienen. Wegen des rauhen Klimas baute man hier auch das Plumpsklo, das in tieferen Lagen vom Haus abgesondert stand.

Von dieser Vorschwelle gelangte man in die Diele, in deren hinterem Teil sich die schwarze Küche befand. Dort kochte die Hauswirtin auf offenem Feuer, außerdem wurde von der schwarzen Küche aus der Backofen und auch der Warm- oder Kachelofen für die

nebenliegende Stube bedient. Erst mit dem Aufkommen eiserner Herdplatten verlegte sich die Kochstelle in die Stube. Auf der anderen Seite – ebenso von der Diele erreichbar – war der Stall, manchmal gab es auch eine Kammer, die als Speisekammer oder Altczimmer benutzt wurde. (Vgl. Louda, Volksarchitektur des Riesengebirges, S.6f).

## Baudenwirtschaft

Wichtig war für die Baudenbewohner die Milchwirtschaft. An der Bergseite lag der Milchkeller, durch den man kaltes Bergwasser, das in Holz- oder Steintrögen gesammelt wurde, leitete. Elisabeth Konopková wuchs auf der Alten Erlebach-Baude auf, wo mit František Kukačka ein von einer deutschen Bäuerin adoptierter Tscheche die traditionelle Baudenwirtschaft auch nach dem Zweiten Weltkrieg fortsetzen konnte. Sie beschreibt die Nutzung des Wassers so: „Hinten an der Baude befand sich ein kleiner Steinkeller, neben dem ein Bächlein vorbei floss. Vor diesem Keller befand sich ein Vorraum und in ihm so genannte Wassertröge aus Beton. Zwei Wassertröge, beide sauber ausgemauert. Der eine war quadratisch und der andere rund. Durch beide Tröge floss fortwährend frisches Bachwasser. Im zweiten Wassertrog standen große Steinguttöpfe, in denen Milch gekühlt wurde. Und in den großen Töpfen konnte man eigentlich alles kühl stellen. Auch wenn der Vater mal Fleisch mitbrachte, wurde es in diese großen Steinguttöpfe gelegt. Vorbei an den Steinguttöpfen im Wassertrog floss das Wasser anschließend noch unter den Stall und von da ins Freie, das Bachwasser reinigte so im Prinzip die ganze Baude, sodass dort nichts „stank“. Das Wasser floss bis nach unten in den Bach. Das heißt, es ergoss sich nicht auf die ganze Wiese, sondern floss in einen der beiden Bäche ab, die sich unter der Erlebachbaude treffen. Vater sagte immer – Kinder, hier bei uns stinkt nichts. Die Erlebachbaude schien irgendwie über dem Boden zu schweben. Als wäre sie auf geheimnisvolle Weise angehoben, floss unter ihr ständig ein starker, reiner Wasserstrom. So floss das Wasser nicht nutzlos weg, sondern wurde restlos genutzt.“ (Bartoš, Geschichte der Erlebachbaude, S.68) Derart arrangierte man sich mit der Natur, um in bäuerlicher Autarkie überleben zu können.

Aus der Milch stellte man Quargeln und Quarkkäse her, wobei man je nach Hausrezept Kräuter beigab, die den Produkten einen charakteristischen Geschmack verliehen: „Aus fetter, unabgerahmter Kuhmilch, in die man ein aus allerlei aromatischen Kräutern bereitetes Pulver mengt, wird ein vortrefflicher Kräuterkäse hergestellt,“ schrieb Josef Bendel in seiner *Volkskunde der Deutschen im nördlichen und östlichen Böhmen* aus dem Jahre 1915. Auch Ziegenkäse produzierte man. Mancherorts wurde die Butter

übrigens über ein Gesänge mittels Wasserrad, das ein vorüberfließender Bach antrieb, gestampft.

Wichtig für die Viehwirtschaft war natürlich die Gras- bzw. Heuernte: „Um den Ertrag der Wiesen zu erhöhen, wurden diese gedüngt, der Stallung reichte allerdings gerade für circa ein Drittel der Gesamtfläche, die sog. Wiesengärten aus. Auf die über der Baude gelegenen Wiesen transportierte František Kukačka den Dung auf so genannten ‚Mistschlitten‘, aber erst wenn der erste Schnee fiel. Dieser musste zwei Jahre ‚ausreifen‘, erst dann wurde er auf besondere Weise, die ‚Düngerschwemme‘ genannt wurde, auf die Wiesen unterhalb der Baude transportiert und verteilt. Genauso wie auf anderen Riesengebirgsbauden, diente das Bachwasser nicht nur zum Kühlen der Milch und Milchprodukte. Der über dem Haus entspringende Bach wurde vom Bergbauern direkt ins Haus in den Milchkeller im Abschluss der Kammer und von hier unter die Balken im Stall abgeleitet, wo der Wasserstrom den Dung und die Gülle auf einen Dunghaufen unter der Baude trug. Im Frühling wurde der angesammelte Dung wiederum mithilfe des Bachwasser ‚geschwemmt‘, das heißt auf die Wiese verteilt.“ (Bartoš, Geschichte der Erlachbaude, S.68)

In dem unebenen Gelände war die Heumahd beschwerlich, man konnte nur mit relativ kurzen Sensenblättern mähen. Das Heu wurde danach zur Baude und über die hintere Gaube auf den Boden gebracht. (vgl. Bartoš, Geschichte der Erlachbaude, S.69)

Wichtig für das Baudenleben war auch das Heizen, um die langen, kalten Winter zu überstehen. Das Holz wurde mittels Hörnerschlitten aus der Umgebung gebracht, gehackt und dann in Form von sogenannten Igel geschlichtet. Diese Igel hatten die Form des gleichnamigen Tieres und wurde nach drei Jahren Trocknung verheizt, weshalb also immer drei Igel in Baudennähe standen.

## Flachsanzbau

Außerdem war den Bauern vorgeschrieben, eine bestimmte Menge Flachs, der dann in den Textilfabriken (z.B. in Schatzlar; siehe Kapitel *Schatzlar und seine Umgebung*) verarbeitet wurde, abzuliefern. Herr Braun, einer meiner Gesprächspartner aus dem Riesengebirge, erinnert sich noch sehr gut an die Mühsal der Arbeit beim Flachsanzbau: „So und so viel mussten wir anbauen Flachs, das war die meiste Arbeit mit dem Flachs: Rupfen, das nicht zuviel Unkraut ist – wenn der Flachs eine bestimmte Höhe hatte, mussten wir hin, durften aber nicht knien, damit wir den Flachs nicht beschädigen. Und

dann das Herausziehen – der Flachs durfte nicht gehauen werden -, dann wurde aufgelegt, getrocknet, dann mussten wir ihn binden und dann mussten wir ihn raspeln.“

Wie in einer entwickelten und bewussten Landwirtschaft üblich, verarbeitete man auch die Abfälle der Flachsproduktion weiter: „Aus den Knollen, wo der Leinsamen drinnen ist, haben wir dann Leinöl gemacht, das war das Beste. In Altendorf war eine Mühle, dort wurde der Leinsamen gequetscht, das Öl in Flaschen gefüllt. Der Abfall wurde gepresst – das war fürs Vieh was Feines. Wir haben alles auf Leinöl gemacht, das war ein Geruch immer. Kartoffel auf Quark: Appana mit Leinöl. Die Kuchen fürs Vieh waren am Boden, und wenn ich Hunger hatte, bin ich hinauf und habe mir ein Stück abgebrochen.“

## **2. Umfunktionierung der Bauden**

In der Blütezeit der Baudenwirtschaft zählte man im gesamten Riesengebirge ungefähr 2500 Bauden, die nicht nur auf den Bergkämmen, sondern auch in den Tälern standen (vgl. Lokvenc, *Dvě pověsti o založení Luční boudy* (Zwei Sagen über die Gründung der Wiesenbaude), S.38).

Wie auch in anderen Bergregionen ergab sich für die von der Landwirtschaft lebenden Baudenbewohner durch den aufkommenden Fremdenverkehr eine neue Einnahmequelle, wodurch sich auch das Aussehen der Bauden ändern konnte, da man den Besuchern entgegenzukommen versuchte.

Entweder wurden die ursprünglichen Heuschuppen im Laufe des 19. Jahrhunderts zu Herbergen für Wanderer umfunktioniert oder an der Vorderseite der Häuser Gauben angebaut. Zwar reichte man müden Wanderern bereits im 17. und 18. Jahrhundert Milch und Käse, bot ein Heulager als Nachtquartier, doch erst der Massentourismus brachte tiefgreifende Veränderungen in der Baudenwirtschaft. ( Vgl. Poser, *Geographische Studien über den Fremdenverkehr im Riesengebirge*, S.107)

Man baute neue Bauden, die den Bedürfnissen der Urlauber nach Kost und Unterkunft entsprachen oder baute alte Bauden aus und um. Deshalb können die Riesengebirgsbauden als guter Indikator für den Aufschwung des Fremdenverkehrs in dieser Region in den Sechzigerjahren des 19. Jahrhunderts gelten. Aus den landwirtschaftlichen Nutzgebäuden wurden oft Gasthöfe und Hotels. Die landwirtschaftliche Nutzung der Bauden und des umliegenden Landes blieb aber bis in die

Mitte des 20. Jahrhunderts aufrecht, nicht zuletzt um die Gäste mit Milchprodukten u. ä. versorgen zu können.

Der Fremdenverkehr – es kamen Touristen aus anderen Teilen Österreich-Ungarns und aus dem Deutschen Reich – entwickelte sich rasant, weshalb man sich im Riesengebirge um den raschen Ausbau der Wanderwege und Verkehrsverbindungen bemühte. Viele einst entlegene Bauden standen nun an einem stark frequentierten Weg und profitierten von dem Strom der Erholungsuchenden, was die Umstellung von der Landwirtschaft auf den Tourismus beschleunigte. Nur die nicht an diesen Wegen liegenden Bauden blieben der ursprünglichen Nutzung ob des geringeren Interesses der Urlauber treu.

Für die Baudner bedeutete der Tourismus ein zweites Standbein neben der Viehwirtschaft, die durch den Arbeitsaufwand für die Gäste in den Hintergrund rückte. Das drückt sich vor allem in den Viehständen aus, die von 20, 30 oder sogar 40 Stück Vieh in der Blütezeit der Landwirtschaft im Riesengebirge auf 10 bis 20 Stück (neben Ziegen und ein oder zwei Pferden) in den letzten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts und dann weiter auf unter 10 Stück Vieh sank (vgl. Poser, Geographische Studien über den Fremdenverkehr im Riesengebirge S.159). Poser führt in seinen geographischen Studien über den Fremdenverkehr im Riesengebirge aus dem Jahre 1939 einige Beispiele an: „Die Zeit um 1910 bringt für eine ganze Reihe von Bauden die wirtschaftliche Vorrangstellung des Gasthausgewerbes. Vorher hielt beispielsweise die Alte Schlesische Baude noch ca. zehn Kühe, etwas Jungvieh und ein Pferd, 1935 waren es nur mehr fünf Kühe, drei Ziegen und zwei Pferde. Ähnliches vollzog sich in der Wosseckerbaude. Die Hampelbaude hielt, um noch ein weiteres Beispiel zu geben, in den 70er Jahren [des 19. Jahrhunderts; Anm. d. Verf.] um 40 Stück Großvieh, heute nur acht bis zehn Kühe und Jungvieh, acht bis zehn Schafe, zwei Pferde und zwei Schweine. In anderen Bauden ist die Viehhaltung, vor allem die Rindviehhaltung ganz aufgegeben worden, so in der Riesenbaude und in der Schlingelbaude, seit von der letzteren als Gasthaus die einst zu ihr gehörende Hasenbaude als Viehwirtschaft getrennt wurde (1908).“ (Poser, S.159)

Im Gegensatz dazu nahm in den höher gelegenen Bauden mit dem Massentourismus der Bestand an Pferden zu, da man mittels Pferdewagen Lebensmittel und Heizmaterial aus dem Tal auf den Berg transportierte. Auch erfreuten sich Fahrten mit Pferdendroschken und – schlitten bei den Gästen großer Beliebtheit.

## Bauden als Berghotels

Der Andrang der Touristen wuchs also im 19. Jahrhundert so stark, dass die Hiesigen unternehmerisch tätig wurden und meist aus vorhandenen Gebäuden in mehreren Ausbaustufen regelrechte Bettenburgen schufen. Die auf dem Koppenplan an der Kreuzung der Wege aus Petzer und Krummhübel gelegene Riesenbaude verdreifachte nach dem Bau im Jahre 1847 ihr Volumen, ein Restaurant und Schlafräume für über hundert Gäste boten Einkehr- und Nächtigungsmöglichkeit.

Ein anderes Beispiel für die rasante Entwicklung des Tourismus lag östlich der Schneekoppe bei den Grenzbauden. Dort baute Ignaz Tippelt 1911/12 ein Berghotel namens Kaiser-Franz-Joseph-Baude, das zunächst über 25 Gästezimmer, aber auch Zentralheizung und elektrische Beleuchtung (eine Turbine am Schwarzwasser erzeugte Strom) verfügte. Die Erreichbarkeit mit dem PKW und die wachsende Beliebtheit des Wintersports bewog Tippelt die nunmehrige Neue Grenzbaude im Jahre 1930 auszubauen, wodurch die Kapazität verdreifacht wurde. Das imposante, fünfstöckige Gebäude steht heute noch (siehe unten).

### **3. Bauden und die Schatzlarer**

Für die Schatzlarer waren (und sind) die Bauden auf ihrem Hausberg Rehorn von Bedeutung. Der Vorgänger der heutigen Rehornbaude (Rýchorská bouda) war die sogenannte Maxhütte (Maxovka), die allerdings nicht als Baude im klassischen Sinn, d.h. auf oben beschriebene Weise gebaut wurde. Sie hat eine eigene Geschichte: Ursprünglich diente das Holzhaus als Ausstellungspavillion auf der Allgemeinen Landesausstellung in Prag im Jahre 1891, die zum Jubiläum der 100 Jahre vorher abgehaltenen Ersten Industrieausstellung abgehalten wurde und daher auch kurz Jubiläumsausstellung genannt wurde (vgl. Augusta/Honzák, S.7). Sie fand auf dem Prager Messegelände bzw. im Industriepalast statt. In der Sektion Grubentechnik stellte man in dem Holzhaus eine Grubenfördermaschine aus. Nach dem Ende der Ausstellung entschloss sich der Fabrikant Max Hirsch, das Haus dem Österreichischen Riesengebirgsverein, dessen Sektion in Slaný er vorstand, zu widmen. Auch übernahm Hirsch die Transport- und Errichtungskosten auf dem Rehorn, was man ihm mit der Benennung der Hütte nach seinem Vornamen dankte. Zuvor hatte die Sektion Marschendorf des Österreichischen Riesengebirgsvereins das unterkellerte Plateau auf einem kleinen Felsausläufer auf dem

Rehorn vorbereitet. Dieses Plateau steht heute noch und dient als Aussichtsterrasse, von der aus sich ein herrlicher Ausblick auf das östliche Riesengebirge bietet.

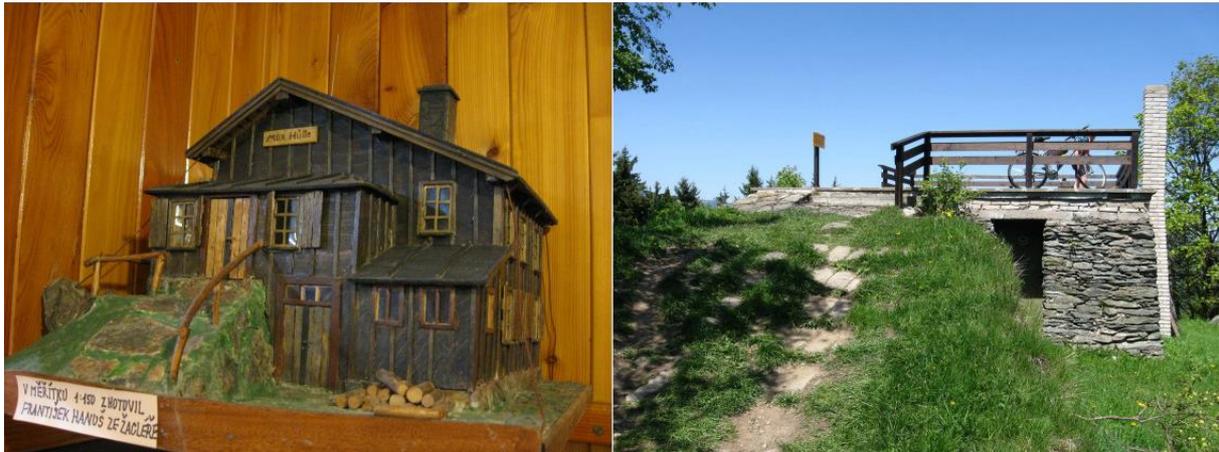


Abbildung 40 links und rechts: Das vom Schatzlarer František Hanuš angefertigte Modell der Maxhütte (Maxovka) in der Rehornbaude (links). Von der Maxhütte blieb nur das Fundament, das heute als Aussichtsterrasse dient (rechts).

Die Maxhütte wurde am 24. Juli 1892 feierlich eröffnet und diente als Gasthaus. Damit war sie das erste Gebäude auf dem Gipfel des Rehorns in einer Seehöhe von 1001 m. Betrieben wurde sie vom Marschendorfer Bürgermeister Johann Tippelt, der die Hütte durch Zubauten im Laufe der Jahre vergrößerte. Daher fanden in der mit dem Statut einer Studentenherberge ausgestatteten Maxhütte 20 Betten Platz. (Vgl. Veselý výlet, Nr. 24 / 2005, S.21)

Vor allem die exponierte Lage machte die Maxhütte weithin sichtbar und bekannt. Meine älteren Gesprächspartner erinnern sich noch an die alte Maxhütte: „Wenn wir einen Ausflug auf die Maxhütte gemacht haben, ist nicht bloß eine Familie, da ist das halbe Haus gegangen.“

Nur wenige Meter von der Maxhütte entfernt baute man im Jahre 1927 die Rehornbaude (Rýchorská bouda), die ausschließlich touristischen Zwecken diente. Sie war größer dimensioniert und stellte die Maxhütte in den Schatten. Trotzdem sprechen vor allem die älteren Bewohner Schatzlars (und auf der anderen Seite des Berges Marschendorfs) noch immer von der Maxhütte, wenn sie im Winter auf Langlaufskiern oder im Sommer zu Fuß zur Rehornbaude aufbrechen, obwohl es die Maxhütte gar nicht mehr gibt. Nach 1945 verwaiste sie und wurde nach einigen Jahren abgerissen. Es blieb, wie bereits erwähnt, das Steinfundament als Terrasse, die die schönste Aussicht auf das östliche Riesengebirge bietet. (Vgl. Lokvenc, O boudě, která přijela po kolejích, S.73f.) Die Rehornbaude wurde nach dem Zweiten Weltkrieg umgebaut. Die neuen Nutzer des

Gebäudes nach der Aussiedlung waren der Klub der tschechischen Touristen, der Sokol, dann besaß das Interhotel Krkonoše die Rehornbaude, bis sie schließlich im Jahre 1976 die Nationalparkverwaltung erwarb. Neben einem allerdings kleinen Selbstbedienungsrestaurant und Übernachtungsmöglichkeiten beherbergt sie heute das Zentrum ökologischer Erziehung und Ethik (Středisko ekologické výchovy a etiky Rýchory SEVER) der Verwaltung des Nationalparks Riesengebirge, in dem Seminare, Schulungen und Workshops abgehalten werden, wie zum Beispiel ein Fotoworkshop für junge Fotografen oder Deutsch- und Englischkurse.



*Abbildung 41: Hubertusbaude / Hubertka.*

Für die Bewohner Schatzlars waren oder sind noch zwei weitere Bauden, die auf Tourismus ausgerichtet waren, von Bedeutung: die Hubertusbaude in Rehorn (Hubertka; seit Frühling 2005 wieder gastwirtschaftlicher Betrieb mit Übernachtungsmöglichkeit) und die Quintenmühle oder Quinte (heute unter dem Namen Ozon) am Fuße des Berges in Rehorn im Quintental, die heute nach einem Umbau nicht mehr die Merkmale der Baudenwirtschaft aufweist, sondern einem kleinen Berghotel gleicht.

### Koppenwanderungen

Außerdem unternahm man längere Ausflüge mit der Familie auf die Schneekoppe: Ein ehemaliger Bergmann bedauerte das Verschwinden dieser Tradition: „Wir sagen immer, wir müssen zu Fuß auf die Schneekoppe gehen, seit vielen Jahren. Wie ich klein war, sind wir mit dem Vati drei Tage marschiert.“

Eine Dame, die während des Zweiten Weltkriegs die Lehrerausbildungsanstalt in Reichenberg besuchte, erzählte von den regelmäßigen Wanderungen auf die Schneekoppe: „Wir sind in sechs Stunden auf der Koppe gewesen: Um 5 in der Früh weggegangen, um elfe waren wir oben, haben gevespert, und um 8 waren wir wieder zuhause. Meine Mama hat immer geschimpft: Ich bin am Samstag von Reichenberg nach Hause, wir haben uns ausgemacht: Am Sonntag gehen wir auf die Koppe. „Da kommst du nach Hause und gehst gleich wieder.“ Sie blieb zuhause, nur wir Kinder sind gegangen. Und wie der Krieg ausgebrochen ist, waren wir auch auf der Koppe. In der Blaugrundbaude haben wir übernachtet, weil wir wollten den Sonnenaufgang sehen. Das war so eine Jugendherberge. In der Früh um drei hat uns der Wirt aufgeweckt: „Ihr geht weiter nicht auf die Koppe. Es ist Krieg! Geht sofort nach Hause.“



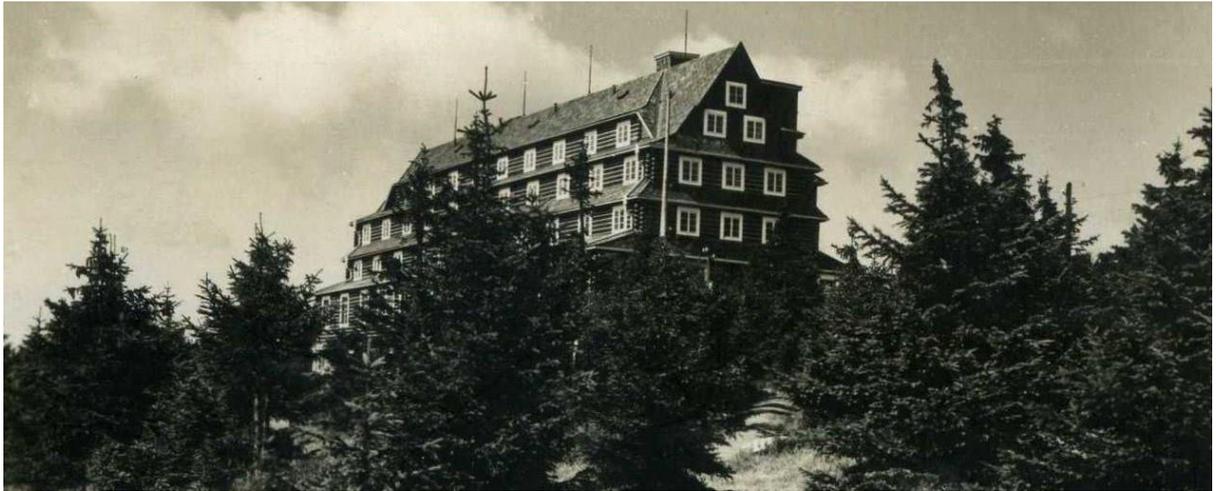
*Abbildung 42: Die Fuchsbergbaude / Liščí bouda (1233m) im Jahre 1933. Das einst längste Gebäude des Riesengebirges brannte 1948 ab.*

## Ein Ausflug auf die Fuchsbergbaude

Um das Baurische, den schlesischen Dialekt, etwas näher zu bringen, gebe ich die Beschreibung einer Wanderung auf die Fuchsbergbaude so wieder, wie sie mir eine Schatzlarerin schilderte: „Jou, ejmol wor ma auf da Fuchsbergbaude. Do saan ma da nuffgeganga iba n Pohlaberg, uf die Hubertusbaude und Maxhütte, of Moschruff, Petzer, Fuchsbergbaude. Die hot a Sozialdemokraten gehurt. Do woa mei Großvota da Ältste, da mit woa. Und sonst woa ma Kinda und unsre Vorturna worn dabei. Kuttelsuppe hot ma und Herndla. Und dos hot zwej Kronen fuffzig Heller gekost. Und Nuchmittich saan ma zurickegeganga. Und mei Grußvota – meine Eltern sei ned mitgeganga – do is eben da Grußvota mitgeganga. Und dea is danne noch geloffen bis off Gabersdorf. Und ich bin daheim gewast.“

### **4. Die politische Dimension der Bauden**

Auch im nationalen Kräftemessen des 19. Jahrhunderts und der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts gewannen die Bauden eine gewisse Bedeutung. Bereits Zemmrich äußerte 1902 auch diesbezüglich Bedenken über eine *Unterwanderung* des deutschbesiedelten Riesengebirges durch die Tschechen. Im Kapitel über das deutsche Sprachgebiet im Bezirk Hohenelbe (Vrchlabí) schreibt er über tschechische Aktivitäten im Riesengebirge: „Der tschechische Touristenverein für das Riesengebirge fand bei dem Großgrundbesitz kräftige Unterstützung, die Bauden wurden vielfach in tschechisch-nationale Wirtshäuser verwandelt, die Wegweiser in den tschechischen Farben angestrichen und an erster Stelle mit tschechischer Aufschrift versehen bis hinauf zum Kamm des Gebirges.“ (Zemmrich, S. 55) Meine Gesprächspartner in Schatzlar konnten diese Einteilung in tschechische und deutsche Bauden für ihr Gebiet nicht bestätigen: „Hier waren nur Deutsche.“



*Abbildung 43: Die Sokolbaude / Sokolská bouda (1299m) steht heute vor ihrem Abriss.*

Nach der Gründung des tschechoslowakischen Staates konnten tschechische Patrioten mit dem Bau der Sokolbaude auf dem Schwarzenberg über den Ochsenbauden eine Unterkunft schaffen. Der tschechoslowakische Turnverein Sokol errichtete nahe dem Gipfel eine moderne, große Baude aus Holz, die dem Tourismus diente.

Kurz sei hier die Entstehung des Turnvereins Sokol erwähnt: Die panslawisch orientierte Organisation wurde von Friedrich Emmanuel Tiersch (1832 bis 1884) im Jahre 1862 nach dem Vorbild des Deutschen Turnerbundes gegründet. Tiersch stammte aus einer deutschen Familie in Tetschen/Děčín, seine Familie übersiedelte wegen der Tuberkuloseerkrankung des Vaters nach Döbling bei Wien (heute der 19. Gemeindebezirk). Beide Elternteile starben jedoch bald, weshalb Tiersch ab seinem sechsten Lebensjahr in der Nähe von Jungbunzlau/Mladá Boleslav aufwuchs, wo er die tschechische Sprache erlernte. Später wohnte er bei seinem Onkel mütterlicherseits, Anton Kirschbaum, in Prag, um das Kleinseitner Gymnasium zu besuchen. Danach studierte er an der philosophischen Fakultät der Karlsuniversität. Kontakte zu tschechischen Persönlichkeiten dürften sein Interesse für die tschechische bzw. slawische Sache erweckt haben, was ihn auch zu einer Namensänderung bewog: Als Miroslav Tyrš wird er heute noch als Gründer des Sokol (neben Jindřich/Heinrich Fügner) verehrt. (Angeblich erfolgte die Gründung aus Trotz und Enttäuschung über die Nichtaufnahme in den deutschen Turnverein Adler, vgl.

[http://zpravy.idnes.cz/diskuse.aspx?iddiskuse=A111128\\_163535\\_domaci\\_jj](http://zpravy.idnes.cz/diskuse.aspx?iddiskuse=A111128_163535_domaci_jj) – Zugriff am 10. September 2016). Im Jahre 1884 kam Tiersch/Tyrš auf tragische Weise in Oetz in Tirol ums Leben.

Zurück zur Sokolbaude: Im Zweiten Weltkrieg diente die konfiszierte Baude als Ausbildungsstätte der SS. Von 1945 bis 1948 konnte der Sokol die Baude wieder nutzen, doch mit der kommunistischen Machtübernahme im Jahre 1948 wurde sie verstaatlicht. Erst mit der Neugründung des Sokol wurde die Baude nach der Wende restituiert, doch Investitionen in die Renovierung des mit den Jahren in Mitleidenschaft gezogenen Gebäudes blieben aus. Die Neuübernahme durch private Betreiber brachte keine Besserung, heute steht die baufällige Sokolbaude vor dem Abriss. An ihrer Stelle soll ein Neubau entstehen (vgl. Veselý Výlet 30/léto 2008 bzw. <http://tn.nova.cz/clanek/sokolska-bouda-drive-chlouba-krkonos-dnes-chatrajici-ruina.html> - Zugriff am 10. September 2016).

Die ältesten Befragten erinnern sich an die Bedeutung mancher Bauden in den 1930er Jahren mit dem Aufschwung der Sudetendeutschen Partei Konrad Henleins. In dieser Zeit gab es Bauden, die entweder von den *Roten* (Sozialdemokraten) oder von den *Nazis* aufgesucht wurden: „Wir vom ATUS-Verein (Arbeiter Turn- und Sportverein) sind in der ersten Republik zweimal im Sommer auf die Fuchsbergbaude, der älteste und der jüngste Teilnehmer wurden ausgezeichnet, sie bekamen dann ein Essen oder so. Ich denk, die gibt es nicht mehr. Von Petzer rauf, über die Maxhütte nach Marschendorf, an der Kreuzschenke vorbei, nach Großaupa. Das war eine große Gruppe. Zu den *Nazibauden* gehörte die Jahnhütte da hinter der Weiselt, wo der Braun wohnte, diese drei Häuser. Fragen Sie den Braun Franz. Weiter oben dann. Nach Westen zu war die Jahnhütte. Dort haben sich die Nazis getroffen.“ Die beiden nationalsozialistischen Politiker Konrad von Neurath und K. H. Frank weilten während des Zweiten Weltkrieges mehrmals auf der Peterbaude (vgl. <http://www.petrovabouda.cz/historie-petrovy-boudy/>; Zugriff am 10. September 2016)

Im Verlaufe des Krieges dienten vor allem die größeren Bauden verschiedenen Zwecken. Auf der Wiesenbaude (Luční bouda) wurde nach Kmoníček die Hitler-Jugend ausgebildet (vgl. Kmoníček, S.27). In einem Artikel der Prager Volkszeitung wird auf andere Nutzungen eingegangen: „Die Kriegereignisse veränderten das Gebirgsplateau, die Bauden und Erholungsheime dienten nunmehr der Genesung von Soldaten der deutschen Wehrmacht und zu Kriegsende auch als Gefangenenlager. In den Wäldern, auf den Straßen und in den größeren Bauden arbeiteten Kriegsgefangene verschiedener Nationalitäten unter schweren Bedingungen.“ (Das Riesengebirge im Wandel der Zeit. In: Prager Volkszeitung, 22. Jänner 1993, Jahrgang XLIII)

Ein prominenter Gast der Bantzenplanbaude (bouda na Pláni), die die Familie Renner betrieb, war Graf Stauffenberg, der sich dort mit dem Sozialdemokraten Adolf Reichwein traf, um das Attentat auf Adolf Hitler im Jahre 1944 zu planen.

Übrigens liebte auch der tschechoslowakische Präsident Edvard Beneš das Riesengebirge. Mit seiner Frau nächtigte er in der Hofbaude. (Vgl. <http://www.helas.cz/de/rokytnice-nad-jizerou/trips.html>; Zugriff am 10. Juli 2012 – Inhalt der Seite nicht mehr verfügbar.)

## 5. Die Bauden nach der Aussiedlung

Nach der Aussiedlung der alteingesessenen deutschen Bevölkerung nahm die traditionelle Bewirtschaftung der Bauden ein Ende: „Die Aussiedlung der ursprünglichen Bevölkerung beendete praktisch die Existenz des Baudenwirtschaftens, die bereits Mitte des 19. Jahrhunderts allmählich unterzugehen begann, als die Leute ihren Unterhalt in der sich entwickelnden Industrie und dem Fremdenverkehr suchten. Viele Flächen, die es sich nicht mehr lohnte als Wiesen zu erhalten, wuchsen wieder mit Wald zu, andere unbewirtschaftete Wiesen verödeten, Wirtschaftsgebäude (und sogar ganze Dörfer – wie z.B. Glasendorf/Sklenařovice pod Rýchorami) verschwanden, aus anderen wurden Hotels und Erholungseinrichtungen.“ (Tichý, Pes, co uměl jazyky, S.93)

Die freigewordenen Häuser wurden anderen Betreibern übergeben:

- Staatlichen bzw. gewerkschaftlichen Organisationen (ROH – revoluční odborové hnutí: als zotavovna/Erholungsheim in einem rekreační oblast/Erholungsgebiet unter dem Motto „Hory patří pracujícím“ – „Die Berge gehören den Arbeitenden“)
- Volksbetrieb Riesengebirgshotels (Krkonošské hotely)
- Privaten tschechischen Bewohnern, die aus dem Innenland gekommen waren.
- Wochenendhäuslern

Jene Gebäude, für die sich keine neuen Bewohner oder Betreiber fanden, waren dem Verfall preisgegeben.

## 6. Große Bauden und ihr Untergang – vom Fehlen der Bauden

Die Aussiedlung der Deutschen aus dem Riesengebirge und die Reform der Landwirtschaft führten zu einem raschen Untergang der Baudenwirtschaft. Ein Schatzlarer meinte dazu:

„Schade, dass die Alten nicht mehr erzählen können. Dann haben sie sie aus dem Riesengebirge rausgeschmissen - die ihr Leben lang gearbeitet, geschuftet und nichts gehabt haben vom Leben. Das war eine Schinderei.“

Die Bauden gehören seit Jahrhunderten zum Riesengebirge, weshalb sie auch in der Erinnerung der von mir befragten Schatzlarer eine wichtige Rolle spielen. Der Niedergang vieler Bauden wird von ihnen als Verlust empfunden: „Die Riesenbaude ist

auch weg. Nur noch Wiesenbaude gibt es noch, die wurde verkauft. Die Spindlerovka brannte, die Polen kamen löschen helfen. Viele Bauden sind abgebrannt – was denkst du, wie viele Bauden fehlen im Riesengebirge.“

Im Folgenden stelle ich einige heute nicht mehr vorhandene Bauden vor, die ob ihrer Lage, ihres Aussehens oder ihrer Atmosphäre bei den Sommer- und später Wintertouristen legendär waren. Beginnend mit den Koppenbauden auf der Schneekoppe werden dann einige Kammbauden, die auf und nahe dem Riesengebirgskamm stehen, der heute die tschechisch-polnische Grenze bildet, angeführt.

### Koppenbauden

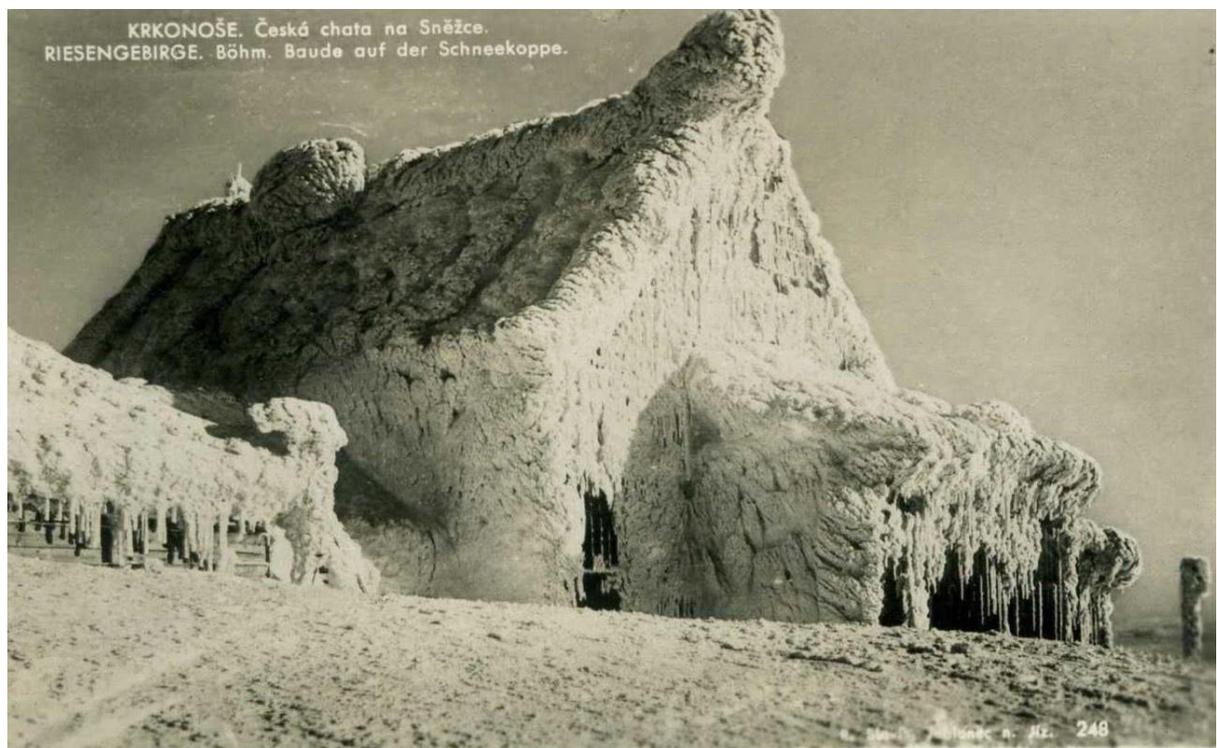


Abbildung 44: Die Bedingungen im Winter können im Riesengebirge extrem sein.

Auf dem Gipfel der Schneekoppe entstanden an der schlesisch-böhmischen Grenze im 19. Jahrhundert zwei Bauden, nachdem die als Unterkunft dienende Laurentius-Kapelle dem Ansturm und den Erwartungen der Touristen nicht mehr gerecht werden konnte. Außerdem stellte die im Jahre 1847 einige hundert Meter unterhalb des Gipfels errichtete Riesenbaude (siehe unten) durch ihren Komfort eine Bedrohung des Geschäfts oben dar. Daher baute Friedrich Sommer, der zuvor die Schneegrubenbaude bewirtschaftet hatte, im Jahre 1850 die *Baude auf der Schneekoppe* (später *Preußische Baude*) auf der schlesischen Seite. 1868 wurde auf der anderen Seite der Grenze die

*Böhmische Baude* eröffnet, die ein Jahr später ebenfalls Friedrich Sommer erwarb (vgl. Kasper, S.16). 1976 wurde an Stelle der Preußischen Baude ein Neubau, der nichts mit der Riesengebirgsarchitektur zu tun hat und von den Einheimischen kritisiert wurde, errichtet.



Abbildung 45: Die Reste der Böhmerischen Baude / Česká bouda vor dem Abtransport.

Im Frühjahr des Jahres 2005 wurde die legendäre Böhmerische Baude auf der Schneekoppe abgerissen. Nachdem sie in der Zeit der kommunistischen Herrschaft vernachlässigt worden war, brachte auch die Wende keine Maßnahmen zur Erhaltung der Baude mit sich, weshalb angesichts des desolaten Zustands nur die Abtragung bis auf die steinernen Grundmauern blieb. Welche Bedeutung diese Baude auf dem höchsten Berg Tschechiens zukam, zeigt die akribische Dokumentierung der Abtragung durch Journalisten und Heimatkundler. Jedes in der Baude gefundene Stück, das Zeugnis von der Geschichte des Hauses ablegt, wurde gesammelt und aufbewahrt. In der Zwischenzeit wurde ein Architekturwettbewerb ausgeschrieben, aus dem der Entwurf für ein Nachfolgegebäude, das man auf den Grundmauern errichtete, hervorging. „Früher waren schöne Bauden. Auf der Schneekoppe wurde sie runtergerissen. Wenn sie hätten immer etwas hineingesteckt, wäre das nicht passiert. Die neuen Entwürfe haben ja nichts mit der ursprünglichen Baude zu tun. Die gefallen mir nicht,“ sagte mir ein Schatzlarer.



*Abbildung 46: Das von den Architekten Hoffman und Rajniš geplante Postamt (mit Imbissstand) ersetzte die Böhmisches Baude und ist nun das höchstgelegene Bauwerk Tschechiens.*

Statt einer neuen Tschechischen oder Böhmisches Baude wurde ein kleines Postamt, das auch Imbisse und Souvenirs verkauft, gebaut und am 10. August 2007 im Beisein von Erzbischof Karel Otčenášek und Präsident Václav Klaus eröffnet. Es ist eine nüchterne, einfache Holzkonstruktion und das höchst gelegene Gebäude der Tschechischen Republik.

#### Riesenbaude / Koppfenplan

An der Grenze, jedoch rund zwanzig Gehminuten unter dem Gipfel auf dem Hochplateau Koppfenplan, wo sechs Wege aus Polen und Tschechien zusammenlaufen, befanden sich um 1930 elf Gebäude: die Riesenbaude – sie wurde 1970 von einem Hygieniker geschlossen und 1982 abgerissen, das Schlesierhaus (1921) – es besteht in leicht veränderter Form heute noch als Dom Śląski, ein Friseursalon – später abgetragen, zwei Photographie-Studios (Reise- Andenken) – heute nicht mehr vorhanden, zwei kleine Souvenirläden – im Jahre 1938 von nationalsozialistischen Anhängern wegen der Loyalität des Besitzers Rudolf Adolf gegenüber den Tschechen bzw. von tschechoslowakischen Soldaten wegen des Besitzers Alfred Hofer „Hingabe an die deutschen Interessen“ ((vgl. Klimeš, Krajina Krkonoš, Kapitel 8.4, o.A.) in Brand gesteckt, zwei gemauerte Lagerhäuschen für die Bauden auf dem Gipfel – in den 1950er Jahren abgerissen, usw. (vgl. Klimeš, Krajina Krkonoš, Kapitel 8, o.A.).



*Abbildung 47: Das Schlesierhaus / Dom Śląski links steht noch, die anderen Gebäude wie die Riesenbaude rechts nicht mehr. Auch die Gebäude auf der Schneekoppe im Hintergrund gibt es nicht mehr in dieser Form.*

Damit stehen heute an der Wegkreuzung von Petzer und Krummhübel auf dem Koppfenplan statt elf nur noch zwei Gebäude – das Schlesierhaus und ein Wirtschaftsgebäude. Von der Riesenbaude sind nur noch Teile der Grundmauern zu erkennen.

## Elbfallbaude – Labská bouda

Eine besondere Baudengeschichte spielte sich in den letzten Jahrzehnten unterhalb der Elbquelle beim Elb(wasser)fall ab, und sie wird wohl noch weitergehen, da Diskussionen über das Aussehen der Labská bouda anhalten.

Vorweg gesagt: Die alte Elbfallbaude steht nicht mehr. Ihre Geschichte beschreibt Klimeš so: „Johann Harrach, der Besitzer der Starckenbacher Herrschaft, erwarb im Jahre 1877 am Rande des Elbgrundes ein schlichtes Gebäude, an dem er schon ein Jahr später einen Gasthof mit Schankstube im steingemauerten Erdgeschoss und zehn Zimmern im gezimmerten Obergeschoss anbauen ließ. Ihr architektonisch vorteilhaftes Aussehen erhielt die Baude mit ihrer mittels Andreaskreuzen versteiften Fachwerkkonstruktion nach einer baulichen Verlängerung im Jahre 1889.“ (Klimeš, Krajina Krkonoš, Kapitel 8, o.A.)

Zu Beginn des 20. Jahrhunderts erfolgten Erweiterungen, doch 1965 brannte die spektakulär gelegene Elbfallbaude ab. Nach vier Jahren entschied man sich für einen Neubau, den der Architekt Zdeněk Říhák entwarf, oberhalb der ursprünglichen Elbfallbaude. Im Jahre 1975 war die Labská bouda (übersetzt eigentlich *Elbbaude*) fertiggestellt: Ein neunstöckiger Block aus Stahlbeton mit 79 Zimmern, Hallen, Büros und einer für damalige Verhältnisse modernen Ausstattung

---

(Trinkwasseraufbereitungsanlage, Garagen, Aufzüge,...) veränderte die Landschaft beträchtlich, was von Anfang an den Unmut der hiesigen Bevölkerung nach sich zog (vgl. Idnes vom 31. Oktober 2007; [http://cestovani.idnes.cz/ochranari-chteji-koupit-a-zbourat-labskou-boudu-fto-/po-cesku.aspx?c=A071031\\_142121\\_igcechy\\_tom](http://cestovani.idnes.cz/ochranari-chteji-koupit-a-zbourat-labskou-boudu-fto-/po-cesku.aspx?c=A071031_142121_igcechy_tom) - Zugriff am 12. Sept. 2016). Vor allem die Größe des Objekts irritiert die Menschen bis heute.



Abbildung 48: Die Elbfallbaude brannte 1965 ab. Die einige Meter von der ursprünglichen Baude entfernte Labská bouda entwarf der Architekt Zdeněk Říhák 1969.

Nach der Wende erfolgte ab 1998 die notwendige Renovierung, da Betonteile abgefallen waren und Bewehrungseisen in die Luft ragten. 2004 wurde der Betrieb wieder aufgenommen, doch schon im Jahre 2007 schlugen Umweltschützer den Kauf der Baude (mit Staats- und EU-Mitteln) und ihren anschließenden Abriss vor. Der Direktor des Nationalparks Riesengebirge argumentierte damit, dass das Objekt weder seinem Aussehen nach noch seiner Größe nach in die am strengsten geschützte Zone des Nationalparks passt (vgl. Idnes vom 31. Oktober 2007; [http://cestovani.idnes.cz/ochranarichtejji-koupit-a-zbourat-labskou-boudu-fto-/po-cesku.aspx?c=A071031\\_142121\\_igcechy\\_tom](http://cestovani.idnes.cz/ochranarichtejji-koupit-a-zbourat-labskou-boudu-fto-/po-cesku.aspx?c=A071031_142121_igcechy_tom) - Zugriff am 12. September 2016). Man trat in Verhandlungen mit dem Ministerium und dem Eigentümer der Labská bouda, doch durch die Finanzkrise wurde dieser Plan verworfen. Im Jahre 2012 wollte der Unternehmer Jiří Holeček, der in den Jahren zuvor die Wiesenbaude revitalisiert hatte, die Baude kaufen, erneuern und möglicherweise auch ihr Aussehen ändern (vgl. Idnes, 20. Jänner 2012; [http://zpravy.idnes.cz/labska-bouda-meni-majitele-zivot-ji-zkusi-vdechnout-boudar-z-lucni-10n-/domaci.aspx?c=A120120\\_1719402\\_hradec-zpravy\\_klu](http://zpravy.idnes.cz/labska-bouda-meni-majitele-zivot-ji-zkusi-vdechnout-boudar-z-lucni-10n-/domaci.aspx?c=A120120_1719402_hradec-zpravy_klu) - abgerufen am 12. September 2016). Und mittlerweile gibt es auch Befürworter einer Lösung, die Labská bouda als architektonisches Denkmal der 1960er Jahre so zu belassen, wie sie ist (vgl. Vladimíra Paterová, Labská bouda – monstrum, nebo perla? In: Krkonoše. Jizerské hory. Ročník XLV, 7/2012, S. 44-45).

## Rennerbaude und Wiesenbaude

Auf dem Weg von Spindlermühle/Špindlerův Mlýn auf die Schneekoppe gab es früher auf der sogenannten Weißen Wiese in unmittelbarer Grenznähe zwei Bauden, in denen man sich für das letzte Stück auf den Gipfel stärken konnte (oder aber beim Abstieg): die Rennerbaude und die Wiesenbaude.

Letztere war die älteste Baude auf dem Kamm – sie wurde spätestens im Jahre 1625 von Bauern aus Spindlermühle gebaut. Auch hier wurde Viehwirtschaft betrieben, wobei besonderes der Kräuterkäse Berühmtheit erlangte. Besitzer der Baude waren die Familien Renner, Hollmann und Bönsch, die die Wiesenbaude Ende des 19. und Anfang des 20. Jahrhunderts mehrmals vergrößerten. Sie verfügte über 120 Zimmer, als sie 1938 im Zuge der Krise an der Grenze abbrannte.

Während die Wiesenbaude in etwas vereinfachter Form 1942 erneuert wurde, blieb von der Rennerbaude, die ebenfalls bei der tschechoslowakischen Mobilisierung in Brand gesteckt wurde, nur eine unbebaute Stufe in der Landschaft und die ebene Fläche, auf der das Fundament der Rennerbaude geruht hatte. Sie war 1797 von den Brüdern Renner erbaut worden.

## Peterbaude – Petrova bouda

Eine andere Kammbaude an der tschechisch-polnischen Grenze war die Peterbaude, die im Jahre 2011 abbrannte.

Ihre erste Erwähnung stammt aus dem Jahre 1790, und 1811 baute ein gewisser Johann Pittermann statt der Sommerbaude eine größere, ganzjährig bewohnbare Baude. Die Bewohner der Baude wurden als Pittersleute oder Petersleute bezeichnet, woraus sich der Name Peterbaude entwickelte. Der kinderlose Pittermann, der einige Zeit später in der Nähe der Baude bei einem Schneesturm umkam, verkaufte an seinen Neffen Johann Zinecker, der es schaffte, mit seinem gastwirtschaftlichen Talent mehr und mehr Gäste anzulocken. Sein Sohn ließ im Jahre 1887 ein durch sein begrastetes Flachdach von der traditionellen Riesengebirgsarchitektur abweichendes, modernes Haus mit funktionalistischen Elementen bauen. (Vgl. <http://www.petrovabouda.cz/historie-petrovy-boudy/>; Zugriff am 15. September 2016)

Das k.k. Telegraphenamts installierte ein Gerät, im Jahre 1910 folgte ein Telephon, mit dem man direkte Verbindung sowohl nach Österreich-Ungarn als auch in das Deutsche Reich hatte.

In der Zwischenkriegszeit wuchs die Peterbaude weiter: „Obwohl die Unterhaltskosten der eigenen Volkswirtschaft kaum durch den Milchertrag gedeckt wurden, standen aus alter Tradition immer noch 16 bis 18 Kühe im Stall. Mindestens vier Pferde waren für Transportzwecke nötig. Um nun diesen Wirtschaftsbetrieb gänzlich vom Gastbetrieb zu trennen, wurde neben den beiden bereits bestehenden Bauden ein drittes Haus errichtet. Damit wurden die von 1925 bis 1929 dauernden großen Um- und Zubauten eingeleitet. Dieses Wirtschaftsgebäude enthielt neben Heuboden, Remise, Kuh- und Pferdestall nur Personalwohnungen. Die Verbindung zu den Hauptgebäuden wurde durch eine Halle hergestellt, die im Winter als Ablage für Sportgeräte diente. Die eine Baude wurde innen gänzlich umgebaut und enthielt nur mehr gut ausgestattete Fremdenzimmer und Bäder. Insgesamt standen jetzt für Gäste 64 Zimmer mit 100 Betten zur Verfügung. Die Inneneinrichtung der Gaststuben selbst wurde auch gänzlich umgestaltet und neue Gasträume angebaut, wobei sich alter Baudenstil mit modernen Anforderungen geschmackvoll paarte. Alle in Betracht kommenden technischen Neuerungen wurden eingebaut; es gab eine elektrische Kühlanlage mit Kühlräumen, Kühlschränken und Eismaschine, eine elektrische Großwäscherei mit Bügelmaschine, eine elektrische Geschirrspülmaschine, eine Lautsprecheranlage, um nur das Wichtigste zu nennen. Ein Verkaufsraum für Sportausrüstungen usw. war ebenso vorhanden wie ein Friseursalon, und in einer Haustischlerei konnten alle anfallenden Reparaturen ausgeführt werden. Wenn auch durch moderne Verkehrsmittel und den Bau der Spindlerpassstraße die Verbindung mit den Talorten eine sehr große Erleichterung gegenüber früher erfahren hatte, war es doch nötig, auf so vielen Gebieten wie nur möglich autark zu sein.“

(<http://spindelmuehle.riesengebirgler.de/Peterbaude.htm>; Zugriff am 15. September 2016)

Die Zineckers behielten die Peterbaude bis 1945, mussten dann aber die Tschechoslowakei verlassen. Danach fiel sie der Gewerkschaftsbewegung zu. Die zierlichen Schieferplatten an der Fassade wurden durch Eternitplatten ersetzt, die allerdings der Witterung nicht standhielten und durch eine schlichte Bretterverkleidung ersetzt wurden. Immerhin diente die Peterbaude jahrzehntlang den tschechoslowakischen Wanderern als beliebtes Ausflugsziel. Nach der Wende wurde sie privatisiert, doch investierten die wechselnden Besitzer nicht genug in die Erhaltung der Bausubstanz. Mit der Aufnahme in die Liste nationaler Kulturdenkmäler wollte die Nationalparkverwaltung einen Verfall der Baude verhindern, trotzdem schritt dieser voran und so musste sie im Jahre 2007 geschlossen werden. Vermutlich durch Brandstiftung kam es im Jahre 2011 zu einer Vernichtung der Peterbaude bis auf die Grundmauern.

Seit 2015 bestehen konkrete Pläne, die Peterbaude in kleinerem Ausmaß wiederaufzubauen, allerdings verzögern die Auflagen der Nationalparkverwaltung den Bau (vgl. <http://www.petrovabouda.cz/p/nova-petrova-bouda.html> ; Zugriff am 12. September 2016)

#### Fuchsbergbaude

Ebenfalls ein Zinecker besaß die bereits erwähnte Fuchsbergbaude (im 17. Jahrhundert gegründet), für die er noch vor 1900 eine Konzession zum Branntwein- und Bierverkauf erwarb (Klimeš, Krajina Krkonoš, 8.20). Nach mehreren Erweiterungen wurde die Fuchsbergbaude 1934 zum längsten Gebäude des Riesengebirges, außerdem wurde unterhalb an eine Sommerbaude ein neues Haus errichtet, das der skibegeisterte Anton Zinecker Skimeisterbaude nannte. (Klimeš, Krajina Krkonoš, 8.20)

Die Skimeisterbaude steht heute noch – sie wurde nach einem Brand 1996 wiederaufgebaut. Die große Fuchsbergbaude aber brannte unter ungeklärten Umständen am 13. April 1948 ab, der Verwalter Jan Duben verbrachte danach drei Jahre im Gefängnis. (Vgl. <http://www.krkonosseboudy.cz/2014/01/lisci-bouda.html> , Zugriff am 15. September 2016)

### **7. Baudennamen im Laufe der Geschichte: Grenzbaude und Hotel Družba**

Der Pass zwischen Schmiedeberger Kamm und Kolbenkamm war als Zollstation ein neuralgischer Punkt zwischen Böhmen und Schlesien im Riesengebirge. Für den Fremdenverkehr erfuhr er eine Aufwertung durch den Bau einer Straße aus Schlesien im Jahre 1912 und den Boom im Wintersport. An Stelle der heutigen *Pomezňí bouda* stand bereits im 18. Jahrhundert eine von der Familie Kirchschrager betriebene Wirtschaft. Das Gebäude in seiner jetzigen Form ließ der kurzzeitige Koppenwirt Friedrich August Blaschke (Erbauer der Böhmisches Baude auf der Schneekoppe im Jahre 1866) 1870 errichten. Nach einem Inhaberwechsel wurde aus der Blaschkebaude die Goderbaude, später die Grenzgoderbaude. Während der Verstaatlichung erhielt sie den tschechischen Namen Devětsil, nach der Wende die Bezeichnung Pomezňí bouda – also Grenzbaude. Vis a vis der Grenzbaude steht die vormalige Kaiser-Franz-Joseph-Baude aus dem Jahre 1911. Nach dem Umsturz 1918 änderte man den Namen auf Neue Grenzbaude bzw.

Tippeltbaude, die zu einem großen Hotel ausgebaut wurde. Mit der Verstaatlichung nach dem Zweiten Weltkrieg kam es erneut zu einer Umbenennung: „Der Nationalverwalter Vachata gab ihr im Jahre 1945 bescheiden den Namen „Vachata-Baude“ und ab 1952 wurde sie zum Erholungsheim der Gewerkschaftsorganisation Družba.“ (Klimes, 8.11) Der gewerkschaftliche Name blieb dem Hotel bis heute erhalten – Hotel Družba.

## 8. Nach 1945

Wie in einigen Beispielen oben gezeigt wurde, war mit Wegfall der autochthonen Bevölkerung die Betreuung der Bauden und anderer Gebäude in der Grenzregion nicht mehr gewährleistet. Nur ausnahmsweise konnten die bisherigen Inhaber bleiben, so etwa jener der Erlebach-Baude – ein gewisser František Kukačka, ein Tscheche aus Südböhmen, den es nach dem Ersten Weltkrieg ins Riesengebirge verschlagen hatte. Da er sich als gelernter Zimmermann offensichtlich geschickt angestellt und der damaligen Besitzerin der Erlebach-Baude entsprochen hatte, adoptierte sie ihn. Als gebürtiger Tscheche durfte er nach 1945 zwar in der alten Erlebach-Baude bleiben, musste aber als Privatbesitzer gewisse Kontingente an den Nationalausschuss abliefern. Im Jahre 1960 wurde das letzte Privateigentum in der Tschechoslowakei sozialisiert, die Familie Kukačka-Erlebach wohnte fortan als Mieter im eigenen, enteigneten Haus, Herr und Frau Kukačka waren nun als Baudenverwalter Angestellte in einem volkseigenen Betrieb (vgl. Bartoš, Geschichte der Erlebachbaude, S.90ff.). Krankheitsbedingt musste Kukačka die Baude 1968 verlassen und starb zwei Jahre später in Prag. Die alte Erlebachbaude verfiel danach, wurde abgerissen und durch eine neue Baude ersetzt. Im Zuge der Restitution nach 1989 erhielt die Familie nur die verwahrlosten Wiesen zurück (vgl. Bartoš, Geschichte der Erlebachbaude, S.98f.).

Pavel Klimeš beschreibt die Entwicklung und Auswirkungen der Konfiskationen folgendermaßen: „Die Zerrüttung der Besitzverhältnisse im Jahre 1945 wurde durch die Verhinderung der Privatisierung der Bergbauden und Pensionen nach 1948 vollendet. Die neuen Besitzer waren lediglich Hausmeister, Verwalter, Leiter oder „Baudler“ ohne Kompetenzen und Einfluss auf die weitere Entwicklung der Dienstleistungen und Objekte, in denen sie auch ganze Jahrzehnte zu Hause waren. Zum Wechsel kam es erst mit der Privatisierung nach 1989. Die besten Dienstleistungen in den Bergbauden und – pensionen werden heute von dauerhaft angesiedelten Familien geboten, „ferngesteuerte“ oder vermietete Objekte versagen oft.“ (Klimes, Krajina Krkonoš, o.S., Kap. 8.8)

Ein Beispiel für eine gelungene Übernahme bildet die Familie Oliva, die während des Einmarsches der Armee des Warschauer Paktes in Prag im Jahre 1968 in das Riesengebirge floh. Sie konnte sich in Klein Aupa ansiedeln und erwarb ihre Baude nach 1989. Mitterweile kauften die Eigentümer in unmittelbaren Nähe zu der Alten Rennerbaude (Renerovka) ein andere, verfallene Baude, die sie renovierten und nun als Renerovka 93 Touristen mit höheren Ansprüchen anbieten (vgl. VV Winter 2010/33, S.10 und [www.renerovka.cz](http://www.renerovka.cz) - abgerufen am 20. September 2016).



*Abbildung 49: Die Alte Rennerbaude (Renerovka) zeugt vom Geschmack und von der Bemühung ihrer Betreiber.*

Nach der Vernachlässigung vieler Bauden bzw. der Unterlassung ihres Wiederaufbaus nach Bränden in der Zeit des Kommunismus, konnte die Wende keine rasche Besserung der Lage bringen, da es in mehreren Fällen nicht gelang, seriöse Unternehmer an die Bauden zu binden. Erst in den letzten Jahren bewirken die Aktivitäten des Nationalparks KRNP, des Riesengebirgsmuseums in Hohenelbe und anderer ein Umdenken. Somit besteht die Möglichkeit, dass in Zukunft mit dem Erbe des Riesengebirges, mit einer über Jahrhunderte durch deutsche Siedler und Bauern geprägten Kulturlandschaft nachhaltiger umgegangen wird.

## 4. Schluss

Eine Minderheit, die Stigmatisierung und Diskriminierung ausgesetzt ist, die ihrer Symbole beraubt wird, deren Schulen geschlossen und deren Vereine aufgelöst werden, steht unter hohem Assimilationsdruck, wenn die Möglichkeit, abzuwandern, nicht besteht.

In Schatzlar/Žacléř benötigte man die deutschen Bergarbeiter im Steinkohlebergwerk, da das tschechoslowakische Besiedlungsamt in der unmittelbaren Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg – in der Zeit der *Aussiedlung* - kaum Interessenten für diese schwere Arbeit aus dem tschechischen Innenland fand. So lebten zwar bei der Arbeit unter Tag die deutsche Sprache und die alte Kultur des Bergbaus weiter, die deutschen Bergmänner konnten sich hier im sogenannten *baurischen* Dialekt unterhalten und zeichneten sich als Bestarbeiter *auf der Grube* aus. Und auch in der Roten Kolonie, der um 1900 errichteten Arbeiterwohnanlage, lebte die Jahrhunderte alte deutsche Kultur weiter. Doch außerhalb dieser beiden Lebenswelten verschwand die deutsche Sprache. Ihr haftete das Stigma des Bösen an, sie galt als Sprache der Faschisten, die Hitler in das Land geholt hatten. Schikanen, Beschimpfungen und Verbote bewirkten die Aufgabe der traditionellen Weitergabe der deutschen Sprache an die Kinder. Vielmehr handelten die Deutschen in Schatzlar zweckrational und förderten die Tschechischkenntnisse ihrer Kinder, um ihnen eine sichere Zukunft im nunmehr tschechischsprachigen Alltag zu garantieren. Auf diese Weise verschwand die deutsche Sprache aus der Domäne Familie, bis auf wenige Ausnahmen wurde ihre Weitergabe aufgegeben. Der Assimilationsdruck war zu hoch, außerdem wirkten sich der Generationenwechsel und das Wegbrechen der Lebenswelten (Niedergang der Grube, Auszug aus der Roten Kolonie, Untergang vieler Bauden im Riesengebirge) negativ aus.

Die Erlaubnis seitens der tschechoslowakischen Regierung, im Jahre 1968 einen deutschen Kulturverband zu gründen, der auch über eine Zweigstelle in Schatzlar verfügte (und verfügt), kam zu spät. Vor allem die Jugend, die jetzt mit der tschechischen Mehrheitsbevölkerung aufwuchs, konnte man trotz großer Bemühungen nicht mehr erreichen.

Wie stark die Stigmatisierung der sogenannten Sudetendeutschen (tschechisch päjorativ *sudetáci*) bis in die Gegenwart in der tschechischen Gesellschaft verankert ist, soll die Kontroverse um kritische Aussagen eines tschechischen Publizisten zu einer tschechischen Kinderserie Rubezahl („Krkonoš“) zeigen. Dem gegenüber stehen Initiativen wie

Antikomplex, die sich um eine neue Bewertung der (ehemaligen) deutschen Bevölkerung des heutigen Tschechiens bemühen.

Der abrupte Bruch mit der deutschen Bevölkerung nach dem Zweiten Weltkrieg bewirkte außerdem den Verfall einer Kulturlandschaft, des Riesengebirges, und der Bauden, die für die Schatzlarer Deutschen eine wichtige Rolle in ihrer Freizeitgestaltung spielten.

Wanderungen auf die Schneekoppe oder zu einer der vielen Bauden in der unmittelbaren Umgebung sowie der Schilaufring zählten zu beliebten Beschäftigungen an Wochenenden. Die Bauden hatten ursprünglich den Schwazer Holzknecchten im 16. Jahrhundert als einfache Behausungen gedient, entwickelten sich nach der Rodung des Riesengebirges zu Bergbauernhöfen, in denen Milchwirtschaft betrieben wurde. Einen Wandel erlebten die Bauden, als der Tourismus im 19. Jahrhundert Einzug in das Riesengebirge hielt, denn die ursprünglich klein dimensionierten Bauden wurden nun zu großen Berghotels umgebaut, in denen vor allem Urlauber aus dem Deutschen Reich sowie der österreichisch-ungarischen Monarchie nächtigten. In geringerem Ausmaß blieb aber die traditionelle Baudenwirtschaft erhalten.

Im Jahr 1945 erfolgte die Aussiedlung der meisten Riesengebirgsdeutschen. Die Baudenwirtschaft endete bis auf wenige Ausnahmen, Wiesen verödeten oder wuchsen zu, Siedlungen und einige Dörfer gingen unter. Die Schatzlarer sehen den Hauptgrund für den Verfall dieser Kulturlandschaft in der Beziehungslosigkeit der neuen Siedler gegenüber dem kulturellen Erbe der Deutschen.

So kann man von einem Ende der Folgen der deutschen Ostkolonisation sprechen. Ein Landler aus dem siebenbürgischen Dorf Großpold in Rumänien formulierte es so: „Wir sind am Ziel – keine mehr Leute (sic!)!“, ein Schatzlarer Deutscher meinte (schmunzelnd): „Wir sind die letzten Sudetengauer!“ Damit geht eine rund 800 Jahre dauernde Geschichte zur Neige – eine Geschichte, die von gemeinsamen Entwicklungen, von wechselseitigen Beziehungen, aber auch von Abgrenzung geprägt war, wie ich im ersten Hauptteil anhand der Sprache skizziere.

Abschließend möchte ich meiner Hoffnung Ausdruck verleihen, dass diese Arbeit einen Beitrag zu einem gegenseitigen Verständnis leistet, im Sinne der einzigen einfachen Wahrheit, nämlich der, dass es keine einfachen Wahrheiten gibt.





## 5. Literaturverzeichnis

Achleitner, Friedrich: Österreichische Architektur des 20. Band 1. Jahrhunderts. Salzburg 1983.

Altmüller, Rudolf / Kirnbauer, Franz: Ein steirisches Walenbüchlein. Wien 1971.

Arburg, Adrian von: Osídlování: Die Besiedlung der Grenzgebiete der böhmischen Länder 1945-1950. Forschungsstand und ausgewählte Probleme. Wien 2001 (Diplomarbeit).

Augusta, Pavel / Honzák, František: Sto let Jubilejní. Praha 1991.

Baramova, Grenzvorstellungen in der Frühen Neuzeit. <http://www.ieg-ego.eu/de/threads/crossroads/grenzregionen/maria-baramova-grenzvorstellungen-im-europa-der-fruehen-neuzeit> - Zugriff am 24.Juli 2016

Bartoš, Miloslav: Geschichte der Erlachbaude. Vrchlabí 2011.

Bendel, Josef: Zur Volkskunde der Deutschen im östlichen und nördlichen Böhmen. Sitten und Gebräuche, Sagen, Lieder und Märchen. Wien und Prag 1915.

Berkner, Kurt: Pochodovali jsme do Sudet. Schatzlar 1998.

Bertele, Das Arbeiterwohnhaus. Wien 1900.

Bienert, Christine: "Die Kolonie war halt des Tiefste in Mödling. Des is heut nimmer." : Alltag in der Mödlinger Arbeiterkolonie seit 1873. Wien 2006.

Boehlich, Ernst / Jungandreas, Wolfgang / Peuckert, Will-Erich: Das älteste schlesische Walenbuch. Breslau 1931. (=Deutschkundliche Arbeiten. Veröffentlichungen aus dem Deutschen Institut der Universität Breslau, B. Schlesische Reihe Band 1)

Čapek, Karel: Bilder aus der Heimat. Prag 1955.

České pohraničí - bariéra nebo prostor zprostředkování? Hrsg. v. Milan Jeřábek, Jaroslav Dokupil, Tomáš Havlíček und Kollektiv. Prag 2004.

Coudenhove-Kalergi, Barbara: Die Beneš-Dekrete. Wien 2002.

Craig, Gordon Alexander: Königgrätz : 1866 - eine Schlacht macht Weltgeschichte. Wien 1997.

Demuth, Josef: Der politische Bezirk Trautenau. Gerichtsbezirke: Trautenau, Marschendorf, Schatzlar und Eipel. Trautenau 1901.

Etymologisches Wörterbuch des Deutschen, erarbeitet im Zentralinstitut für Sprachwissenschaft, Berlin, unter der Leitung von Wolfgang Pfeifer. Berlin <sup>2</sup>1995.

Fabriks-Ordnung der Firma H. & F. Wihard in Schatzlar. Trautenau 1901.

Feist, Artur: Die ostböhmisches Leinenindustrie von Trautenau. Leipzig 1927.

Filstead, William J.: Soziale Welten aus erster Hand. In: Gerdes, Klaus (Hg.): Explorative Sozialforschung. Stuttgart 1979. S. 29ff.

Fritsch, Karl-Ewald/Friedrich Sieber: Bergmännische Tachten des 18. Jahrhunderts im Erzgebirge und im Mansfeldischen. Berlin 1957. (=Deutsche Akademie der Wissenschaften zu Berlin. Veröffentlichungen des Instituts für deutsche Volkskunde; Band 12)

Girtler, Roland: Abenteuer Grenze. Wien 2006.

Girtler, Roland: Methoden der Feldforschung. Wien 2001.

Glettler, Monika: Böhmisches Wien. Wien 1985.

Globic z Bučina, Samuel: Mapa královských lesů východních Krkonoš 1668 [kartografický dokument] : faksimile mapy Samuela Globice z Bučina. Hrsg. v. Emil Flégl u. Karel Kuchař. Prag 1949.

Hahn, Gustav: Die Zillerthaler im Riesengebirge. Was ist aus den hier eingewanderten Zillerthalern und ihren Nachkommen geworden? Denkschrift zum 50jährigen Jubiläum der Einwanderung der evangelischen Tiroler aus dem Zillerthale. Schmiedeberg im Riesengebirge 1887.

Hampl, Martin: Pohraniční regiony České republiky: současné tendence rozvojové diferenciacie. In: Geografie. Sborník ČGS roč. 105 2000/3, S.241-254.

Hartwich, Mateusz J.: Rübezahl zwischen Tourismus und Nationalismus. Vom umkämpften Symbol zum einigenden Patron des deutsch-polnisch-tschechischen Grenzlandes? In: Grenzgebiet als Forschungsfeld. Hrsg. von Petr Lozoviuk. - Leipzig, 2009.

Havránek, Bohuslav: Die sprachlichen Beziehungen zwischen dem Tschechischen und Deutschen. In: Deutsch-tschechische Beziehungen im Bereich der Sprache und Kultur. Aufsätze und Studien. Hrsg. v. B. Havránek und R. Fischer. (=Abhandlungen der sächsischen Akademie der Wissenschaften zu Leipzig. Philologisch-historische Klasse. Band 57, Heft 2). Berlin 1965.

Heilfurth, Gerhard: Heilfurth, Bergbau und seine Kultur : eine Welt zwischen Dunkel und Licht. Zürich 1981.

Hernová, Šárka: Národnostní heterogamie a její vliv na skladbu obyvatelstva ČR. In: Slezský sborník 95 – 1997 – 1-2, S.20-29.

Herrmann, Alfred: Das Schulwesen. In: Schatzlar und seine Bezirksgemeinden. Marburg/Lahn 1993. S. 242- 251.

Hilf, Rudolf: Deutsche und Tschechen: Bedeutung und Wandlungen einer Nachbarschaft in Mitteleuropa. Opladen 1973.

Historie zpracování lnu v Krkonoších a Podkrkonoší. In: Krkonoše 9/22, S.22-23.

Hoehne, P.: Rückblick auf die Entstehung des Riesengebirgs-Vereins sowie auf seine 25jährige Tätigkeit 1880-1905. In: Der Wanderer im Riesengebirge. Juni 1905. S.83-109.

Hoensch, Jörg K.: Geschichte Böhmens: von der slavischen Landnahme bis zur Gegenwart. München<sup>3</sup> 1997.

Hofer, Konrad: Ausgeliefert: zum Berufsalltag von LKW- und Busfahrern. Wien 1994.

Holub, Ota: Trutnovští hraničáři 1920-1938. Příspěvek k dějinám československé armády, Krkonoše – Podkrkonoší. Trutnov 1995.

Hoser, Karl Josef: Das Riesengebirge und seine Bewohner. Prag 1841.

Hörander, Edith: Die heilige Barbara in Brauchtum und Volksglauben. In: Barbara. Heilige, Kultfigur, Schutzpatron. Katalog zur Ausstellung im Schlossmuseum Matzen/NÖ vom 30.November 1986 bis 13.Dezember 1987. Hrsg. v. Kultur- und Museumsverein Matzen. S.31-37.

Houžvička, V.: Sudetoněmecká otázka v názorech a postojích obyvatel českého pohraničí. Working Papers 96:2, Sociologický ústav AV ČR, Praha 1996.

Husa, Václav: Dějiny Československa. Praha 1961. (=Geschichte der Tschechoslowakei; Üs. R.S.)

Hüttel, Simon: Chronik der Stadt Trautenau. Prag 1881.

Jäger-Klein, Caroline: Österreichische Architektur des 19. und 20. Jahrhunderts. Wien 2005.

Jech, Jaromír: Krakonoš : vyprávění o vládci Krkonošských hor od nejstarších časů až po dnešek. Prag 2008.

Jelínek, Milan: Der Purismus in der Entwicklung der tschechischen Schriftsprache im 19. und 20. Jahrhundert. In: Deutsch-tschechische Sprachbeziehungen. Germanismen, Personennamen, Ortsnamen. Hrsg. von Klaus Trost. Regensburg 2000. (=Studia et

exempla linguistica et philologica (SELP), Series II: Studia minora, Tom. VI, Editor: Klaus Trost).

Jeřábek, Milan: Pohraničí v regionálním rozvoji a jeho výzkum. In: Geografie – Sborník ČGS roč.105 2000/1, S.1-9.

Jirásek, Václav: Krakonošovo varování. In: Čítanka z východních Krkonoš. Hrsg. v. Středisko ekologické výchovy a etiky Rýchory – SEVER. Horní Maršov 1999, S.27-30. (=Rübezahls Warnen; Üs. R.S.)

Kasper, Klaus Christian: Mythos Schneekoppe. Ein facettenreicher und unterhaltsamer Streifzug „rund um die Schneekoppe“ von anno dazumal bis 1945. Bonn-Oberkassel 2003.

Kastner, Quido: Osídlování českého pohraničí od května 1945. Working Papers 96:12, Sociologický ústav AV ČR, Praha 1996.

Kirnbauer, Franz: Bausteine zur Volkskunde des Bergmanns oder Bergmännisches Brauchtum. Wien 1958.

Kirnbauer, Franz: Gesänge aus einer alten Bergstadt – 450 Jahre Joachimsthal. Wien 1967.

Kißenbeck, Anne: Fachsprache und Regionalisierung. Empirische Untersuchungen zum Wortschatz des Bergbaus. Frankfurt am Main 1997. (=Germanistische Arbeiten zu Sprache und Kulturgeschichte; Band 32)

Klimeš, Pavel: Krajina Krkonoš v proměně století = Riesengebirgslandschaft in hundertjähriger Wandlung. Horní Maršov 2007.

Klimeš, Pavel: Řve jako blázen od klauzy. In: Čítanka z východních Krkonoš. Hrsg. v. Středisko ekologické výchovy a etiky Rýchory – SEVER. Horní Maršov 1999, S.31-34. (=Er schreit wie ein Verrückter von der Klause; Üs. R.S.)

Klimeš, Pavel: Hlavně nečekej nějakej vděk. In: Sudetské osudy. Hrsg. v. Matěj Spurný. O.O. 2006.

Kmoníček, Josef: Návrat domů. Proměny pohraničí severovýchodních Čech v letech 1945-48. Praha 1982. (Rückkehr nach Hause. Veränderungen des Grenzgebiets Nordostböhmens in den Jahren 1945-48; Ůs. R.S.)

Knap, Rosemarie: Multikulturelles Prag. Ausschnitte aus Chroniken des Kulturverbandes. Prag 2001 (=Knapová, Rosemarie: Multikulturní Praha. Výtahy Kulturního sdružení občanů německé národnosti ČR. Praha 2001).

Komlosy, Andrea: Grenze und ungleiche regionale Entwicklung : regionale Disparitäten und Arbeitskräftewanderungen in der Habsburgermonarchie im 18. und 19. Jahrhundert. Wien 2001.

Kompatscher, Gottfried: Bergmännlein und Růbezah! im „Tyrolischen Adler“ des Matthias Burglechner von 1619. In: Europäische Ethnologie und Folklore im internationalen Kontext / hrsg. von Ingo Schneider. - Frankfurt am Main ; Wien [u.a.], 1999.

Koudelková, Eva: Krakonoš v literatuře : kapitoly k literárnímu ztvárnění látky o Krakonošovi. Liberec 2009.

Kraft, Max: Arbeiterhäuser, Arbeiter-Colonien und Wohlfahrtseinrichtungen. Wien 1891.

Krawarik, Hans: Exul Austriacus. Konfessionelle Migrationen aus Österreich in der Frühen Neuzeit. Wien 2010. (=Austria: Geschichte und Wissenschaft. GESCHICHTE. Band 4)

Krejci, Franz: Das Aupatal im Riesengebirge und seine Textilarbeiter um die Jahrhundertwende. Aarau 1961.

Lesereise Riesengebirge. Hrsg. v. Harald Salfellner. Prag 2005.

Lokvenc, Theodor: O boudě, která přijela po kolejích (=Über eine Baude, die auf Schienen kam; Ůs. R.S.). In: Čítanka z východních Krkonoš. Hrsg. v. Středisko ekologické výchovy a etiky Rýchory – SEVER. Horní Maršov 1999, S.73-74.

Lokvenc, Theodor: Dvě pověsti o založení Luční boudy (=Zwei Sagen über die Gründung der Wiesenbaude; Ůs. R.S.). In: Čítanka z východních Krkonoš. Hrsg. v. Středisko ekologické výchovy a etiky Rýchory – SEVER. Horní Maršov 1999, S.35-39.

Louda, Jiří: Volksarchitektur des Riesengebirges. Vrchlabí 2008.

Luft, Robert: „Alte Grenzen“ und Kulturgeographie. Zur historischen Konstanz der Grenzen Böhmens und der böhmischen Länder. In: Grenzen in Ostmitteleuropa im 19. und 20. Jahrhundert / hrsg. von Hans Lemberg. Marburg/Lahn, 2000.

Mach, Daniel: Smutné vzpomínání. In: Časopis Krkonoše - Jizerské hory. März 2005.

Mandler, Emanuel: Češi i Němci : legendy, spory, realita. Praha 2001.

Menzel, Adolf: Die Arbeiterversicherung nach österreichischem Rechte. Mit Berücksichtigung des deutschen Reichsrechtes. Leipzig 1893.

Mikšíček, Petr: Sudetská pout', aneb, Waldgang. Prag 2005.

Moepert, Adolf: Die Anfänge der Rübezahlsage. Studien zum Wesen und Werden des schlesischen Berggeistes. Leipzig 1928. (=Form und Geist. Arbeiten zur germanischen Philologie. Unter Mitwirkung von B. Markwardt, P. Merker und W. Stammer. Hrsg. v. Lutz Mackensen. Nr.6)

Musäus, Johann Karl August: Rübezahl. Prag 1998.

Nachrichten über Privat- und gewerkschaftliche Berg- und Hüttenwerke.

IV. Die Kohlenwerke des Freiherrn Adolf von Silberstein bei Schatzlar, Bohdaschin und Kosteletz in Böhmen. In: Österreichische Zeitschrift für das Berg- und Hüttenwesen. 7.Jg (1859), Nr.16, S.123-125.

Newerkla, Stefan: Sprachkontakte Deutsch - Tschechisch - Slowakisch : Wörterbuch der deutschen Lehnwörter im Tschechischen und Slowakischen: historische Entwicklung, Beleglage, bisherige und neue Deutungen. Frankfurt/Main 2011.

Novák, Jiří: Opevnění na Stachelbergu. Československý pevnostní systém z let 1935 až 1938 na Trutnovsku. Jablonné nad Orlicí 1998. (=Die Befestigung auf dem Stachelberg. Das tschechoslowakische Befestigungssystem aus den Jahren 1935 bis 1938 im Trautenauer Bezirk; Üs. R.S.)

Nützel, Daniel: Anmerkungen zur soziolinguistischen Lage der schlesischen Mundarten im Riesengebirge: erste Ergebnisse aus dem Atlas der historischen deutschen Mundarten in der Tschechischen Republik. In: Greule, Albrecht / Nekula, Marek: Deutsche und tschechische Dialekte im Kontakt. Praesens 2003. S. 73-77.

Opitz, Martin: Schäfferey von der Nimfen Hercinie. Reclam, Stuttgart 1969.

Paterová, Vladimíra: Labská bouba – monstrum, nebo perla? In: Krkonoše. Jizerské hory. Ročník XLV, 7/2012, S. 44-45

Peithner, Zdenko: Schatzlar und das östliche Riesengebirge. Ein Buch der Erinnerung und Geschichte.

Pohl, Hans-Dieter/Schwane, Birgit: Das Buch der österreichischen Namen. Ursprung; Eigenart; Bedeutung. Wien 2007.

Polenz, Peter von: Deutsche Sprachgeschichte vom Spätmittelalter bis zur Gegenwart. 1. Einführung, Grundbegriffe, 14. bis 16. Jahrhundert. Berlin 2001.

Poser, H.: Geographische Studien über den Fremdenverkehr im Riesengebirge. Ein Beitrag zur geographischen Betrachtung des Fremdenverkehrs. Göttingen 1939. (=Abhandlungen der Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen Mathematisch-physikalische Klasse Dritte Folge Heft 20)

Prinz, Friedrich: Böhmen im mittelalterlichen Europa: Frühzeit, Hochmittelalter, Kolonisationsepoche. München 1984.

Rohel, Jan: Hornický humor aneb žertem do pravdy. Ostrava 1953.

Řezníček, Mandel šelmovství a kousků krakonošových. Prag 1895.

Říha, Martin: Žacléř. In: Krkonoše 2/1999, Jg.32, S.16-17.

Satzungen des „St. Elisabeth-Agnes-Vereines“ für Schatzlar und Umgebung. Warnsdorf, o.J.

Schmid, Christian Wilhelm Friedrich: Aufsatz von dem Recht des Bergleders. 1774

Schneeweis, Emil: Legende, Darstellung, Patronate. In: Barbara. Heilige, Kultfigur, Schutzpatron. Katalog zur Ausstellung im Schlossmuseum Matzen/NÖ vom 30.November 1986 bis 13.Dezember 1987. Hrsg. v. Kultur- und Museumsverein Matzen. S.15-29.

Schneider, Karl: Die Geschichte der Deutschen Ostböhmens. Reichenberg 1924.

Schwarz, Ernst: Sudetendeutsche Sprachräume. München 1935. (=Schriften der Deutschen Akademie in München Heft 21)

Schwarz, Ernst: Die Ortsnamen der Sudetenländer als Geschichtsquelle. München <sup>2</sup>1961.

Šlosar, Dušan: Česko-německé jazykové kontakty. In: Češi a Němci. Praha 2001. S. 105-109.

Šlosar, Dušan: Tisíciletá. Praha 1990.

Srb, Vladimír/Andrle, Alois: Změny v územním rozložení obyvatelstva německé, polské a maďarské národnosti 1961 – 1991 podle okresů. Slezský sborník 97 – 1999 – 3-4, S.201-210.

Staněk, Tomáš: Německá menšina v českých zemích 1948-1989. Prag 1993.

Steinhauser, Walter: Slawisches im Wienerischen. Wien 1962.

Sudetské osudy. Hrsg. v. Matěj Spurný. O.O. 2006.

Tásler, Radko: Krkonošské dolování 7: Dobývání zlata na Rýchorách. In: Časopis Krkonoše - Jizerské hory. Juli 2007.

Tichý, Antonín: Kterak svatá Barbora, patronka horníků, zánik zlatodolu rýchorského způsobila (=Welchergestalt die Heilige Barbara, Patronin der Bergmänner, den Niedergang der Rehorner Goldgrube bewirkte; Üs. R.S.). In: Čítanka z východních Krkonoš. Hrsg. v. Středisko ekologické výchovy a etiky Rýchory – SEVER. Horní Maršov 1999, S.23-24.

Tichý, Antonín: Pes, co uměl jazyky (=Der Hund, der Sprachen konnte; Üs. R.S.). In: Čítanka z východních Krkonoš. Hrsg. v. Středisko ekologické výchovy a etiky Rýchory – SEVER. Horní Maršov 1999, S.92-93.

Trebbin, Lore: Die deutschen Lehnwörter in der russischen Bergmannsprache. Berlin 1957. (=Veröffentlichungen der Abteilung für slavische Sprachen und Literaturen des Osteuropa-Instituts (Slavisches Seminar) an der Freien Universität Berlin. Slavistische Studien Band 12)

Vaněk, Miroslav: Orální historie ve výzkumu soudobých dějin. Praha 2004.

Veith, Heinrich: Deutsches Bergwörterbuch. Breslau 1871.

Veselý výlet „Ein lustiger Ausflug“, Riesengebirge / Nr. 24, 2005.

Vyhnání a život Čechů v pohraničí 1938 – 1945. Vzpomínky II. Hg. v. Kruh občanů České republiky vyhnaných v r. 1938 z pohraničí. Praha 1999.

Vysídlení Němců a proměny českého pohraničí 1945 - 1951 : dokumenty z českých archivů. d. 2 : sv. 1. Duben - srpen/září 1945: "Divoký odsun" a počátky osídlování. Hrsg. v. Adrian von Arburg u. Tomáš Staněk. Středoluky 2011.

Wander, Josef: Das schwarze Gold unserer Erde. In: Schatzlar und seine Bezirksgemeinden. Marburg/Lahn 1993. S.. S.331-350.

Weber, Ehrfried: Deutsche und Tschechen. Bauern und Arbeiter im nordwestböhmischem Braunkohlengebiet. Leipzig 1935.

- Weber Hellmut: Die Situation der Kohlenwerke nach 1945. In: Schatzlar und seine Bezirksgemeinden. Marburg/Lahn 1993. S. 350-358.
- Weber, Hellmut: Geschichte und Technik der Papierherstellung. In: Schatzlar und seine Bezirksgemeinden. Marburg/Lahn 1993. S. 128-134.
- Weber, Hellmut: Das Prokopifest der Bergleute. In: Schatzlar und seine Bezirksgemeinden. Marburg/Lahn 1993. S. 322-330.
- Weber, Hellmut: Schulchronik der deutschen Bürgerschule zu Schatzlar. In: Schatzlar und seine Bezirksgemeinden. Marburg/Lahn 1993. S.
- Weber, Max: Soziologische Grundbegriffe. Tübingen 1984.
- Wilam, P.: Situační analýza českého pohraničí In: Jeřábek, M. – Dokoupil, J. – Havlíček, T. a kol.: České pohraničí – bariéra nebo prostor zprostředkování?. Praha 2004. S. 118-130.
- Wirth, Maria: Glossar. In: Die Beneš-Dekrete. Hg. v. Barbara Coudenhove-Kalergi u. Oliver Rathkolb. Wien 2002.
- Wolf, Vladimír/Smutný, Bohumír: Spojené přádelny lnu a textilní závody G. A. Buhl syn, Žaclěř 1847-1946. Inventář. Trutnov 1983.
- Wörffel, Udo: Theodor Fontane im Riesengebirge. Husum 2000.
- Zemmrich, J: Sprachgrenze und Deutschtum in Böhmen. Braunschweig 1902.
- Zimmermann, Michael: Schachanlage und Zechenkolonie. Leben, Arbeit und Politik in einer Arbeitersiedlung 1880-1980. Essen 1987.
- Zimmermann, Volker: Sudetendeutsche in der Ersten Tschechoslowakischen Republik und im NS-Staat. In: Die Beneš-Dekrete. Hg.v. Barbara Coudenhove-Kalergi u. Oliver Rathkolb. Wien 2002. S. 51-67.

Zmizelé Sudety/Das verschwundene Sudetenland (Ausstellungskatalog). Redaktion: Petr Mikšíček, Matěj Spurný, Ondřej Matějka, Susanne Zetsch. Dritte, überarbeitete und erweiterte Auflage 2004.

Žáček, Rudolf: Národnostní menšiny v životě českého státu. In: Národnostní menšiny a jejich sociální pozice ve střední Evropě. Hg.v. Jana Macháčová u. Jirí Matějček. Opava, Praha 1999, S.12-15.

## Periodika

Prager Volkszeitung

Landeszeitung für Böhmen, Mähren und Schlesien

Krkonoše a Jizerské hory

Žacléřský zpravodaj

## 6. Abbildungsverzeichnis

Abbildung 1: Auslöschung der Vergangenheit. Ein Schatzlarer erzählte mir: „An dem Bahnhofsgebäude war noch lange die deutsche Aufschrift. Dann haben sie drübergemalt, man hat es aber weiter lesen können. Dann haben sie Putz drauf gegeben. Direkt unter dem Dach ist jetzt so ein graues Dreieck.“ .....	21
Abbildung 2: Der Helwigs Darstellung nachempfundener Rübezahl als Logo der Zeitschrift <i>Krkonoše a Jizerské Hory</i> . .....	59
Abbildung 3: Illustration aus „Satyrus Etymologicus“ (1672) von Johannes Prätorius. „Lass mir die Weißwurtz stehen!“ ruft Rübezahl.....	63
Abbildung 4: Den Rübezahl-Brunnen in Trautenau/Trutnov entwarf Josef Kirschner.....	70
Abbildung 5: Ein traditionelles Motiv für die Motorsägenbildhauer beim alljährlichen Wettbewerb in Prkenný důl/Brettgrund. ....	71
Abbildung 6: Rübezahl-Ecke im Riesengebirgsmuseum in Vrchlabí/Hohenelbe. ....	74
Abbildung 7: Das Rübezahlbier Krakonoš wird in Trutnov hergestellt. ....	75
Abbildung 8: Aufforderung zum Naturschutz: „Bitte, verhalten Sie sich wie das Wild! Rübezahl“ .....	77
Abbildung 9: Grenzsteine der Schwarzenbergs (1753), der Herrschaft Schatzlar und des Zisterzienserklosters Grüssau (1727) – Museum Schatzlar.....	84
Abbildung 10: Grabstein in Klein Aupa/Malá Úpa. ....	88
Abbildung 11: Der Dank der Zillerthaler an einem Bauernhaus im heutigen Myslakowice (Erdmannsdorf).....	92
Abbildung 12: Tiroler Bauernhaus in Myslakowice, dahinter die Textilfabrik.....	93
Abbildung 13: 1905 wurde der Leichnam des Freiherrn von Gablenz von Zürich nach Trautenau überführt. ....	98
Abbildung 14: Die Hufen in Albendorf/Albeřice sind noch zu erkennen. Rechts hinten: die Schneekoppe.....	115
Abbildung 15: Zwei traditionelle Blockhäuser in Schatzlar – Reste einer ganzen Häuserzeile. ....	117
Abbildung 16: An der Hausmauer in Schatzlar lässt sich noch die deutschsprachige Aufschrift Kaffeehaus erkennen. Wie viele andere Objekte steht es zum Verkauf.....	119
Abbildung 17: Seit der Wende war kein Eigentümer in der Lage, das Schloss Schatzlar zu renovieren. Nun bemüht sich die Stadt, das mächtige Bauwerk vor dem Verfall zu retten. ....	128

Abbildung 18: Das noch nicht renovierte Blockhaus mit Vordach harrt seiner Renovierung. .....	130
Abbildung 19: Die Grube, das Steinkohlebergwerk in Schatzlar, stellte den Untertagabbau im Jahre 1992 ein.....	135
Abbildung 20: Die gekreuzten Initialen des Besitzers waren das Markenzeichen der Porzellanfabrik in Schatzlar.....	138
Abbildung 21: In Schatzlar wird an mehreren Stellen Comenius´ gedacht. ....	140
Abbildung 22: Emil Schwantners Rübezahl-Darstellung, von der Porzellanfabrik Pohl in Schatzlar hergestellt.....	146
Abbildung 23: Gedenktafel am Zollhaus bei den Grenzbauden / Pomezní boudy: „In diesen Räumen kam es am 20.9.1938 zu einem blutigen Überfall von Nazis bei der gewaltsamen Besetzung des Grenzgebietes der ČSR im Gebiet des Riesengebirges. Bei der Verteidigung des Zollhauses fiel Wachtmeister Eduard Šiman.“ .....	161
Abbildung 24: Schatzlar von dem untergegangenen Dorf Wernsdorf aus photographiert. Links das Schloss Schatzlar. Bei Vergleichen mit alten Bildern kann man v.a. die Zunahme von Wäldern und Abnahme von Feldern und Wiesen.....	181
Abbildung 25: Gedenktafel im städtischen Museum Schatzlar. ....	197
Abbildung 26: Altmüller/Kirnbauer führen diese Walenzeichen aus Sachsen an (Ein steirisches Walenbüchlein, S.80).....	203
Abbildung 27: Mittlerweile ist der Georgschacht ein Kulturdenkmal, die Grube in Schatzlar stillgelegt. ....	207
Abbildung 28: Glasfenster der Bergknappschaft zu Hoheneib im Krkonošské muzeum Vrchlabí (Riesengebirgsmuseum Hoheneib): Die heilige Barbara, Schlägel und Eisen, Hoheneibe und Christoph von Gendorf (gegen den Uhrzeigersinn) .....	214
Abbildung 29: Tod eines Bergmanns. Das Trauerkondukt mit den Bergbauschülern und der Bergmannskapelle zieht durch Schatzlar. ....	218
Abbildung 30: Die Kutsche mit dem Sarg, daneben stehen sechs Bergmänner Ehrenwache. .....	220
Abbildung 31: Der pensionierte Bergmann Friede im Kittel. ....	228
Abbildung 32: Die Bergarbeiterkolonie an der östlichen Ortseinfahrt Schatzlars, ulice Komenského. ....	233
Abbildung 33: Formsön und verfallen – Detail der roten Kolonie. ....	236
Abbildung 34: Die weiße Kolonie in Schatzlar. ....	237
Abbildung 35: Bewohner der Kolonie in der Wohnungstür, die Pawlatsche und die nach Verlegungsarbeiten in Mitleidenschaft gezogene Fassade. ....	241

Abbildung 36: Ein Plumpsklo in der roten Kolonie.....	244
Abbildung 37: Für die Kinder ein Vergnügen, für die Erwachsenen Mühsal: Schnee in der Kolonie.....	246
Abbildung 38: Angerseitige Fassade mit Pawlatsche. Einige Teile wurden erneuert, doch für eine Renovierung der gesamten Kolonie unter Bewahrung ihres ursprünglichen Charakters fehlt das Geld.....	248
Abbildung 39: Die renovierten Teile der roten Kolonie.....	250
Abbildung 40 links und rechts: Das vom Schatzlarer František Hanuš angefertigte Modell der Maxhütte (Maxovka) in der Rehornbaude (links). Von der Maxhütte blieb nur das Fundament, das heute als Aussichtsterrasse dient (rechts).....	259
Abbildung 41: Hubertusbaude / Hubertka.....	260
Abbildung 42: Die Fuchsbergbaude / Liščí bouda (1233m) im Jahre 1933. Das einst längste Gebäude des Riesengebirges brannte 1948 ab.....	262
Abbildung 43: Die Sokolbaude / Sokolská bouda (1299m) steht heute vor ihrem Abriss.....	264
Abbildung 44: Die Bedingungen im Winter können im Riesengebirge extrem sein.....	268
Abbildung 45: Die Reste der Böhmisches Baude / Česká bouda vor dem Abtransport....	269
Abbildung 46: Das von den Architekten Hoffman und Rajniš geplante Postamt (mit Imbissstand) ersetzte die Böhmisches Baude und ist nun das höchstgelegene Bauwerk Tschechiens.....	270
Abbildung 47: Das Schlesierhaus / Dom Śląski links steht noch, die anderen Gebäude wie die Riesenbaude rechts nicht mehr. Auch die Gebäude auf der Schneekoppe im Hintergrund gibt es nicht mehr in dieser Form.....	271
Abbildung 48: Die Elbfallbaude brannte 1965 ab. Die einige Meter von der ursprünglichen Baude entfernte Labská bouda entwarf der Architekt Zdeněk Říhák 1969.....	273
Abbildung 49: Die Alte Rennerbaude (Renerovka) zeugt vom Geschmack und von der Bemühung ihrer Betreiber.....	278

Die Aufnahmen wurden vom Autor geschossen. Historische Bilder (Ansichtskarten) stammen aus dem Privatarchiv des Autors.

## 7. Verzeichnis der deutschen Ortsnamen mit Übersetzung

Die Gewährspersonen verwendeten in den Gesprächen ausschließlich die deutschen Versionen der Ortsnamen. Um die Nachvollziehbarkeit zu gewährleisten, liste ich hier die heute üblichen tschechischen, polnischen bzw. slowakischen Entsprechungen auf.

Deutsch	Tschechisch/polnisch/slowakisch
Adersbach	Adršpach
Agnetendorf	Jagniątków (poln.)
Albendorf (Ober Albendorf)	Albeřice (Horní Albeřice)
Arnau	Hostinné
Aupa	Úpa
Aupa: Großaupa/Kleinaupa	Velká Úpa/Malá Úpa
Aussig (an der Elbe)	Ústí nad Labem
Bantenplanbaude	Bouda na Pláni
Hoferbauden	Portášky
Bernsdorf	Bernartice
Bober	Bobr
Böhmen	Čechy
Braunau	Broumov
Brettgrund	Prkenný Důl
Brünn	Brno
Danzig	Gdańsk (poln.)
Donnersberg	Milešovka
Dörregrund	Suchý Důl
Eger	Cheb
Eipel	Úpice
Eisenbrod	Železný Brod
Elbfallbaude	Labská bouda
Elbogen	Loket
Erdmannsdorf	Mysłakowice (poln.)
Erlebachbaude	Erlebachova bouda
Falgendorf	Horka u Staré Paky

Freiheit an der Aupa	Svoboda nad Úpou
Fuchsbergbaude	Liščí bouda
Gabersdorf	Libeč
Gablonz	Jablonec
Glasendorf	Sklenářovice
Glatz	Kłodzko (poln.)
Göding	Hodonín
Goldenöls	Zlatá Olešnice
Grenzbaude (Goderbaude, Grenzgoderbaude)	Pomezní bouda
Grenzkamm (Schlesischer Kamm/Preußischer Kamm)	Hraniční hřeben
Großskalitz	Skalice
Grüssau	Krzeszów (poln.)
Hampelbaude	Hamplová bouda (poln. Schronisko Strzecha Akademicka)
Haratitz	Haratice
Hawirzow	Havířov
Hertyn	Rtyně v Podkrkonoší
Hirschberg	Jelenia Góra (poln.)
Hofbaude	Chata Dvoračky
Hoffmannbaude	Hoffmannova bouda
Hohenelbe	Vrchlabí
Hohenmaut	Vysoké Mýto
Hollschowitz/Holschowitz	Holašovice
Hronow	Hronov
Hubertusbaude	Hubertova bouda
Iglau	Jihlava
Jermer	Jaroměř
Joachimstal/Joachimsthal	Jáchymov
Johannisbad	Janské Lázně
Josefstadt/Josephstadt	Josefov
Jungbuch	Mladé Buky
Jungbunzlau	Mladá Boleslav

Karlsbad	Karlovy Vary
Karolinenthal	Karlín
Kleinseite	Malá Strana
Kolbendorf	Lysečiny
Kolbenkamm	Pomezní hřeben
Königgrätz	Hradec Králové
Königinhof	Dvůr Králové
Königshan	Královec
Koppenplan	Równia pod Śnieżką (poln.)
Krause-Bauden	Krausovy Boudy (Labská)
Krinsdorf	Křenov
Krummhübel	Karpacz
Kunzendorf	Niedamirów (poln.)
Kuttenberg	Kutná Hora
Lampersdorf	Lampertice
Lauban	Lubaň (poln.)
Lausitzer Gebirge	Lužické hory
Leitmeritz	Litoměřice
Liebau	Lubawka (poln.)
Liebauer Pass (Königshaner Pass)	Královecké sedlo
Maffersdorf	Vratislavice
Mähren	Morava
Mährisch Schönberg	Šumperk
Marschendorf	Maršov
Mastig	Mostek
Maxhütte	Maxovka
Nachod	Náchod
Neustadt an der Mettau	Nové Město nad Metují
Niemes	Mimoň
Oberaltstadt	Horní Staré Město
Obersalzbrunn	Szczawno-Zdrój (poln.)
Olmütz	Olomouc
Oppau	Opawa (poln.)

Ostrau	Ostrava
Pardubitz	Pardubice
Parschnitz	Poříčí
Peterbaude	Petrova bouda
Petzer	Pec pod Sněžkou
Pilsen	Plzeň
Prag	Praha
Quetschenstein	Kutná
Quintenmühle	Ozon
Rabengebirge	Vraní hory
Rehorn	Rýchory
Rehornbaude	Rýchorská Bouda
Reichenberg	Liberec
Rennerbaude	Rennerova bouda („Renerovka“)
Riesenbaude	Obří bouda
Riesengebirge	Krkonoše
Riesengebirgsvorland	Podkrkonoší
Roll	Ralsko
Saaz	Žatec
Schatzlar	Žacléř
Schemnitz	Banská Štiavnica (slovak.)
Schlackenwerth	Ostrov nad Ohří
Schlaggenwald	Horní Slavkov
Schlesien	Śląsk (poln.), Slezsko (tschech.)
Schlesierhaus	Dom Śląski (poln.)
Schönhengstgau	Hřebečsko
Schreiberhau	Szklarska Poręba
Schwadowitz (Groß- und Klein-)	Svatoňovice (Malé und Velké)
Schwarzenberg	Černá hora
Schwarzental	Černý Důl
Schweidnitz	Świdnica (poln.)
Silberstein	Hrádeček
Sokolbaude	Sokolská bouda

Spindelmühle	Špindlerův Mlýn
Spindlerbaude	Špindlerova bouda
Spitzberg	Královecký špičák
Stachelberg	Stachelberg (früher auch Ježová hora)
Starkstadt	Ježová hora
Swarow	Svárov
Taus	Domažlice
Teichwasser	Rybníček
Teplitz-Schönau	Teplice-Šanov
Tetschen	Děčín
Tham(m)-Bauden	Thámovy boudy
Theresienstadt	Terezín
Trautenau	Trutnov
Trautenbach	Babí
Troppau	Opava
Ungarisch Hradisch	Uherské Hradiště
Unter Rosinka	Dolní Rožinka
Wernsdorf	Vernéřovice
Wiesenbaude	Luční bouda
Wildschütz	Vlčice
Wölsdorf	Vlčkovice
Znaim	Znojmo



## 8. Danksagung und Widmung

An dieser Stelle möchte ich folgenden Menschen für ihre Hilfe bei dieser Forschung herzlich danken:

ao. Univ.-Prof. i.R. Dr. Roland Girtler und ao. Univ.-Prof. i.R. Dr. Gero Fischer, die mich geduldig betreuten und die nicht nur hervorragende Wissenschaftler sind, sondern auch als Lehrende die Interessen der Studierenden zu wecken wissen,

allen Schatzlarerinnen und Schatzlarern, die mir in unzähligen, oft stundenlangen Gesprächen Auskunft gaben,

meiner Familie, meinen Freundinnen und Freunden für die seelische Unterstützung,

Fabienne Jaquet, die mich zu Beginn, und Gülsah Erbilin, die mich gegen Ende motivierte.

Ich widme diese Arbeit meinem im März 2017 verstorbenen Vater, der große Teile davon kannte, und Tante Ritschi, die sich als vertriebene Erzgebirgerin zeit ihres Lebens für die Verständigung zwischen Deutschen und Tschechen einsetzte.



## 9. Abstract

Vorab sei das Ziel dieser Forschung genannt: den Wandel einer Stadt und ihrer Umgebung in Anbetracht der politischen und gesellschaftlichen Veränderungen darzustellen und ihn nachvollziehbar zu machen. Den roten Faden bildet dabei die Unterscheidung der zwei Narrative, also die unterschiedliche Erzählung der Geschichte eines Landes bzw. einer Region seitens der deutschen und der tschechischen Einwohner des heutigen Tschechien, wobei hier die Sicht der Deutschen im Vordergrund steht.

Die Arbeit setzt sich mit der deutschen Minderheit in Ostböhmen anhand des Sonderfalls Schatzlar auseinander, da hier nach der sogenannten Aussiedlung der Deutschen nach dem Zweiten Weltkrieg eine beträchtliche Anzahl von Deutschen verblieb bzw. zurückbehalten wurde, vor allem um den Betrieb des Steinkohlebergwerks sicherzustellen. Allein diese Tatsache widerspricht der medial in den letzten Jahrzehnten vermittelten totalen Auslöschung deutschen Lebens nach 1945.

Den Schwerpunkt bildet dabei das 20. Jahrhundert bis in die Gegenwart, wobei vor allem die politischen Umwälzungen sowie das Verhältnis zwischen Deutschen und Tschechen im Mittelpunkt stehen. Ausgangspunkt der Forschung bildet der Ansatz Max Webers, der die Aufgabe der Soziologie darin sieht, soziales Handeln deutend zu verstehen und dadurch in *seinem Ablauf und seinen Wirkungen ursächlich zu erklären* (Weber, *Soziologische Grundbegriffe*, S. 19). Um den Wandel in Schatzlar und dem östlichen Riesengebirge darzustellen, orientierte ich mich methodisch an dem von Girtler entwickelten ero-epischen Gespräch, mit dessen Hilfe ich das sensible Thema bearbeitete. In diesen Gesprächen kristallisierten sich Schwerpunkte dieser Forschung heraus (siehe unten). Des Weiteren soll die Lebenswelt - ein Begriff, den Schütz prägte und mit dem sich auch Girtler in seinen „Methoden der Feldforschung“ kritisch auseinandersetzt - der Deutschen beleuchtet werden. Darüber hinaus stellten Ergebnisse der regionalen Forschung (Riesengebirge, insbesondere Schatzlar) wichtige Impulse für diese Arbeit dar.

Zentrale Quellen der Forschung bildeten neben den Aussagen der Gewährspersonen in den ero-epischen Gesprächen Arbeiten von Adrian von Arburg, Tomáš Staněk, Pavel Klimeš u. a.

Im ersten Hauptteil (Wechselbeziehungen) zeige ich anhand der Sprache und der Sagenfigur Rubezahl, wie stark hier gegenseitige Beeinflussung und Abgrenzung das Verhältnis zwischen Deutschen und Tschechien prägten.

Im zweiten Hauptteil steht zu Beginn der Aspekt der Grenze im Vordergrund. Zunächst befasse ich mich mit der Siedlungsgeschichte der Region, wobei nach der deutschen Ostkolonisation die Holzknechte aus Schwaz (und anderen voralpinen Regionen) im 16. Jahrhundert eine zentrale Rolle für die Besiedlung des Riesengebirges spielen. Danach erfolgt die Darstellung der böhmisch-schlesischen Grenze im Kontext mit den Auseinandersetzungen zwischen Österreich und Preußen, später mit der tschechoslowakischen Absicherung in der ersten Republik.

In Anbetracht der demographischen Verhältnisse (tschechischsprachige Besiedlung im Innenland (mit Ausnahme einiger Städte), deutschsprachige Besiedlung in den Randgebieten bis zum Ende des Zweiten Weltkriegs - "Randböhm") beschäftige ich mich mit der Sprachgrenze, wobei Schulen große Bedeutung erlangten. So bemühten sich vor 1918 zugewanderte Tschechen um eine eigene Schule, nach 1945 musste die deutsche Bevölkerung auf eine deutschsprachige Ausbildung ihrer Kinder verzichten. Eine Einrichtung, die bis 1938 die Sprachgrenze überwand, war der sogenannte Austausch, im Zuge dessen deutschsprachige Schüler für ein Jahr in tschechisches Siedlungsgebiet (und umgekehrt) zogen, um die andere Sprache zu erlernen.

Nach einem kurzen Überblick über die Lage und Geschichte der Stadt Schatzlar sowie ihre Industrie und Persönlichkeiten rückt die Perspektive der deutschsprachigen Bevölkerung in den Focus - im Sinne der in der Forschung wahrgenommenen zwei Narrative (deutsches und tschechisches). Meine deutschen Gewährspersonen erzählen hier die Geschichte mit all ihren Bruchlinien, wie sie sie sehen. So wird die Aussiedlung der Tschechen aus dem Grenzgebiet von den Deutschen als nicht brutal empfunden, während die Schließung deutscher Schulen und die Neubesiedlung des Grenzgebiets (osídlování) nach dem Zweiten Weltkrieg eine große Irritation darstellten. Vor allem die ersten Jahre nach dem Zweiten Weltkrieg nahmen die Deutschen als Zeit der Stigmatisierung und Diskriminierung wahr. Immerhin boten nach 1968 Organisationen wie der Kulturverband der Deutschen Möglichkeiten zur Pflege der deutschen Kultur und Sprache. Darüber hinaus bildeten nach 1989 das Begegnungszentrum Trautenau und das städtische Museum Schatzlar Orte der differenzierten Auseinandersetzung mit der Geschichte Ostböhmens. Trotzdem kann man in Anbetracht des Verlustes der sprachlichen Domäne Familie –

verursacht eben durch Stigmatisierung und Diskriminierung - von einem Sprachtod sprechen.

Wie anfangs erwähnt stellte das Bergwerk (erster Teil des Aspekts *Lebenswelt*) den Grund für den Verbleib relativ vieler Deutscher dar, weshalb ich mich in diesem Kapitel mit der Geschichte des Bergbaus, aber auch mit der damit verbundenen Kultur (Humor, Spitznamen, Bergmannssprache, Tracht, Arschleder, Bergmannsehre) und ihrem Untergang befasste. Eng damit verbunden war der Bau der sogenannten Roten Kolonie (zweiter Teil des Aspekts *Lebenswelt*), die in der Tradition der Arbeiterkolonien des 19. Jahrhunderts steht und mit der eine aus soziologischer Sicht bemerkenswerte Wohn- und Sozialform im Gegensatz zu den Bürgerhäusern im historischen Kern Schatzlars entstand.

Abschließend stehen die nahe Schatzlar im Riesengebirge gelegenen Bauden im Mittelpunkt der Betrachtung (dritter Teil des Aspekts *Lebenswelt*). Zunächst als einfache Unterkünfte für die Holzarbeiter dienend entwickelten sie sich zu bäuerlichen Behausungen (Milchwirtschaft, Bergbauern). Mit der rasanten Entwicklung des Tourismus im 19. Jahrhundert wandelten sich viele Bauden in große Berghotels, die in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts eine wechselhafte Geschichte erfuhren: Treffpunkt politischer Gruppierungen (Nationalsozialisten und Sozialisten), Lazarette im Zweiten Weltkrieg, Verwaisung nach der Aussiedlung und vielfach Untergang. An diese Auseinandersetzung knüpfte ich Beobachtungen zum Umgang mit diesem historischen Erbe wie etwa durch die Organisation Antikomplex, die sich um eine neue Bewertung der Deutschen auf dem Boden des heutigen Tschechien bemüht.



